

Kai Nolde

## Die Anfänge der (mobilen) Jugendarbeit mit rechten Cliques in Sachsen. Praxiserfahrungen aus einem hereinbrechenden Jahrzehnt

*Und dann hieß es: „Ja, kümmere dich mal. Mach dir Gedanken.  
Und bist du alleine losgerannt und hast da das Beste draus  
gemacht.“ (Stefan)*

*„Wir haben gedacht, wir müssten die Welt retten.“ (Petra)*

Zwischenbericht für die ReMoDe-Begleitforschung  
Forschungssäule qualitative Fachkräfte-Interviews

Oktober 2021

# Inhaltsverzeichnis

<b>EINLEITUNG</b>	<b>3</b>
<b>1 LOKALE AUSGANGSLAGEN UND HERAUSFORDERUNGEN</b>	<b>5</b>
<b>1.1 Die zentralen Adressat:innen</b>	<b>5</b>
Subkulturelle Cliquentopographien	5
Fluide Orientierungen	7
„Wendejugendliche“ zwischen Verlorenheit und Aufbegehren	9
Zugriff mit Lücke?	11
<b>1.2 Sozialräumliche Verhältnisse und Dynamiken</b>	<b>12</b>
Grundlegende Charakteristika der Sozialräume	12
Entwicklungen innerhalb der Szene	14
Dynamiken der Gewalt	15
Politisches Klima und Handlungsbereitschaften	17
Widrige Verhältnisse, extrem rechte Konjunkturen	18
<b>2 PRAXISZUGÄNGE UND HANDLUNGSANSÄTZE</b>	<b>19</b>
<b>2.1 Ankommen und Einfinden</b>	<b>19</b>
Ins Feld geworfen...	20
Freiheit und Experiment, Engagement und Entgrenzung	21
Nachholende Qualifizierung und fachliche Einbettung	23
Exkurs: Eine engagierte Fachkraft macht noch keinen Sommer	25
<b>2.2 Auftrag und Auftragswahrnehmung</b>	<b>26</b>
I: Synchronisation	27
II: Überschreitung	28
III: Zurückweisung	29
<b>2.3 Der akzeptierende Ansatz in der Praxisperspektive</b>	<b>31</b>
Linke Kritik und politische Kontroverse	32
Austausch und Erfahrungen im Fachkontext	33
Akzeptierend heißt...	36
<b>2.4 Lost in Conception</b>	<b>40</b>
<b>3 DIE PRAXIS DER JUGENDSOZIALARBEIT</b>	<b>42</b>
<b>3.1 Etablierungspraxis</b>	<b>42</b>
Kontaktaufnahme und Beziehungsaufbau	42
Verräumlichungen	44
Belastungspunkte beim Einstieg	46
<b>3.2 Alltagspraxis</b>	<b>48</b>
Streetwork und Begleitung	48
Clubbetrieb zwischen Regulierung und Integration	50
Alltagseingelagerte Interaktionen	53

Einzelfallhilfen	57
Angebotsgestaltungen	58
Sozialraumorientiertes Handeln	61
<b>4 RESULTATE, PRAXISBILANZEN UND TRANSFERPERSPEKTIVEN</b>	<b>65</b>
<b>4.1 Wahrgenommene Resultate und Wirkungseinschätzungen</b>	<b>65</b>
Beziehung und Kommunikation	66
Emotionales Erleben	67
Partizipation und Selbstwirksamkeit	68
Perspektiventwicklung und gesellschaftliche Integration	69
Räume der Begegnung und Gemeinschaftsintegration	70
Förderung jugendkultureller Vielfalt	71
<b>4.2 Weitere Einfluss- und Bedingungsfaktoren</b>	<b>74</b>
Hinderliche Faktoren	74
Förderliche Faktoren	76
Schlussfolgerungen	78
<b>4.3 Bilanzierungen zur Praxis</b>	<b>80</b>
Zentrierung und Dezentrierung als effektive Handlungslogik	80
Mobile Jugendarbeit unter AgAG	83
Einschätzungen zur Situation heute	85
<b>4.4 Achtungspunkte und Schlussfolgerungen</b>	<b>89</b>
Diesseits und jenseits der Clique	89
Dezentrierung, Erfahrungsbezug und Strategieentwicklung	92
Weitere Praxiskoordinaten auf dem Prüfstand	94
Jugendarbeit als eingebettete Akteurin	98
<b>LITERATUR</b>	<b>100</b>
<b>ANHANG I: UNTERSUCHUNGSANLAGE UND METHODISCHE VORGEHENSWEISE</b>	<b>I</b>
<b>Fragestellung und Forschungsperspektive</b>	<b>i</b>
<b>Methodisches Vorgehen</b>	<b>iii</b>
Auswahl und Rekrutierung der Proband:innen	iii
Durchführung der Erhebung	iv
Auswertungsverfahren	iv
<b>ANHANG II: KURZÜBERSICHT ZU DEN INTERVIEWTEN</b>	<b>VI</b>
Steckbrief „Petra“	vi
Steckbrief „Thomas“	vi
Steckbrief „Jessica“	vii
Steckbrief „Stefan“	viii
Steckbrief „Knut“	viii
Steckbrief „Birgit“	ix

## Einleitung

Der Beginn der 1990er war eine Zeit der Umbrüche. Das Ende der Sowjetunion hatte eine historische Zäsur markiert und die Zusammenführung der deutschen Staaten nach den Maßgaben und dem Vorbild der alten Bundesrepublik brachte auf den Gebieten der ehemaligen DDR weitreichende Veränderungen des gesellschaftlichen Gefüges mit sich. Im Fahrwasser – oder im Windschatten – dieser Entwicklung schwappte eine Welle extrem rechter Gewalt insbesondere durch die neuen Bundesländer und damit auch durch Sachsen. Ihre sichtbarsten Manifestationspunkte waren rassistische Pogrome wie etwa in Rostock-Lichtenhagen oder Hoyerswerda, aber auch Hetzjagden auf ausgemachte Migrant:innen, Andersdenkende und Anderslebende hielten vielerorts Einzug ins Alltägliche. Gerahmt von einem allgemeineren nationalistischen Taumel und unter teilweisen Applaus der lokalen Bevölkerung wurde die Gewalt maßgeblich von einer jugendlichen oder jungerwachsenen Klientel getragen, in deren Auftreten und Erscheinen sich teils deutlich die rasante Ausbreitung einer neonazistisch geprägten Skinhead-Subkultur abbildete.

Als Entgegnung auf diese Phänomene wurde ein Neuaufbau der Jugendhilfe angestrebt, deren bisherige Strukturen nach dem Ende der DDR weitgehend brachlagen. Auf Bundesebene wurde dazu das „Aktionsprogramm gegen Aggression und Gewalt“ (AgAG) ins Leben gerufen und auf sächsischer Landesebene um ein eigenes Programm ergänzt, das unter dem Titel „Jugend und Gewalt“ lief bzw. als „Aktion-Gegen-Gewalt-Programm“ firmierte.<sup>1</sup> Die unter diesen Vorzeichen vorangetriebene Etablierung der (vor allem auch mobilen) Jugendarbeit war von Beginn an von zahlreichen fachlichen und politischen Kontroversen begleitet. Diskutiert wurde u.a., ob hier nicht in die falsche Richtung Fürsorge mit der Gießkanne ausgeschüttet werde bzw. ob (und wie) ein akzeptierendes Arbeiten mit ‚rechten Glatzen‘ sinnvoll und vertretbar sei. Die Debattendynamik polarisierte rasch und bedingte, dass viel gesagt und geschrieben wurde. Die Polarisierung hatte aber auch zur Folge, dass die Sichtweisen, Erfahrungen und Einschätzungen derjenigen, die ‚an vorderster Front‘ und unter oftmals belastenden Bedingungen die jugendarbeiterische Praxis gestalteten, außerhalb eines engeren Fachkontextes kaum Gehör oder gar nicht erst den Raum fanden, sich auszudrücken. Die Praktiker:innen sahen sich vielfach in die Defensive gedrängt, konnten oder wollten nicht so sprechen, dass ihre Sichtweisen differenzierter und breiter zugänglich geworden wären. Dies sollte auch im Nachgang weitgehend so bleiben. So leistete etwa auch die Evaluation der Programme nur einen begrenzten Beitrag dazu, die in ihren Namen betriebene Praxis systematisch aufzubereiten. Vieles blieb verstreut liegen und auch die wissenschaftliche Aufarbeitung der unmittelbaren Praxiserfahrungen sowie weiterer rahmender Aspekte sind bis heute ein weitgehendes Forschungsdesiderat.<sup>2</sup>

Dabei sind seit der Initialzündung von Praxis und Debatte mittlerweile rund 30 Jahre vergangen. Damit wird zusehends wahrscheinlicher, dass die gemachten Erfahrungen gänzlich in der zeitgeschichtlichen Versenkung verschwinden. Zugleich kann angenommen werden, dass sich mit zeitlichem Abstand die

---

<sup>1</sup> Im Folgenden wird vereinfachend von einem ‚Bundes-‘ und einem ‚Landes-AgAG‘ oder auch nur von den ‚AgAG-Programmen‘ gesprochen. Diese begriffliche Bündelung entspricht zum einen einer Bezeichnungspraxis, wie sie im vorliegenden Forschungszusammenhang seitens der Praxis gewählt wurde. Zum anderen treten aus dem empirischen Material – die Interviews mit den Fachkräften – keine signifikanten Unterschiede zwischen beiden Programmeinbettungen hervor, eher zeigen sich Gemeinsamkeiten in den Erfahrungen.

<sup>2</sup> Vgl. zu diesen Einordnungen sowie für Belegangaben und weitergehende Literaturhinweise die Untersuchung von Schuhmacher/Zimmermann (2021), die ebenfalls Teil der Begleitforschung im Projekt ReMoDe ist.

emotionalen und politischen Wogen geglättet haben, dadurch das Erlebte besprechbarer geworden ist und einer forschenden Nachbetrachtung erschlossen werden kann. Diese Überlegung stand am Ausgangspunkt der vorliegenden empirischen Untersuchung. Die vielfache Bereitschaft von damals aktiven Fachkräften, sich zu erinnern und für ein Gespräch zur Verfügung zu stehen, bestätigte sie. Konzipiert wurde ein Forschungsdesign, das darauf angelegt war, ihre Erfahrungsschätze durch leitfadengestützte Interviews mit narrativen Sequenzen zu heben und einer qualitativen inhaltsanalytischen Auswertung zuzuführen.<sup>3</sup>

Dergestalt ist die Untersuchung Teil der durch das Netzwerk „Sozialwissenschaftliche Forschung und Beratung“ (SOFUB) bewerkstelligten Begleitforschung im Modellprojekt „ReMoDe - Regional und Mobil für Demokratie“ des LAK MJA Sachsen.<sup>4</sup> Das Projekt verfolgt das Ziel, „die Handlungssicherheit von Fachkräften im Umgang mit [...] Pauschalisierenden Ablehnungskonstruktionen (PAKOs) [...] zu stärken“ (ReMoDe 2020; zu PAKOs vgl. grundlegend Möller/Grote/Nolde/Schuhmacher 2016). Neben der Adaption und praktischen Erprobung neuer Konzepte für die Jugendarbeit soll dazu auch die AgAG-Phase gegenwartsbezogen reflektiert werden. Daraus ergibt sich für Auswertung und Berichtslegung eine doppelte Aufgabenstellung: Die damalige Praxis in ihren Voraussetzungen, Verläufen und Resultaten ausgehend von den Angaben der Interviewten zu erschließen und in den historischen Kontext einzuordnen einerseits und darüber andererseits die gemachten Erfahrungen für eine (mobile) Jugendarbeit mit rechtsorientierten Adressat:innen gegenwartsbezogen fruchtbar zu machen. Dies wurde in ein Analyseraster übersetzt, das die Handlungslogiken der Praxis ‚aufsteigend‘ rekonstruiert:

- von den Beschreibungen und Einschätzungen der Adressat:innen sowie den wahrgenommenen sozialräumlichen Bedingungen und Konfliktlagen und den an dieser Schnittstelle identifizierten Herausforderungen
- über die Praxiszugänge der Fachkräfte selbst, also die ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen und Orientierungspunkte sowie die darüber erschlossenen Handlungsansätze,
- hin zur den tatsächlichen Handlungsvollzügen, sowohl die Etablierung im Handlungsfeld wie auch die weitergehende Ausgestaltung der Alltagspraxis betreffend, um abschließend
- ausgehend von den Wirkungseinschätzungen und Bilanzierungen der Interviewten zu einem Gesamtresümee und zu Schlussfolgerungen für die Gegenwart zu gelangen.

In seinen Grundzügen entspricht dieses Analyseraster auch der Gliederung des nachfolgenden Berichts.<sup>5</sup>

---

<sup>3</sup> Das Sample umfasst im Ergebnis acht Interviews, von denen sechs in die detailliertere Analyse einbezogen wurden. Diese wiederum decken eine Spannweite von Hintergründen ab: allen Proband:innen ist zunächst gemein, dass sie in der ersten Hälfte oder spätestens zur Mitte der 1990er Jahre hin als überwiegend junge Berufseinsteiger:innen (auch) mit extrem rechtsorientierten Jugendlichen gearbeitet haben; bei fünf von ihnen erfolgte der Einstieg in die Mobile Jugendarbeit, eine begann in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit; bei dreien lag eine direkte Einbindung in das Landes- bzw. Bundes-AgAG vor, einer hatte Bezugnahmen zum Programm und zwei agierten losgelöst davon; ihr Handeln war in verschiedenen Regionen Sachsens angesiedelt und sowohl großstädtische wie auch unterschiedlich ausdimensionierte mittelstädtische Szenarien sind vertreten; jeweils drei der Interviewten sind weiblich bzw. männlich verortet. Einen knappen Überblick zu den einzelnen Proband:innen gibt Anhang II am Ende dieses Berichts.

<sup>4</sup> Gefördert wird das Projekt des Landesarbeitskreises Mobile Jugendarbeit Sachsen e.V. durch das Bundesprogramm „Demokratie leben!“ sowie durch das Landesprogramm „Weltoffenes Sachsen für Demokratie und Toleranz“ (WOS). Online ist es einsehbar unter: <https://www.mja-sachsen.de/modellprojekt-remode/>. Hier werden sukzessive auch die weiteren Befunde aus der Begleitforschung dokumentiert.

<sup>5</sup> Detaillierte Ausführungen zur Herausarbeitung von Fragestellung und Untersuchungsperspektive sowie zur methodischen Anlage und Durchführung von Erhebung und Analyse sind in Anhang I hinterlegt.

# 1 Lokale Ausgangslagen und Herausforderungen

## 1.1 Die zentralen Adressat:innen

### *Subkulturelle Cliquentopographien*

Bei den zentralen Adressat:innen der Fachkräfte handelte es sich überwiegend um relativ große und festgefügte Cliques, die im öffentlichen Raum präsent und dem „Bereich Subkultur Skinhead“ (Thomas, 48f.) zuzuordnen waren. Trotz teilweiser Spezifika gleichen sich ihre Beschreibungen fallübergreifend stark an.

Bei Thomas war es eine „Gruppe von 20 bis 25 Jugendlichen“ (76), die sich maßgeblich in einer „Spielothek“ (85) trafen oder „auf der Straße einfach unterwegs waren“ (301). Petra hatte es gleich mit mehreren „sehr feste[n] Cliques“ (132) zu tun, die sich aus „sehr viele[n] Jungs und ein paar Mädels“ (145f.) zusammensetzen und sich auf – vermutlich jeweils – „dreißig, vierzig, fünfzig Kids“ (1326) summierten. Die Hauptzielgruppen von Stefan waren zwei Cliques Jugendlicher im Alter von „14, 15“ (1300) Jahren, die in ihren jeweiligen Stadtteilen eigene Treffpunkte vor einem Einkaufszentrum bzw. in einem kleinen Park am Rande der Siedlung hatten.

Die stark männlich dominierten Cliques zeichneten sich durch eine enge Verzahnung neonazistischer Orientierungsmomente mit Alkoholkonsum, politisch-subkultureller Selbstinszenierung und Gewaltakzeptanz aus. Laut Stefans Beschreibung gehörten zwar auch kleinkriminelle Aktivitäten zum Handlungsrepertoire der Gruppen (vgl. 1289f.), vor allem aber spielte das Trinken eine zentrale Rolle und es wurde zu den Spielen eines Bundesligavereins gefahren, wodurch es „am Rande“ (400) Berührungspunkte zur „Hooligan-Szene“ (402) gab. Beide Cliques agierten mitunter gemeinsam und waren in ihrem Erscheinungsbild und Auftreten geeint: „Mit Bomberjacke die meisten dann, [...] mit weißen Schnürsenkeln und Bomberstiefeln“ (1291ff.) zogen sie los, wollten „Leuten auf die Fresse hauen und haben Scheiß-Parolen gegrölt“ (381f.). Auch „die Jungs“ von Thomas waren „massiv mit Alkohol beschäftigt“ (350), kleideten sich im Skinhead-Look und übten gezielt, etwa gegen eine Unterkunft für Migrant:innen, wie auch willkürlich Gewalt gegenüber Dritten aus: Es wurden „wahllos Leute angegriffen [...], das musste nicht mal ein ausländischer Mitbürger oder irgendwas sein, sondern das war grundsätzlich“ (301ff.). Zudem waren Bezüge und Exkursionen, die sie aus der eher peripheren Geographie des eigenen Sozialraums in die größeren Städte des Umlandes führten, zentral für die Jugendlichen. Ihre Bedürfnisse nach Subkultur und nach ‚Action‘ befriedigten sie, indem sie andernorts Rechtsrockkonzerte besuchten und die Straßen unsicher machten. Jugendliche aus dem Cliqueszusammenhang waren beteiligt, als 1993 in Hoyerswerda ein nicht-rechter Jugendlicher in Zuge eines Neonaziangriffs auf ein Konzert getötet wurde (vgl. 285ff., 465ff.).

Besonders massiv – und vermutlich durch das unmittelbare Großstadtsetting verstärkt – stellt sich das gewaltsuchende Verhalten bei den Adressat:innen von Petra dar. Auch sie spricht von einem hohen Maß scheinbarer Selbstzweckhaftigkeit, das der (inszenierten Bereitschaft zur) Gewaltanwendung innewohnte:

„die waren wirklich bis zu den Zähnen bewaffnet. Also die hatten den Rucksack voller Waffen und die hatten in ihrem Hosenbund eine Knarre und was so, ja, was für mich so eindrücklich war, [...] dass die Jungs ihren Mädels gesagt haben, sie mögen bitte irgend einen anderen Typen anmachen, damit man einen Grund hat,

sich zu prügeln. Also wirklich dieses Suchen nach Aggressionsmöglichkeiten, sich auszuwirken. Also die waren von Null auf Hundert in drei Sekunden. Das war unfassbar, wie die teilweise jede Gelegenheit genutzt haben.“ (219ff.)

Möglichkeiten zur Gewaltausübung wurden hier in geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung gesucht und offenbar auch gefunden. Die sich abzeichnende Beliebtheit wird zugleich kontrastiert, dass es sich Petra zufolge um Jugendliche mit „klarer politischer Ausrichtung“ (74) handelte. Diese drückte sich „ganz klassisch“ in einer Ausstaffierung mit „Bomberjacke, Springerstiefel, weiße Schnürsenkel, Frisuren“ (333) sowie in einer „Grundgesinnung“ aus, die „ausländerfeindlich und rechtsextremistisch geprägt“ (159f.) war. Gewalttätige Konflikte mit dem Antifa-Spektrum gehörten zur Tagesordnung.

Im Fall von Birgit, die nicht mobil, sondern in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit tätig war, beschränkte sich die Cliquengröße auf maximal zehn Personen (vgl. 615f.). Der Kontakt zu den Jugendlichen blieb ausschließlich an den Einrichtungskontext gebunden. Zumal sie aus etwas entfernteren Stadtteilen kamen, liegen zu ihrem Agieren ‚außer Haus‘ nur lose Einschätzungen vor. Ansonsten aber deckt sich die Beschreibung weitgehend mit denen der anderen Fachkräfte: Mit „Hosenträgern und Lonsdale-Klamotten“ auf der einen Seite und „Glatze“ bzw. „Renee Frisuren“ (642f.) auf der anderen Seite feierten die Jugendlichen zu Rechtsrock und begingen die Geburtstage von „Hitler oder Hess“ (647). Sie inszenierten sich mit Sprüchen wie „Wir gehen Zecken klatschen“ oder irgendwie ‚Richtung Döner irgendjemanden aufmischen‘“ (63f.), wobei die Mädchen für die Beziehungsarbeit untereinander zuständig waren, während die Jungs „die Haudrauf und die Coolen“ (319f.) abgaben.

Weitere Facettierungen treten in denjenigen Fällen hinzu, in denen die Adressat:innen nicht (in Gänze) dem beschriebenen Muster entsprachen, ihre Charakterisierung aber als angelagert gelten kann.

Als Jessica 1993 mit dem Streetwork begann, betrachtete sie keine der Cliques, für die sie zuständig war, als rechts „eingruppiert“ (61). Jessica berichtet von drei großen und heterogenen Gruppen, die als typisch für die damalige Jugend in dem großen Neubaugebiet der Mittelstadt erlebte. Die Jugendlichen „waren so heiß auf alles, was irgendwie abseits war von Schule und Elternhaus“ (339f.) geboten wurde – „alles sollte möglichst viel Spaß machen. Das war so die Oberdevise. [...] Niemand hat je gesagt: ‚Ich will eine gute Berufsausbildung‘ oder sowas“ (1315ff.). „Alkoholkonsum“ (97) prägte die Erlebniskultur und führte zu „Auseinandersetzungen mit den Anwohnern“ (98f.). Im Einzelnen handelte es sich bei den Cliques um eine Großgruppe von bis zu 60 noch sehr jungen Personen, die sich regelmäßig an einer Tischtennisplatte trafen und „halt ihre Freiräume gesucht haben“ (364); um eine etwa 30-köpfige gemischtgeschlechtliche Gruppe mittleren Alters, die „ausgeflippter“ (369) und „risikobereiter“ (373) war und in der sich vor allem „so ein Dreier-Mädels-Paket“ (370) hervortat, indem es etwa die Dächer der Hochhäuser bestieg, so dass die Feuerwehr anrückte; und um einen noch etwas kleineren Zusammenschluss Jungerwachsener, in dem es „sehr jungdominiert“ (376) zuzuging und der Alkoholkonsum am stärksten ausgeprägt war. Erst in Folge von Ausschreitungen vor einer Einrichtung für Spätaussiedler:innen nahm Jessica wahr, dass vor allem die letztgenannte Clique „dem rechten Rand sehr nahe gekommen“ (63) war. Sie erlebte, wie die Sprache „aggressiver“ wurde und vermehrt Sprüche wie „Scheiß Ausländer“ oder „Asylanten raus“ (548ff.) zu hören und an den Wänden im Stadtteil zu lesen waren. Der Angriff auf die Unterkunft bot ein „öffentliches Ereignis“, das nach Jessicas Einschätzung wie „eine Initialzündung“ auf die Jugendlichen gewirkt hatte, „wo die auch

gemerkt haben, genau wie wir es gemerkt haben: Aha, hier gibt es noch mehr als einfach Freizeit“ (535ff.). Für einen Teil der Jugendlichen entwickelte das extrem rechte Deutungs- und Handlungsangebot Attraktivität, sie machten es zur eigenen Aktions- und Inszenierungsfläche.

Die „stadtteilorientierte“ (23) Arbeit von Knut ging nicht mit einer expliziten Adressierung einer oder mehrerer einschlägiger Cliques einher. Stattdessen hatte er die (extrem) rechte Jugendszenerie der Großstadt und insbesondere des Stadtteils, in dem er tätig war, insgesamt im Blick. Knut skizziert dieses Milieu, indem er drei Ebenen von Szenenzugehörigkeit unterscheidet, die sich an den Graden der politisch-ideologischen und organisationsbezogenen Involvierung festmachen. Zum ersten gab es die „harte Hardcore-Szene“ (2380). Dies waren für Knut die organisierten Strukturen und diejenigen, die mit diesen zusammenarbeiteten. Dieses Spektrum war innerhalb der Szene auch überregional vernetzt und hatte Verbindungen zur organisierten Kriminalität. Ganze „Parallelwelten“ (1546) waren hier aufgebaut worden. Auf Stadtteilebene entsprach dem eine Kameradschaft, die sich inzwischen zwar in Auflösung befand, aber immer noch eine Kneipe als Treffpunkt hatte, in die „sich kein Bulle reintraut[e]“ (1548). Zum zweiten gab es den „Mittelteil“ (2396), der relational betrachtet „nicht ganz so rechts“ (1536) war. Kennzeichnend war, dass es aus diesen Spektren heraus zwar Bezüge ins ‚Hardcore-Milieu‘ gab, die Jugendlichen aber nicht in diesem aufgingen und Distanzen bestehen blieben: Entweder sie wurden „nicht so aufgenommen“ oder es „war denen zu radikal“ (1537f.). Dazu zählten für Knut u.a. auch die damals in der Stadt präsenten „jugendlichen Hooligans, die jetzt eben so arabische Väter haben und die sich deutsch fühlten“ (3082f.). In seinem ‚Einsatzgebiet‘ wiederum gruppierten sich Jugendliche der ‚mittleren‘ Kategorie u.a. um einen lokalen Jugendclub. Zum dritten waren da dann noch all diejenigen, „die vielleicht so jünger waren“ und für die ‚Rechts‘ eher einer „Mode“ entsprach, die flüchtig blieb und von der sie irgendwann wieder „abgesprungen sind“ (2502ff.). Anzunehmen ist, dass es hier ein großes und diffuses Milieu an Jugendlichen mit mehr oder weniger ausgeprägten Affinitäten für die extreme Rechte gab, das sich kaum genauer eingrenzen ließ.

### *Fluide Orientierungen*

Rückbezogen auf die Cliquesbeschreibungen insgesamt kann davon ausgegangen werden, dass die Jugendsozialarbeit es überwiegend mit den, in Knuts Worten, „mittleren Gruppen“ (2682) zu tun hatte.

Weitergehend wird diese Einschätzung dadurch unterstrichen, dass die Grade ideologischer Festigung sowie die Bereitschaft zur verbindlichen Politik und Organisation vielfach als gering eingeschätzt werden. So spricht etwa Petra davon, dass es pro Großclique lediglich „vier oder fünf“ gab, die „sehr strukturiert und teilweise organisiert waren“ (403f.). Jessica zeichnet nach, wie ab etwa 1995 u.a. aus Südwestdeutschland „zunehmend Leute aufgekreuzt“ (539) waren, die die ‚neurechte‘ Jugenddynamik zu kanalisieren und in organisierte Bahnen zu lenken versuchten (vgl. 162ff.). Dies gelang mitunter, doch die Cliques in ihrer Gesamtheit zogen nicht mit. In der Folge waren sie vielmehr „gesplittert“ (174) und lösten sich schließlich ganz auf. Auch Birgit vermutet vereinzelte Anwerbungsversuche durch organisierte Rechte, die jedoch ohne erkennbares Resultat blieben (vgl. 102ff.).

Mitunter werden auch die Motivlagen der Jugendlichen erkennbar, die einer weitergehenden politischen und strukturellen Einbindung entgegenstanden:

„Es gab auch so Sachen, wo teilweise Leute zu diesen Rudolf-Heß-Gedenkmärschen gefahren sind, zurückgekommen sind und gesagt haben: ‚So eine scheiße, da fahre

ich nie wieder hin. Solche Idioten da von der NPD, alle in Reih und Glied marschieren und kein Alkohol.' Das war eben alles gar nichts.“ (Thomas, 177f.)

Auch an inhaltlicher Auseinandersetzung und Vertiefung hatten die Jugendlichen Thomas zufolge kein Interesse (vgl., 395ff.). Ihre Präferenzen lagen deutlich auf politisch-subkultureller Selbstinszenierung und ‚Action‘. (Partei-)Disziplinierung war damit nicht vereinbar und galt eher als negativer Gegenentwurf zum eigenen Selbstbild. Entsprechend kam es vor, dass Mitglieder extrem rechter Parteien, die an die Jugendlichen herantraten, „verarscht“ wurden: „„Nein, ihr seid uns zu links‘ und haben die da ablaufen lassen“ (188f.).

In dieselbe Richtung verweist auch die Bilanz von Stefan: „Die wollten eigentlich sich nicht organisieren lassen, sondern eigentlich draußen rumrügeln und nicht politisch arbeiten“ (667ff.), so sein Fazit vor dem Hintergrund ähnlicher Beobachtungen. Um 1992/93 herum waren „Leute aus dem Westen“ (90) aufgetaucht und für die „Deutsche Liga, Volk und Heimat“ (91) in den Kneipen „auf Bauernfang“ (659) gegangen. Die Jugendlichen begeisterten sich zunächst für die „tolle[n] Feuerzeuge“ und einige traten der Partei bei. Doch als dann „die ersten Mitgliedsbeiträge fällig waren“ und Zeitschriftenabonnements bezahlt werden sollten, „war das Geschrei halt groß“ (663ff.). Der (von Stefan praktisch unterstützte) Wiederaustritt folgte auf dem Fuße. Auch hier waren die Cliquenjugendlichen nicht bereit, den eigenen, auf Subkultur, Alkoholkonsum und Gewaltstreben zentrierten Interessenhorizont in Richtung Anpassung, Selbstdisziplinierung und Verbindlichkeit hin zu überschreiten. Beide Beispiele zeigen zum einen, wie die westdeutsche Naziszene in Ostdeutschland auf ein extrem rechtes Jugendmilieu traf, das sie trotz aktiver Bemühungen kaum in ihre ‚klassischen‘ Organisationsansätze zu integrieren vermochte. Zum anderen wird spiegelbildlich erkennbar, wie in und über die Cliquenstrukturen eine neue(re) Form des Neonazismus an Kontur gewann: nicht parteiförmig (und paramilitärisch) die Reihen fest geschlossen, sondern in subkulturelle Bezüge eingebettet und auf dynamische Weise extrem gewalttätig.

Diese neue Qualität scheint von den Fachkräften ver- bzw. nicht ausreichend erkannt worden zu sein. Ausgehend von den Beobachtungen eines eher desinteressierten bis ablehnenden Verhältnisses gegenüber (partei)politischer Programmatik und Organisation schätzten sie die rechten Haltungen innerhalb der Cliquen überwiegend als etwas ein, das ohne ideologisches Tiefenfundament auskam, eher ‚an der Oberfläche‘ angesiedelt war und damit auch fluide verblieb. Stefan und Thomas äußern sich hierzu übereinstimmend: Die Jugendlichen hatten zwar „rechte politische Einstellungen oder Sichtweisen oder haben zumindestens so nach außen getragen“ (Thomas, 102f.), aber das, was sich da politisch-subkulturell präsentierte, war „überhaupt nicht verfestigt“ (ebd., 393). Es diene vor allem „als rechtfertigende[r] Grund für ihre Gewalt und ihren Alkoholkonsum [...]. Also, ein Skinhead muss trinkfest sein, arbeitsscheu, gewalttätig. Und dann funktioniert das schon“ (ebd., 370ff.). Bzw. es handelte sich um eine „Sauf-Gröl-Gemeinschaft letztendlich“ (Stefan, 1223), die sich „zeigen“ und „provozieren“ (ebd., 1293f.) wollte und dabei weder „verhärtet“ noch „so fest im Kopf“ (ebd., 377ff.) war. 28 18 33 / 13 92 38

Teils werden die dahingehenden Einschätzungen um die Annahme ergänzt, die politisch-subkulturelle Zuordnung sei letztlich austauschbar gewesen. In diesem Sinne verweist Thomas darauf „dass das sowohl bei den Punks, als auch bei den Skins nur ein Stück äußerer Habitus war“ (134f.), der sich in seiner Fluidität als identisch darstellte. Deutlicher noch geht Petra davon aus, „dass ein guter Teil der Jungs, mit denen wir zu tun hatten, wenn die in Connewitz aufgewachsen wären, einfach links gewesen

oder dann im schwarzen Block mitmarschiert wären“ (410ff.). Knut wiederum verweist darauf, dass ein wesentlicher Akteur in den ersten Stunden der lokalen Kameradschaft „Nazi-Punk“ (2474) gewesen war; vom Hörensagen weiß er zudem von andernorts zu berichten, dass in der Nachwendezeit eine Links-Rechts-Rochade zwischen den Subkulturen keine Seltenheit darstellte.

### *„Wendejugendliche“ zwischen Verlorenheit und Aufbegehren*

Ihre Beobachtungen und Einschätzungen zu den Adressat:innen plausibilisierten die Fachkräfte weitergehend, indem sie die Hintergründe und damit die Genese der rechten Haltungen der Jugendlichen analysierten. Der zentrale Erklärungsansatz beruhte darauf, deren Lebenssituation und Weltwahrnehmung im gesellschaftlichen und zeithistorischen Kontext zu betrachten und vor diesem Hintergrund herauszustellen, welche spezifische Funktionalität das subkulturell gewirkte und gewaltorientierte ‚Rechtssein‘ für die Jugendlichen innehatte, wodurch und wohin gehend es seine Attraktivität entfaltete. In diesem Zusammenhang tritt ein deutliches fallübergreifendes Muster hervor: Nach Einschätzung der Interviewten waren die rechten Haltungen eine Möglichkeit, sich angesichts weitreichender gesellschaftlicher Verwerfungen und eigener Orientierungslosigkeit Geltung zu verschaffen.

Die Gesellschaftsdiagnose hierzu fällt relativ eindeutig aus. Nahezu unisono berichten die Fachkräfte davon, wie (sub)proletarische Verhältnisse und ambivalente DDR-Hintergründe zu Hause, zerrüttete Familienverhältnisse und soziale Haltlosigkeit insgesamt sowie fragile Bildungsbiographien und prekäre Zukunftsaussichten die Lebensrealitäten der Jugendlichen prägten:

„Also, wirklich alle gestörte Beziehungen zu den Elternhäusern, Lehre abgebrochen, Schule abgebrochen oder schlechte Schulabschlüsse. Dann damit verbunden kein Einkommen, Straffälligkeit, Raubdelikte.“ (Thomas 362ff.; vgl. Stefan, 1279ff.)

Als maßgeblich für diese Situation bzw. Entwicklung taucht dabei immer wieder der Verweis auf die gesellschaftlichen Umbrüche auf, die mit der „Wendezeit“ (Knut, 1084) einhergegangen waren:

„Die sind alle aus ihren Lehrstellen rausgeflogen zu dem Zeitpunkt. Also es war ja eine unfassbare Umwälzung, die/ Das ganze Familiensystem war kaputt, weil die Eltern arbeitslos geworden sind und nicht wussten, wie es weitergeht. Sie selber hatten keine Perspektive. Das war damals ja wirklich unglaublich schwer, Ausbildungsstellen zu bekommen“ (Petra, 136f.)

Demzufolge hatten die gesellschaftlichen Umbrüche die materiellen und sozialen Lebensgrundlagen einerseits destabilisiert und kristallisierten andererseits in einer hochgradigen Orientierungs- und Perspektivlosigkeit gerade auch jugend Generation. Dies galt zunächst einmal nicht nur für rechtsgerichtete Jugendliche, sondern war ein allgemeines Phänomen: „die Kids, die zu der Zeit jugendlich waren, hatten ja alle dieselben, oder viele dieselben Themen“ (Petra, 937f.), „man weiß nie, wo man hingehört“ (Knut, 1084f.) und „was passiert denn jetzt“ (ebd., 1112). In diesem Sinne betrachtete auch Jessica die von ihr betreuten Cliques, die dann teils eine Affinität in Richtung rechter Szene entwickelten, als erheblichen Belastungen ausgesetzt: Die Jugendlichen waren „nicht Fisch und nicht Fleisch“ und verkörperten gerade darin die typischen „Wendejugendlichen“ (381).

Als strukturelles Merkmal kam hinzu, dass jenseits der Cliques nahezu keine Auffangstrukturen für junge Menschen mehr vorhanden waren. Es „war also nicht mehr wirklich was noch an Netzwerk

drumrum“ (802), weder sozial noch institutionell, weiß Petra exemplarisch zu berichten: „Da sind Eltern, Familie ausgefallen, Schule ist ausgefallen“ (801f.), während „zeitgleich ein Großteil der Jugendtreffs oder Jugendclubs [...] geschlossen worden sind“ (71f.). In der Folge gab es „eine ganze Menge junger Menschen, die unglaublich zornig und, ja, aggressiv waren“ (ebd. 127f.), keine konstruktiven Anknüpfungspunkte zur Bearbeitungen ihrer Lebenslagen mehr vorfanden und entsprechend nach ‚eigenen Lösungen‘ suchten: „Und manche haben sich eben radikalisiert und manche nicht“ (ebd., 938f.).

Den Fachkräften zufolge knüpfte das „Konstrukt rechter Skinhead“ (Thomas, 393) genau an dieser Ausgangslage an und fungierte als (vermeintliche) Antwort auf die erlebte Misere. In ihm fanden die Jugendlichen einen politisch-subkulturellen Zugehörigkeitsmarker und eine Plattform der Selbstinszenierung, die Raum für Neuverortungen boten und mittels expressiver und exzessiver Aktivitäten bislang versagte Möglichkeiten des Erlebens von Selbstwirksamkeit in Übereinstimmung mit den ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen eröffneten.

Nach Knuts Wahrnehmung hatte die allgemein erlebte Orientierungslosigkeit den Impuls unter den Jugendlichen bestärkt, „dass sie teilweise anders sein wollten“ (1091). Eine konkrete Richtung erhielt diese Absetzbewegung durch das Bedürfnis, sich von der DDR-Vergangenheit abgrenzen zu wollen: „Das war auch die Verlogenheit der DDR damals, was da noch nachgewirkt hat, bei den Kindern und Jugendlichen“ (ebd., 1111f.). Zum einen spielten hierbei Auseinandersetzungen mit den Biografien von Umfeldpersonen, etwa von Eltern oder Lehrkräften, die ‚im System‘ mitgemacht hatten und sich teilweise nun als ‚Wendehälse‘ präsentierten, eine Rolle. Dies ging mit Unverständnis, aber auch Überforderung seitens der Jugendlichen einher (vgl. Thomas 121ff.; Stefan 1276ff.). Zum anderen – wohl auch vermittelt durch solche Auseinandersetzungen und deutlich stärker noch – ging es darum, gegen das (bereits untergegangene) System selbst zu protestieren. Dem vormaligen „totalen Verbot“ wurde die Haltung, „ich kann jetzt tun und lassen, was ich will“, entgegengesetzt. Dabei wiederum fungierte „so ein rechtes Gedankengut oder ein Bild nach außen zu tragen“ als „Gegenentwurf zu dem verordneten Antifaschismus“ (Thomas, 105ff.) der DDR. Der starke Antikommunismus der Wendejahre fand hier subjektive Ankerpunkte.

Die Rebellion der Jugendlichen bezog sich aber auch auf wahrgenommene Benachteiligungen in der Gegenwart und die Abwesenheit von Zukunftsaussichten und beförderte eine Suche nach neuen Feindbildern:

„Und dann kamen auch noch Ausländer rein, Russen, also, ne? Russlands-Deutsche, was wollten die hier? Erst mal komme ich. Die Wende war dafür nicht gemacht, für so was. Solche Ängste kamen hier hoch.“ (Knut, 1111f.)

Demnach nahmen die Jugendlichen ankommende „Ausländer“ in erster Linie als – womöglich sogar noch bevorteilte – Konkurrent:innen um knappe Ressourcen wahr. Dass die Fachkräfte in diesem Zusammenhang nicht auch nach der Bedeutung rassistischer Tradierungslinien der DDR-Gesellschaft fragen, erscheint als Leerstelle<sup>6</sup> und bringt zugleich die von ihnen veranschlagte Lesart auf den Punkt: Die rassistischen Aggressionen der Jugendlichen waren maßgeblich Reflex auf die erlebten Veränderungen und stellten zugleich eine Option bereit, der eigenen Verunsicherung eine offensive

---

<sup>6</sup> Die einzige Ausnahme davon stellt der kurze Hinweis von Birgit dar, dass sich entsprechende Haltungen mitunter auch „offensichtlich aus dem Elternhaus“ (453) speisten.

Wendung zu geben. Weil zudem „keine Männervorbilder“ (Knut, 2449) anderer Couleur zur Verfügung standen, reproduzierten die Jugendlichen das, was sie bereits von zu Hause kannten – „Anschreien, keine Liebe“ (ebd., 1710) – und übersetzten es mittels ‚Nazisein‘ in eine rauschhafte, gewaltgesättigte „Machtattitüde“ (Thomas, 307). Der soziale Interaktionszusammenhang der Clique und deren raumgreifendes Auftreten bot ihnen hierfür die geeignete Bühne.

Unterm Strich schrieben die Fachkräfte der Hinwendung zu einer rechten Skinhead-Subkultur also vor allem die substituierende Funktion zu, „Biografieunsicherheiten [zu] kompensieren“ (Thomas, 359), auf individueller wie sozialer Ebene. Um dies zu illustrieren, zitiert Thomas die Aussage eines Jugendlichen: „ich habe hier nie irgendwo Anerkennung bekommen. Und ich dem Augenblick, wo ich mit der Bomberjacke und den Springerstiefeln die Straße langgelaufen bin, sind mir die Leute aus dem Weg gegangen“ (117ff.). „Rechts war“ laut Stefan „so eine Form“ (377f.), mittels derer Aufmerksamkeit generiert, sich Respekt verschafft und auf intensive Weise Selbstwirksamkeit erlebt werden konnte.

### *Zugriff mit Lücke?*

Diese Adressat:innenanalyse verhalf den Fachkräften dazu, das Phänomen der rechten (Groß-)Cliquen gesellschaftlich einzuordnen und gleichzeitig Ansatzpunkte für sozialpädagogische Interventionen und Prozesse freizulegen: Wenn die rechten Haltungen der Jugendlichen (noch) nicht (zu) gefestigt waren, ließ sich sinnvoll mit ihnen in Kontakt treten; wenn dazu noch deren Rechtsorientierung „keine politischen Ursachen“ (Thomas, 305) hatte, sondern auf soziale Faktoren zurückzuführen war, es sich weniger um dezidiert neonazistische, sondern um „eher gewaltbereite Jugendliche“ (Stefan 377) in schwierigen Lebenslagen handelte, ließ sich erst recht erhoffen, „dass wir bei dem einen oder anderen noch irgendwas bewegen können“ (ebd., 382f.); und wenn genau diese schwierigen Lebenslagen und die damit verbundene Erfahrungen die zentralen Haltungshintergründe darstellten, ließ sich genau hier mit den Einwirkungsversuchen ansetzen.

Wenn dergestalt – also aufgrund der ausgemachten Organisationsferne der Jugendlichen, der subkulturellen Einfärbung ihrer Selbstinszenierungen und der diagnostizierten Kompensationsfunktion – eine ‚Oberflächlichkeit‘ und Fluidität der rechten Haltungen und damit auch mehr oder weniger implizit ihre Nachrangigkeit zur zentralen Arbeitshypothese erhoben wird, hat dies zugleich einige problematische Implikationen bzw. wirft Fragen auf:

- Waren die affektiv grundierten und subkulturell gewirkten Haltungen der Adressat:innen tatsächlich weniger ‚handfest‘ als das zu ihrem Gegenstück erhobene ideologisch-(partei)politische ‚Mindset‘ organisierter Rechter? Wurden die Verankerungsqualität und Beharrlichkeit dessen, was einen ‚Habitus‘ ausmacht, hier nicht unterschätzt?
- War das damalige Aufblühen einer neonazistischen Skinheadsubkultur keine Verdichtung von Flüchtigkeiten, sondern Ausdruck einer ‚Erneuerung‘ der extremen Rechten, die ihr gerade aufgrund der Niedrigschwelligkeit und Wandlungsfähigkeit weiteren Zulauf und Beständigkeit verliehen hat?
- Wurde (unfreiwillig) einer Verharmlosung von Neonazismus Vorschub geleistet, indem die Fachkräfte das Gewalthandeln der Jugendlichen in erster Linie als Reflex fassten, anstatt stärker auch auf die handlungsleitenden Motive in ihrer rassistischen, ‚antilinken‘ etc. Ausdimensionierung zu blenden?

- War es dann nicht auch Teil einer allgemeineren Entpolitisierung, die extrem rechte Konjunktur vorwiegend als Jugendphänomen vor sozioökonomischem Hintergrund zu fassen, ohne gleichermaßen auch die gesellschaftlich ‚mittigeren‘ Tradierungslinien und Verankerungspunkte von bspw. Nationalismus, Rassismus oder Antikommunismus in den Blick zu nehmen?

Diese und ähnliche Fragen laufen bei der weiteren Analyse im Hintergrund mit, um sie bei der abschließenden Bilanzierung der Befunde wieder aufzugreifen.

## 1.2 Sozialräumliche Verhältnisse und Dynamiken

Die Beschreibungen der sozialräumlichen Konstellationen und Dynamiken sind durch unterschiedliche Schwerpunktsetzungen geprägt, die die Relevanzwahrnehmungen und zugeschriebenen Sinnzusammenhänge der dort vormals tätigen Fachkräfte widerspiegeln. Auch wenn die Sozialräume teils relativ heterogen waren, so werden dennoch markante Gemeinsamkeiten und Unterschiede deutlich. Eine Reihe wiederkehrender Themen und teilweise Muster sind auszumachen.

### *Grundlegende Charakteristika der Sozialräume*

Zunächst einmal variierten die sozialräumlichen Zuschnitte des Tätigkeitsbereich der Fachkräfte mit der jeweiligen Größe der Gemeinwesen. Entweder sie waren klar für einen bestimmten Stadtteil zuständig, konzentrierten sich schwerpunktmäßig auf ausgewählte, aber auch wechselnde Teile des Stadtareals oder sie deckten mehr oder weniger den gesamten Sozialraum ab. Gerade wenn ihre Zuständigkeit auf bestimmte Stadtteile begrenzt war, tritt zudem immer wieder die Plattenbauweise als ein wesentliches städtebauliches Charakteristikum hervor.

So konzentrierte sich die Arbeit von Knut auf einen semi-zentral gelegenen Stadtteil einer Großstadt, in dem Neubauten aus den 70er Jahren dominierten. Auch Petra war in einer anderen Großstadt für ein großes „Plattenbaugebiet“ (178) zuständig. Den Stadtteil mit seinerzeit fast 100.000 Bewohner:innen erlebte sie als einen riesigen „Moloch“ (126), architektonisch wie sozial: gedrängte „Häuserfluchten, Elfgeschosser mit hundert Meter Länge“, „überhaupt nicht lebenswert [...] sehr eng, sehr dicht, sehr laut“ (180ff.). Jessica wiederum war in einer größeren Mittelstadt aktiv und hier für das damals „größte Neubaugebiet“ zuständig, das in ihren Augen vergleichbar war mit „Heckert in Chemnitz“ (272f.).

Die Mittelstadt von Stefan fiel demgegenüber kleiner aus. Zwar rekrutierten sich die rechten Cliquen, mit denen er arbeitete, ebenfalls aus einem „Neubaugebiet“ und einem Wohnareal, das „in den Siebzigerjahren hochgezogen“ (1260ff.) worden war, Stefan selbst war in seiner Tätigkeit aber nicht – oder allenfalls nur zeitweise – auf diese Sozialräume beschränkt. In ihrer Gesamtheit bildete die Stadt ein mehr oder weniger zusammenhängendes Gemeinwesen: „Kannten sich sowieso alle. Also links wie rechts, ne? Waren zusammen in der Schule“ (47f.). Dass die Stadt zudem über einen weitläufigen Altstadt kern verfügte und als Hochschulstandort fungierte, prägte ebenfalls das städtische Gesamtklima. Noch einmal mehr „ein überschaubares Gemeinwesen“ (452f.) war das nahezu kleinstädtische Szenario (post)industrieller Prägung, in dem Thomas sich bewegte: Wirklich jede:r kannte jede:n (vgl. ebd.).

Petra beschreibt die „gesellschaftliche Situation“ der Menschen im Plattenbauquartier analog zur Jugend, also „dass es große Teile der Bevölkerung, der Menschen, der Familien gab, die [...] aus ihren Ankeren gerissen worden sind“ (1247ff.). Die Auflösung der Strukturen hatte Passivität und einen ‚Rückzug ins Private‘ befördert: „die Bürger, die gehen nicht aus dem Haus“ und waren für aktivierende Freizeitangebote wie „Tanz oder Konzerte“ (355) kaum zu begeistern. Ähnlich erlebte auch Jessica die Stimmung im Quartier als durch Desinteresse und politische Apathie geprägt: „aktiv [wurde] sich wenig mit Politik beschäftigt“ und es war „typisch“, Hakenkreuzschmierereien mit einem Schulterzucken zu quittieren, rassistische Parolen als „Kavaliersdelikt“ (1060ff.) abzutun. In beiden Fällen lagen Bedingungen vor, unter denen sich eine extrem rechte Straßenpräsenz teils ungestört normalisieren konnte, mitunter gab es auch Zustimmung. Jessica beobachtete z.B., wie bei dem alsbald erfolgenden Angriff auf eine Unterkunft für Migrant:innen (s.u.) nicht nur Jugendliche, sondern auch Teile der Erwachsenenbevölkerung vor Ort waren.

Dass die rechten Cliques aus der Bevölkerung heraus als Problem wahrgenommen wurden, war vorliegend eher in den kleineren Städten der Fall. Weniger ging es um inhaltliche Vorbehalte, eher um Gewalt als Problem (s.u.). Rahmend kam hinzu, dass sich ausgehend davon, wie „die älteren Generationen [...] den öffentlichen Raum definiert haben“, am lautstark-exzessiven und in diesem Sinne abweichenden Verhalten der Jugendlichen gestört wurde: „Ich möchte hier spazieren gehen und ich will Ruhe und ich möchte keine Glatzen mit Bierflaschen in der Hand durch die Gegend rennen sehen, die vielleicht noch laut Musik hören und grölen“ (Thomas 1102ff.). Dinge wie „Lärmbelästigung“ (Stefan, 514) standen im Vordergrund und im Ergebnis waren dann „alle froh, dass wir sie aus der Stadt geholt haben“ (Thomas, 1072f.).

Entsprechende Friktionen betrafen nicht nur die dezidiert rechten Cliques. Offenkundig waren sie eher Ausdruck eines allgemeineren Verlangens nach Sicherheit und Ordnung und entsprachen einer generalisierten Haltung gegenüber der Jugend, die zu dieser Zeit in die öffentliche Sichtbarkeit gedrängt worden war. Wie angeführt, war mit dem Ende der DDR vielerorts „erstmal alles geschlossen“ (Stefan, 42) worden, was es an Jugendeinrichtungen gegeben hatte. Während sich die alten Formen der Einbindung aufgelöst hatten, standen zugleich kaum niedrigschwellige Räume zur Verfügung, an denen die Jugendlichen frei von Konsumerfordernissen erwünscht gewesen wären: „Es gab nicht so viel Punkte, wo sie Freizeit [...] hätten verbringen können“ (Thomas, 500ff.). Von daher war der „Ruf nach einem Raum“ allgegenwärtig „bei allen Cliques, die damals irgendwie da waren“ (Stefan 304f.) – zunächst einmal aber „standen die Jugendlichen vor der Tür in Massen“ (ebd., 1518) bzw. bevölkerten eben den öffentlichen Raum. Dazu gehört auch, dass die die Fachkräfte förmlich eine Explosion an Jugendkulturen erlebten. Neben vor allem Skins und Punks tauchen wiederholt „Techno-Leute“ und „Hiphopper“ (Knut, 279) in ihren Beschreibungen auf. Aber auch die „Kiffer-Szene“ und die „Gruftie-Szene“ sowie „BMXer und Skater“ (Stefan, 130, 133, 143) finden Erwähnung.<sup>7</sup> Während also allorts rechte Skinhead-Gruppen ‚aufplopten‘, entstand zeitgleich eine weitaus vielfältigere jugendkulturelle Landschaft, innerhalb derer öffentlichkeitspräsente Cliques die zentrale Sozialform waren.

---

<sup>7</sup> Viele der interviewten Fachkräfte arbeiteten parallel oder zeitlich versetzt auch mit Jugendlichen aus diesen Spektren. Dies wird im weiteren Verlauf nur dann berücksichtigt, wenn ein relevanter Zusammenhang zur Arbeit mit den rechten Cliques bestand.

### *Entwicklungen innerhalb der Szene*

Wenig überraschend ist zunächst, dass sich die rechte Szene in den stärker urbanisierten Sozialräumen größer und vielgestaltiger präsentierte als in den kleineren Städten. Unterhalb dessen werden unterschiedliche Entwicklungsrichtungen erkennbar, die sie aber nicht linear an der Stadtgröße festmachen lassen.

Soweit aus den Interviews ersichtlich, beschränkte sich in den kleineren Gemeinwesen, das, was ‚Szene‘ war, im Wesentlichen auf die jugendarbeiterisch betreuten Cliques. Als Stefan und Thomas 1991 bzw. 1992 ihre Arbeit aufnahmen existierten diese bereits und hatten dann bis in die zweite Hälfte der 1990er hinein Bestand, bevor sie sich vor allem aufgrund altersbedingter Umorientierungen auflösten. In territorialer Hinsicht zeichneten sich die Cliques der ‚Kernzeit‘ durch ein raumgreifendes Handeln aus, das darauf abzielte, „den öffentlichen Raum umzudefinieren und nach ihren Bedürfnissen zu nutzen“ (Thomas, 1101f.). Mindestens bei den Cliques von Stefan lässt sich dies auch als ein konfliktorientiertes Hegemoniestreben deuten. Organisierten Strukturen hingegen gelang es nach Einschätzung der Fachkräfte nicht, in der jeweiligen Stadt Fuß zu fassen, gerade auch weil sie bei den Cliques keinen Nährboden fanden (vgl. 1.1 Fluide...). Zeitlich etwas nachgelagert war allerdings zumindest bei Thomas doch noch „eine zweite Generation“ (191f.) an Jugendlichen aufgetaucht, die inhaltlich und „parteilich“ (194) aktiv war. Die vermutlich kleinere Gruppe hatte aber keinen lokalen Handlungsschwerpunkt und war entsprechend im Stadtgebiet „nicht groß in Erscheinung getreten“ (674f.). Überschneidungen zwischen ihnen und der Skinhead-Clique gab es nicht. In der zweiten Hälfte der 1990er erfolgte außerdem „unter ganz normalen Jugendlichen so ein Stück Rechtsruck“ (210f.), der sich nach der Wahrnehmung von Thomas an zu dieser Zeit relativ massiven Konflikten mit Spätaussiedler:innen festmachte.<sup>8</sup>

Im Kontrast zu diesen eher überschaubaren und relativ stabilen Lagen beschreibt Jessica, wie sich zur Mitte der 1990er hin im Laufe weniger Jahre vermehrt extrem rechte Strukturen wie Kameradschaften ausbildeten und die Gewaltakzeptanz insgesamt zunahm. In diesem Zeitraum scheint eine verfestigte Szene überhaupt erst im Stadtteil entstanden zu sein oder sie wuchs zumindest zahlenmäßig deutlich an und involvierte mehr und mehr Jugendliche. Alsbald galt das große Neubaugebiet als einer ausgewiesener ‚Nazikiez‘. Die Jugendarbeit und demokratische Bestrebungen insgesamt gerieten zusehends und auf lange Sicht in die Defensive (vgl. 3.2 Sozialraumorientiertes... und 4.2 Hinderliche...). Dass parallel die von Jessica adressierten Cliques zerfaserten und teilweise der Jugendarbeit entwachsen, tat der Gesamtentwicklung keinerlei Abbruch.

Ebenso waren aber auch Szenarien des ‚Niedergangs‘ zu verzeichnen. Mit Blick auf die Skinhead-Cliques im Stadtteil gelangt Petra zu der Bilanz, dass diese ihre „Hochzeit“ (152) ab 1992 hatten, bis dann 1994 der „Höhepunkte dieser Gewaltbereitschaft und dieser Aggressivität“ (157f.) erreicht worden war. Von da an vollzog sich ein Wandel. Neue Jugendliche kamen nach und während der Alkoholkonsum noch einmal zunahm, schraubte sich das aktiv gewaltsuchende Verhalten zurück:

„Die Cliques, die nachgekommen sind, waren immer noch schwierig und auch, ja, ausländerfeindlich und rechtsextremistisch geprägt so in ihrer Grundgesinnung. Aber, ja, bei Weitem auch nicht mehr [...] so gefährlich für ihre Mitmenschen.“ (158ff.)

---

<sup>8</sup> Inwieweit Thomas sich auch hier noch sozialarbeiterisch engagierte, geht aus dem Interview nicht hervor.

Was die Gründe dafür waren und welche Wechselwirkungen es hier mit der Entwicklung der rechten Szene in der Großstadt insgesamt gab, bleibt unklar. Mehr Klarheit besteht bei den Verfallserscheinungen, die Knut hinsichtlich der lokalen Kameradschaftsstrukturen beobachten konnte. Als er 1994 das Handlungsfeld betrat, hatten diese ihre „Höhezeit [...] von 90 bis 93“ (254) bereits hinter sich, waren in Auflösung begriffen – bis „96, 97 gab es die gar nicht mehr“ (1452). Verwicklungen in organisierte Kriminalität, Repressionsdruck, Drogenkonsum, interne Streitigkeiten und Rückzüge ins Familienleben hatten ihre Fliehkräfte entfaltet und schließlich zur Selbstauflösung geführt (vgl. 724f., 1434ff.). Dies war aber keineswegs mit einer Auflösung der rechten Szene insgesamt gleichzusetzen. Diese blieb in hohem Maße aktiv und entwickelte sich dynamisch weiter. So tauchten bspw. zum Ende der 1990er hin explizite Bestrebungen auf, „nationalbefreite Zonen“ (1809) im Stadtgebiet zu etablieren, kurz darauf gefolgt von einer neuen „Rechtswelle“, die sich maßgeblich in einer „Radikalisierung der Fußballfans“ (2127f.) ausdrückte.

### *Dynamiken der Gewalt*

Ein zentrales Element innerhalb der Sozialraumbeschreibungen der Fachkräfte wie auch damaliger Gegenstand stadtpolitischen Diskurse war die Straßengewalt, die vor allem von der rechten Szene ausging. In drei der sechs vorliegenden Fälle werden diesbezüglich Angriffe auf Unterkünfte für Migrant:innen als herausragende Ereignisse angeführt, die besondere Auswirkungen auch auf die Ausrichtung der Jugendarbeit hatten. In einem weiteren Fall standen Aktivitäten, die sich (potenziell) gegen die Bewohner:innen einer solchen Einrichtung richteten, im Vordergrund. Darüber hinaus waren vielfach Auseinandersetzungen mit linken oder links-alternativen Jugendlichen an der Tagesordnung. Vereinzelt gab es hier aber auch Koexistenzen ohne gewaltförmige Eskalation.

Thomas berichtet, dass etwa ein Jahr, bevor er in der kleineren Mittelstadt als Streetworker begann, ein „Wohnblock für Mosambikaner, die als Vertragsarbeiter hier waren, angegriffen und mit Molotow-Cocktails beschmissen“ (266f.) worden war – und zwar offenkundig genau aus dem Cliquespektrum heraus, mit dem er schließlich arbeiten sollte. Zunächst war vorgesehen gewesen, dass Thomas und sein Kollege in Hoyerswerda eingesetzt werden. Es stellt sich dann jedoch heraus, dass es nach den dortigen Ausschreitungen bereits zu einer Übersättigung gekommen war und „da teilweise mehr Sozialarbeiter unterwegs waren, als eigentlich Jugendliche noch auf der Straße anzutreffen waren“ (63f.). Daraufhin wurde nach einem anderen Standort gefahndet und schließlich einer gefunden, der das Gleich bot, nur in klein.

Auch in der Stadt von Stefan war ein „Brandsatz“ (1452) auf eine Unterkunft für Asylsuchende geworfen worden. Die Attacke, die zeitlich parallel zu seinem Einstieg ins Arbeitsfeld stattfand, folgte ein Belagerungszustand vor der Einrichtung. Es ist unklar, wie lange diese Pogromstimmung anhielt. Das Geschehen rief aber schnell eine linke Gegenmobilisierung auf den Plan, die sich in einer Dauermahnwache zum Schutz der Einrichtung manifestierte, während „die Rechten [...] aus dem Park raus dort rüberskandiert und [...] Parolen geschrien“ (1454ff.) haben. Spätestens ab diesem Zeitpunkt verstetigte sich ein konflikthaftes Verhältnis zwischen den rechten Cliques und den links-alternativen Jugendspektren der Stadt. Die rechten Jugendlichen suchten die Auseinandersetzung, wiederholt kam es zu gezielten Angriffen auf den einzig verbliebenen linken Jugendclub. In Stefans Augen waren dabei „die Linken [...] auch nicht viel feiner teilweise“, wehrten sich bzw. „wollten sich auch teilweise prügeln“ (396ff.). Die Ereignisse waren letztlich ausschlaggebend dafür, dass der zuvor noch breiter geplagte Arbeitsauftrag von Stefan zentral auf die rechten Cliques zugeschnitten wurde.

Ein ähnliches, zugleich etwas anders gelagertes Bild präsentierte sich Jessica. Etwa ein Jahr, nachdem sie angefangen hatte, kam es im Stadtteil zu einem pogromartigen Angriff auf eine im Aufbau befindliche Großunterkunft für Spätaussiedler:innen. Bereits tagsüber war über „Buschfunk“ (494) mobilisiert worden, am Abend war es dann soweit. Es bildete sich „ein großer Auflauf“ (497), an dem neben der Stadtteiljugend auch Erwachsene teilnahmen sowie „noch ganz andere Leute, die wir zu dem Zeitpunkt auch gar nicht gekannt haben“ (499). Es wurden rassistische Parolen gerufen und es flogen Steine. Die Polizei war vor Ort, es gab aber auch hier „gewisse Sympathien“, was weiter „Öl auf das Feuer“ (507f.) goss. Jessica erlebte die Ereignisse als Auftakt für eine ‚Teilradikalisierung‘ der Jugendlichen in ihren Cliques und musste darüber hinaus beobachten, wie die rechte Szene stetig anwuchs. Dieses Erstarren bis hin zu lokalräumlicher Hegemoniebildung ging einher mit einer umfassenderen „politische[n] Polarisierung“ (627). In einem anderen Stadtteil begannen sich, „die Linken“ zu konzentrieren, und es kam vermehrt zu offenen Auseinandersetzungen, „wo die sich gegenseitig richtige Verfolgungsjagden durch die Stadt gegeben haben oder im Stadtzentrum dann aufeinander getroffen sind. Da gab es echt superviele Vorfälle, bis hin zu Messerstechereien“ (633ff.).

Bevor Petra in die mobile Arbeit wechselte, war sie zunächst im selben Stadtteil als Praktikantin in einem sozio-kulturellen Zentrum tätig, „ein großes Asylbewerberwohnheim dort, relativ in der Nähe und die Leute wollten wir mit einbeziehen“ (390f.). Es kam zwar zu keinen direkten Angriffen auf die Unterkunft, aber die „multi-kulturell[e]“ (77) Ausrichtung des Zentrums war den rechten Cliques ein Dorn im Auge, die Folge: gezielte Störungen bei Veranstaltungen, Provokationen und Stress im Arbeitsalltag (vgl. 339ff.). An dieser Stelle kam „die Antifa“ ins Spiel und organisierte einen „Schutz für das Zentrum“ (83f.), war bei Angeboten mit Störpotenzial „mit Walky-Talkies um das Haus ringsrum“ (378) präsent. Auch aus „Sorge um die Leute [...] mit Migrationshintergrund“ (389f.) war Petra einerseits „froh“ (392) über diese Unterstützungsleistung, andererseits gab es „dadurch sehr viele Eskalationen“ (85) im Umfeld der Einrichtung, die ihr aufgrund der Gewaltsättigung und auch einer wahrgenommenen Überinszenierung Unbehagen bereiteten:

„Also, es war auch für alle so, ich will nicht sagen ein Spiel. Es kam mir schon sehr ernst vor. Als die sich getroffen haben, gab es ja auch wirklich Haue und so. Aber war auch so ein Wichtignehmen und eben nur auf Konfrontation aus, also von allen Seiten.“ (379ff.)

Auch im weiteren Verlauf, nachdem Petra schon mobil arbeitete, blieb die Antifa ein von ihr ambivalent eingeschätzter, wirkmächtiger Akteur. Sie war „eine Macht“ in der Stadt und hatte auch Einfluss in der Jugendhilfe, wo sie das Credo bestärkte: „links ist gut und dann mit Rechten arbeiten, war eben kritisch zu betrachten“ (495ff.) (vgl. 2.3 Linke...).

Konfliktärmer gestaltete sich das Verhältnis von rechten Cliques und links-alternativem Milieu in zwei anderen Fällen. So gab es in der kleineren Mittelstadt von Thomas keine offenen Auseinandersetzungen zwischen Skins und Punks. Bevor im weiteren Verlauf die Jugendarbeit dazu beitrug, dieses ‚befriedete Verhältnis‘ zu stabilisieren (vgl. 3.2 Clubbetrieb... und 4.1 Räume...), waren dafür mutmaßlich die Überschaubarkeit des Sozialraums und die damit verbundenen sozialen Implikationen einerseits und ein relatives Kräftegleichgewicht andererseits ausschlaggebend. Durch die allseitige Bekanntschaft der Jugendlichen untereinander

„waren schon auch andere Beziehungsebenen da, als dass man jetzt sagt, das ist eine Zecke, den muss ich umhauen. Oder wir suchen die jetzt im öffentlichen Raum.“

A Haben sie gewusst, dass das auch für sie durchaus negativ enden kann, B haben sie auch immer gesagt, na ja, wir kennen uns ja, ich kenne den ja.“ (537ff.)

Fehlende Möglichkeiten zur Entmenschlichung und Respekt vor der bekannten Schlagkraft der Gegenseite führten also Thomas zufolge zu einer Art Stillhalteabkommen. Brachen diese Ebenen weg, war die Situation aber schnell auch eine andere: In anderen Städten ließen sich die rechten Cliques Jugendlichen nicht davon abhalten, sich an gruppenspezifischer ‚Straßenaction gegen Zecken‘ zu beteiligen (vgl. 1.1 Subkulturelle...).

Von einer „relativ friedliche[n] Koexistenz“ (61) berichtet auch Birgit für die Räume des von ihr betreuten Jugendclubs. Hier beruhte das Stillhalten allerdings nicht oder allenfalls am Rande auf persönlicher Bekanntschaft und ging zuvorderst auf das defensive Verhalten der rechten Clique zurück, die aus einem anderen Stadtteil anreiste und einen Teil der Räumlichkeiten mehr oder weniger für sich nutzen konnte. Durch die räumliche Trennung gab es zum einen eh schon wenig Berührungspunkte zu den anderen regelmäßigen Nutzer:innen der Einrichtung, bei denen es sich maßgeblich um Musikbands handelte – „viele Linke [...] auch Punkbands und so weiter“ (59), denen wiederum die kostenlose Möglichkeit zu proben vermutlich wichtiger gewesen war, als die Austragung politischer Differenzen (vgl. 667f.). Zum anderen wurden auch weitergehende Kontakte von der rechten Clique „gemieden“ (218). Bei den Punkkonzerten mit Publikum, die sporadisch im Club stattfanden, galt: „die blieben dann entweder bei sich [in den separaten Räumen; K.N.] oder waren dann gar nicht da an dem Abend“ (218f.). Auch auf in den umliegenden Straßen waren die Jugendlichen um Unauffälligkeit bemüht, waren dort „eher durch und schnell zack zu diesem Jugendclub“ (824). Offenkundig fürchteten sie die starke, linke Szene im angrenzenden Stadtteil, was sie weitgehend Abstand von einem raumgreifenden Verhalten auf der Straße nehmen ließ. Und dadurch, dass sie öffentlich „nicht sehr ins Erscheinungsbild“ (823) traten, war es im Stadtteil auch „gar nicht so groß publik“ (825f.), dass es sie überhaupt gab. Nennenswerte Konflikte blieben aus.

### *Politisches Klima und Handlungsbereitschaften*

Anfang der 1990er reagierten Politik und Verwaltung auf die zunehmende öffentliche rechte Präsenz insbesondere dann, wenn gewalttätiges Verhalten ins Spiel kam. Spätestens, wenn sich die Tatsachen nicht mehr leugnen ließen, wurde sich mit der rechten Szene bzw. mit der von ihr ausgehende Gewalt befasst. Zwei Reaktionsmuster waren besonders verbreitet und traten oftmals simultan auf. Zum einen wurde relativiert und entpolitisiert, mitunter auch im Einklang mit mehr oder weniger verdeckten (Teil-)Sympathien. Zum anderen wurde der Ruf zum Handeln und insbesondere nach Jugendarbeit laut. Letzteres konnte zwischen einer echten Anerkennung der Problemlage und – häufiger wohl – einem eher ordnungspolitisch motivierten Wunsch, dass wieder Ruhe einkehren möge, changieren (vgl. 2.2). Für die Jugendarbeit wiederum bedeutete das, auf Bereitschaften zur Unterstützung zu treffen, sich simultan aber auch mit vehementen Bestrebungen konfrontiert zu sehen, die politischen Hintergründe unter den Teppich zu kehren, sich diesbezüglich kritisch äussernde Fachkräfte in ihre Schranken zu weisen und sie auf die ihr zugeordnete Ordnungsfunktion reduzieren zu wollen.

Jessica zufolge war die mediale Aufmerksamkeit nach dem Angriff auf die Geflüchtetenunterkunft groß. Gremien wie Stadtrat und der Jugendhilfeausschuss befassten sich intensiv mit den Ereignissen, das Thema „rechte Tendenzen“ (69) war das erste Mal überhaupt auf dem Tisch. Zugleich wurde eine Anerkennung des Problems abgeblockt, insbesondere durch Stimmen aus der CDU: „Also, ihre Jungs

sind halt Jugendliche und da passiert schon mal was. Aber überhaupt, also Rechte sind das überhaupt nicht“ (141ff.). Die Verleugnung der politischen Dimension prägte die politischen Aushandlungsprozesse und verlängerte sich in der behördlichen Praxis: „Einerseits, dass die politisch so geschützt wurden“, und andererseits eine Polizei, von der „einfach dort das Auge zgedrückt wurde, definitiv“ (1529ff.). Die Streetworker:innen fanden sich in einer Doppelrolle wieder. Sie waren „diejenigen, die Rechenschaft ablegen sollten, wieso es dazu kommen konnte“ (518f.). Der Sinn und der Zweck ihrer Arbeit wurden damit in Frage gestellt. Zugleich gehörten sie zu den wenigen, die überhaupt „darauf hingewiesen haben, dass hier eine politische Motivierung mit eine Rolle spielt“ (137f.), was eben nicht unbedingt auf Gegenliebe stieß. Es wurde also erwartet, dass sie die Probleme lösten, während ihre Einschätzungen unwillkommen waren. Eine Situation, die in ihren Grundzügen laut Jessica „sehr, sehr, sehr lange noch“ und „wenn nicht bis jetzt fast“ (144ff.) Bestand hatte.

In den Grundzügen bestätigen auch Stefans Ausführungen ein solches Bild: „Die konnten ja tun und lassen, was sie wollten“, denn es bestand eine Art „rechtsleerer Raum“ (71f.). Die Polizei war überfordert, begangene Straftaten wurden entpolitisiert und blieben weitgehend folgenlos (vgl. 409ff.). Mehr als Jessica erlebte er allerdings auch eine administrative Handlungsbereitschaft. Eine weitgehend gut funktionierende Kooperation mit Teilen der Verwaltungsspitze erlaubte es, „im Team [zu] agieren“ (1383). Eventuell legte Stefan aber den Finger auch nicht allzu tief in die Wunde, denn letztlich bedeutete die Zusammenarbeit, die städtischen Problemwahrnehmungen mit den eigenen Gestaltungsvorhaben zu synchronisieren und umgekehrt Unterstützung für die eigenen Projekte zu erhalten (ähnlich auch bei Thomas; vgl. dort 87ff., 1105ff.).

Deutliche Worte zur Situationsbeschreibung findet auch Knut, wenn er festhält, „dass die Politik teilweise [...] auf rechten Augen auch blind war“ (3455f.). Diesbezüglich hebt er zwei Achsen der De-Thematisierung hervor: Verharmlosung – „Rechts, so schlimm sind die nicht“ (2195) – auf der einen Seite und ein Bandenspiel zur Antifa – „Nee, aber die Linken“ (2172f.) – auf der anderen Seite. Seine Bilanz zum Verhältnis zu Politik und Verwaltung wiederum fällt zweiseitig aus. Als er Mitte der 1990er seine Arbeit aufnahm, erlebte er zunächst umfangreiche Unterstützung: „da gab es noch Geld und da wollte man wirklich so“ (2202), was dann auch relativ unbürokratisch von bestimmten stakeholder-Personen gewährleistet wurde (vgl. 2095ff.). Als dann Ende des Jahrzehnts eine neue rechte Hooliganwelle durch die Stadt schwappte, sah er sich hingegen abgewiesen: Seine diesbezüglich dezidierte Expertise war nicht (mehr) gefragt bzw. nicht gewollt und wurde dementsprechend abgeblockt (vgl. 2177ff.).

### *Widrige Verhältnisse, extrem rechte Konjunkturen*

Aus den Beschreibungen der Interviewten entsteht in fallübergreifender Gesamtschau das Bild, dass die sozialräumliche Lagen durch eine aus den Umbrüchen der Wendezeit hervorgegangene, starke politische Apathie geprägt waren, die von einer latenten Zustimmung zu extrem rechten Positionen einerseits und einem ordnungspolitisch gefärbten ‚Ruhebedürfnis‘ andererseits flankiert wurde. Unter diesen Rahmenbedingungen ‚flutete‘ die Jugend den städtischen Raum, wobei die (Groß-)Clique ihre zentrale, öffentlichkeitspräsente Sozialform darstellte. Unter den Vorzeichen einer Vervielfältigung und Intensivierung jugendkultureller Bezüge war sie aus einer Situation der Verlorenheit heraus auf der Suche.

Im Kontext dieser Entwicklung formierten sich auch rechte Skinhead-Cliquen (neu), erhielten massiven Zulauf und traten vermehrt durch extrem gewalttätiges Verhalten in Erscheinung. Über sie etablierte sich die extreme Rechte im Jugendmilieu ostdeutscher Städte. Nach einer ersten Welle massiver Eskalationen lässt sich dann aber keine eindeutige Entwicklungsrichtung mehr herausstellen. Zutreffender scheint es, von extrem rechten Konjunkturen zu sprechen, die sich lokal und regional unterschiedlich manifestierten und das gesamte Jahrzehnt über bestand hatten.

Die Beauftragung – oder überhaupt erst die Gründung – der (mobilen) Jugendarbeit war dabei oftmals als Reaktion auf die eskalierende Gewalt der ersten Welle erfolgt. Innerhalb der sozräumlichen Settings fand sie sich sodann zwischen verschiedenen Polen wieder: Auf politisch-administrativer Ebene gab es mitunter zwar wichtige Unterstützung, vor allem aber dominierten Relativierung, Entpolitisierung und ordnungspolitisch überformten Anrufungen; zugleich übte die rechte Szene mitunter aktiven Druck aus, während Bündnispartner:innen im Engagement ‚gegen Rechts‘ rar gesät waren, eine diesbezüglich aktive Zivilgesellschaft (noch) nicht existierte; und die durchaus auch konfliktbereite Haltung antifaschistisch engagierter junger Menschen lag auf einer anderen handlungslogischen Ebene, die mit den Aufträgen und Gestaltungsansätzen der Fachkräfte nur bedingt synchron ging. Derartige Bedingungen in den lokalen Kontext steckten ein weitgehend widriges Terrain ab, auf dem die Jugendarbeit ihren Aufbruch gestaltete.

## 2 Praxiszugänge und Handlungsansätze

### 2.1 Ankommen und Einfinden

Als die Fachkräfte in den 1990er Jahren das Handlungsfeld betraten, waren sie allesamt Berufsanfänger:innen. Übereinstimmend berichten sie, nicht über ausreichend Wissen und Handwerkszeug verfügt zu haben und nicht auf die konkreten Herausforderungen im Umgang mit den Adressat:innen vorbereitet gewesen zu sein. Dies kann als weithin als typisch für jeden Praxiseinstieg in der Soziale Arbeit gelten. Die Situationen zeichneten sich aber auch durch eine Reihe von Besonderheiten aus, in der sich eine spezifische zeithistorische Signatur des damals in Ostdeutschland gerade erst in Entstehung begriffenen Arbeitsfeldes abbildet:

- Bei ihrem Einstieg besaßen die Fachkräfte teils zwar bereits eine pädagogische Ausbildung, aber keine:r von ihnen verfügte über die explizite Qualifikation als Sozialpädagog:in. Ebenso waren so gut wie keine Praxiserfahrungen vorhanden, auf die sie sich hätten stützen können. Diese Ausgangslage wurde in den allerorts (so gut wie) neu gegründeten Teams umfassend geteilt.
- Aus der allgemeinen Umbruchssituation und der Neukonstituierung des Arbeitsfeldes resultierten große Gestaltungsspielräume. Gestützt auf umfangreiche Förderung betrieben die Fachkräfte einen experimentellen Aufbruch, der sich durch ein hohes Maß an Freiheit, wenig Regulierung, viel Engagement und einer (zunächst) starken Entgrenzung der Tätigkeiten auszeichnete.
- Simultan durchliefen die Fachkräfte eine Prozess nachholender fachlicher Einbettung und Qualifizierung, der parallel zur und eingelagert in die Praxis stattfand und ihre Arbeit sukzessive professionell zu unterfüttern begann. Eine besondere Tragkraft entwickelte hierbei die AgAG-Rahmung.

- Ein vorliegender Kontrastfall aus der zweiten Hälfte des Jahrzehnts (Birgit) zeigt zugleich, was es bedeuten konnte, wenn nach dem Einstieg trotz einer Qualifikation als Sozialpädagog:in kein förderliches fachliches Umfeld zur Verfügung stand.

### *Ins Feld geworfen...*

Eine große Gemeinsamkeit zwischen den Interviewten wie auch innerhalb der kleinen Teams (überwiegend Tandems), zu denen sie stießen oder die sie mit begründeten, bestand darin, dass sie bezogen auf das Arbeits- und Handlungsfeld allesamt Berufsanfänger:innen waren und entsprechend so gut wie keine relevanten Praxiserfahrungen mitbrachten. Unter den überwiegend jungen Leuten hatte „niemand eine pädagogische Ausbildung [...] in irgendeiner Form“ (Jessica, 50f.) oder sie waren zumindest „keine ausgebildeten Sozialarbeiter“ (Knut, 1287) und „keine ausgebildeten Sozialpädagogen“ (Petra, 621f.). Bei der Stellenvergabe scheint eine solche Qualifikation ein allenfalls untergeordnetes Kriterium gewesen zu sein. Vermutlich war es hier aus pragmatischen Gründen zuvorderst darum gegangen, überhaupt Bereitwillige zu finden. Zumindest Thomas war nach seiner Einstellung mitgeteilt worden: „Du kannst dir jemanden suchen, mit dem du das machen willst. Der braucht auch keinerlei Vorbildung haben oder irgendwas, der muss nur wollen“ (53ff.).

Die auf diesem Wege frisch gebackenen Fachkräfte lassen sich zwei Clustern berufsbiographischer Hintergründe zuordnen, die in die Vorwendezeit zurückreichten und, soweit ersichtlich, teils spezifische Motivationslagen hervorbrachten.

Das erste Cluster bildeten die gänzlich professionsfremden „Seiteneinsteiger“ (Stefan, 280) wie „Techniker, Hausmeister“ (ebd., 259), „Schweißer“ (Knut, 40), „Handwerker“ (Petra, 1041) oder vormals Industriearbeitenden wie etwa einen, der „früher bei der Bohrung“ (Thomas, 918) gewesen war. Stefan hatte mit Anfang 20 von einem solchen Ausgangspunkt aus den Einstieg in die Jugendarbeit vollzogen. Er charakterisiert dies als eine Art unwillkürlichen Akt in den Wirren der Nachwendezeit. Als Zwischenimprovisation verdingte er sich gerade handwerklich in genau dem Haus, in dem auch das Streetwork ansiedelte. Zugleich war er „auf der Suche“ (1749) nach einer neuen Perspektive und wollte eigentlich „in der Elektronik weitermachen“, liebäugelte mit einer „Stelle als Beleuchtungsmeister“ am Theater: „Und dann kam dieses Angebot vom Jugendamt sozusagen: ‚Mensch, Stefan. Mach das doch.‘ [...] Und habe gesagt: ‚Ach, du. Das reizt mich irgendwie.‘ Und da bin ich irgendwie so reingeschlittert, in diese Streetwork-Geschichte“ (264ff.). Ähnlich hatte auch Knut „durch einen Zufall [...] erfahren [...], es werden Streetworker gesucht“ (71f.). Ein „alter Freund“ (154) adressierte ihn, ob sie nicht ein Team bilden wollten. Da Knuts ABM-Stelle nicht verlängert worden war, „dachte ich mir, okay, du willst nicht arbeitslos sein, mit Rechten, na ja. Da hat man gesagt, na ja gut, das wird ein Abenteuer“ (145f.). Für dieses Cluster *Industrie und Handwerk* scheint es charakteristisch gewesen zu sein, dass Hinwendungen zur Jugendarbeit zufällig und aus einer eigenen Richtungslosigkeit heraus erfolgten oder mit wirtschaftlichen Zwängen verbunden gewesen waren oder beides.

Die dem zweite Cluster Zugehörigen rekrutierten sich aus direkter *anschlussfähigen Berufen*. Sie kamen aus solchen mit pädagogischen Bezügen bzw. hatten eine entsprechende Ausbildung absolviert. Thomas hatte „Heimerzieher [...] zu DDR-Zeiten gelernt“ (878) und auch Jessica war „Ende der Achtzigerjahre“ (22) als ausgebildete Kraft in einem Kinderheim tätig gewesen. Petra hatte nach einem „Fachschulstudium [...] für Clubleiter zu DDR-Zeiten“ (9f.) gerade ein einjähriges Praktikum in einem sozio-kulturellem Zentrum hinter sich. Anknüpfungspunkt bei Knut war, dass er nach jungen

Jahren in Industrie und Handwerk über die Wendejahre hinweg ein Studium „für Kultureinrichtungen“ (43f.) durchlaufen sogar; seinen angehenden Teamkollegen war zuvor „Kulturmanager für Jugendarbeit“ (3193f.) gewesen, wodurch bereits Bezüge zum Arbeitsfeld bestanden. Soziale Arbeit bzw. Jugendarbeit scheinen vor derartigen Hintergründen eine schlüssige berufliche Folgeoption gewesen zu sein. Zum Thema Jugend oder Jugendkultur waren bereits Berührungspunkte vorhanden oder es lag „schon mal eine pädagogische Grundausbildung“ (Thomas, 878f.) vor bzw. „ein paar pädagogische, psychologische und so weiter Kenntnisse“ (Petra, 25f.) gab es bereits.

Aber selbst mit einer solchen ‚pädagogischen Vorgeschichte‘ waren, so die allgemeine Wahrnehmung, die erforderlichen fachlichen „Kenntnisse [...] vom kleinen Mitarbeiter bis hin in die obersten Ebenen [...] wenig ausgeprägt“ (Jessica, 114ff.) – es fehlte an hinreichender Ausbildung, themenspezifischem Wissen und praktischen Erfahrungen. In dieser Hinsicht konnten sich alle Fachkräfteteams geeint sehen. Prägnant bringen einige der Interviewten die Ausgangslage auf dem Punkt, indem sie – in kollektiver Perspektive – zu Protokoll geben: „wir sind ja wirklich da reingeschubst worden, also ohne viel zu wissen, was uns da erwartet. Oder was auch von uns erwartet wird“ (Petra, 1019f.), „völlig blauäugig“ (Stefan, 282) und mit „keine[r] Ahnung, wie man Sozialarbeit macht“ (ebd., 1485).

### *Freiheit und Experiment, Engagement und Entgrenzung*

Die Praktiker:innen der (mobilen) Jugendarbeit starteten also mit wenig fachlichem Untersatz. Zugleich fanden sie sich auf einem „riesen Experimentierfeld“ (Jessica, 248) wieder. Die Rahmenbedingungen wirkten an diesem Punkt als Ermöglichungsbedingungen. Es waren „viele, viele Freiheiten“ (Knut, 2095) vorhanden, die sich mit stützenden Strukturen verschränkten. (Autonomes) Handeln war erwünscht und wurde gefördert. Petra bilanziert, dass sie und ihr Team sich unter AgAG selbstbestimmt „entwickeln [konnten], hatten aber auch die Möglichkeit, uns eben dieser Struktur zu bedienen“ (1182). Ungeachtet der jeweiligen Trägerschaft und einer etwaigen Programmeinbindung wurden Projekte der Jugendarbeit kommunal unterstützt. Dies ging wesentlich darauf zurück, dass sich auf städtischer Ebene und damit auch bei der „Stadtverwaltung [...] alles im Umbruch“ (Petra, 450) befand. Eine Mischung aus Vakuum und Veränderungsdynamik eröffnete Räume und an entscheidenden Stellen war – trotz vielfach auch Gegenwinds – ein Wille zum Handeln gegeben, teils aus Zugewandtheit und einer fundierten Problemwahrnehmung heraus, nicht selten aber auch in einem funktionalen Verhältnis und getragen von dem Wunsch, dass wieder Ruhe in der Stadt einkehren möge (vgl. 1.2 Politisches...).

Allseitig wird zudem von einer finanziellen Ausstattung berichtet, die „unglaublich“ (Thomas, 1463) war. Geld stand „unwahrscheinlich viel“ (Jessica, 103) zur Verfügung und war schnell, unkompliziert und vielseitig abrufbar. Das Team von Jessica z.B. konnte sich „einen kleinen Bus“ (111) leisten, musste über Anschaffungen, die nicht unbedingt notwendig waren, nicht lange nachdenken und war über den Aufbau eines eigenen großen Materialfundus hinaus zudem in der Lage, „andere Träger beziehungsweise andere Einrichtungen [...] mit auszustatten und mit aufzurüsten“ (107f.). Gerade die Finanzierung über AgAG war in derlei Hinsicht „ziemlich gut“ (Petra, 1155), Geld war aber auch außerhalb der Programme kein Problem, denn zu dieser Zeit, „da wollte man wirklich so“ (Knut, 2202) bei der Stadt. Genauso standen Stefan, der über den Landkreis angestellt war und eng mit der Kommune kooperierte, ausreichend „Fördermittel“ (1495) zur Verfügung. Diese deckten die alltägliche Arbeit, es gab stets ausreichend „Handgeld“ (1530; vgl. 752ff.) und eine Vielzahl von Maßnahmen war

finanzierbar, darunter auch Großformatigeres wie z.B. Jugendfreizeiten in anderen Ländern oder die Schaffung von Jugendräumen.

Diese förderlichen Bedingungen trafen auf hochmotivierte Fachkräfte bzw. umgekehrt: die Fachkräfte trafen auf sie und traten trotz eigener Unsicherheiten mit „viel Herzblut“ (Stefan, 282) und „viel Freude“ (Jessica, 247) ins Handlungsfeld. Sie hatten „Bock drauf“ (ebd. 52), sich der Herausforderungen anzunehmen, und agierten „mit einem enormen Enthusiasmus“ (Thomas, 838f.), teils beflügelt von dem Gedanken „zu dem Zeitpunkt noch, wir müssen die Welt retten“ (Petra, 318f.). Gerade zu Beginn wurde dabei „unfassbar viel aus dem Bauch raus gemacht“ (ebd., 1098), improvisiert und sich nach dem Prinzip von „Versuch und Irrtum [...] vorgetastet“ (ebd., 1254f.).

Diese hohe Motivation ist bemerkenswert. Teils wurde sie offenkundig von der Wahrnehmung getragen, eine sehr wichtige Aufgabe vor sich zu haben. Mitunter entsprang sie aber auch dem Druckempfinden, sich aufgrund fehlender fachlicher Qualifikation oder ansonsten (erneut) drohender Arbeitslosigkeit praktisch beweisen zu müssen: „du willst die Arbeit nicht verlieren, du willst gute Arbeit machen“ (Knut, 1146f.). Weiterhin könnte der Schwung durch das Gefühl beflügelt worden sein, unter den Bedingungen des gesellschaftlichen Umbruchs irgendwo angekommen zu sein, einen (neuen) Ort und eine (neue) Richtung gefunden zu haben. Vielleicht handelte es sich teils auch schlicht um einen pragmatischen Bewältigungsaffekt, denn tatsächlich sahen sich die Fachkräfte mit einer erschlagenden Fülle an Aufgaben konfrontiert, die sie mehr oder wenig gleichzeitig meistern mussten:

„Also, mir ist oft so gegangen, wenn ich darüber nachdenke, dass ich gerade diese Anfangsjahre, ja, nur sehr schemenhaft teilweise im Gedächtnis habe, weil es einfach so unfassbar viel war. Wir waren ständig mit irgendwelchen schlauen Leuten unterwegs, die uns erklärt haben, wie soziale Arbeit funktioniert, wir mussten das System kennenlernen, wir haben die Strukturen in [Stadtteil] aufgebaut, unsere Netzwerke, wir haben unseren Cliquentreff, unsere Arbeit, also es war einfach unglaublich viel“ (Petra, 303ff.).

Vielfach wird deutlich, wie sich an der Schnittstelle von Freiheit, Motivation und Aufgabenfülle, gewissermaßen als deren Kehrseite, eine weitreichende Entgrenzung von Engagement und Alltag einstellte. Insbesondere die Arbeitszeiten liefen aus dem Ruder: Die Tage gingen „von früh um zehn bis abends um elf, sechs Tage die Woche“, so dass schnell mal „260, 280 Stunden im Monat“ (Thomas, 837ff.) zusammenkamen (vgl. Jessica, 236ff.; Petra, 312ff.). Die Grenzen „zwischen privat und beruflich“ wurden ebenfalls „fließend“ (Jessica, 262f.) und immer wieder wurde auch die Einhaltung von fachlicher Distanz und Angemessenheit gegenüber den Jugendlichen prekär. Sei es, dass es den Fachkräften aufgrund eines geringen Altersunterschieds grundsätzlich schwer viel, ausreichend Abstand zu bewahren (vgl. Petra, 1001ff.) oder, wie es mehr als eine der interviewten Personen berichtet, in der Beziehungsarbeit mit den Jugendlichen selbst Alkohol konsumiert wurde. Dinge bewegten sich mitunter im „Graubereich“ (Jessica, 1551) des rechtlich Zulässigen und fachlich Vertretbaren. Hinzu kam, dass gerade in der Anfangsphase kaum systematische Reflexionen und ein etwaiges Gegensteuern stattfanden, weil es an definierten Räumen dafür fehlte und „einfach die Tage auch so voll und dicht und zu waren“ (Petra, 1098f.). Die Erfahrungen waren erstmal dazu da, um gemacht zu werden. Erst allmählich stellte sich Besserung ein. Gestützt auf die eigene Problemwahrnehmung und externes Feedback wurden die Entgrenzungsmomente nach und nach aufgearbeitet sowie fachliche und arbeitsrechtliche Standards eingezogen, die sie zu bändigen halfen.

### *Nachholende Qualifizierung und fachliche Einbettung*

Insofern die Fachkräfte ohne vollumfängliche Ausbildung und dezidierte Vorerfahrungen ins Feld traten, mussten sie das erforderliche thematische und administrative Wissen, anwendungsbezogene Methodenkenntnisse, Vertrautheit mit grundlegenden Arbeitsprinzipien, Orientierung an fachliche Standards u.ä.m. eingelagert in die Praxis und parallel zu ihr erwerben. Es wurde absolutes „Neuland“ (Petra, 436) betreten und „von der Pike angefangen zu verstehen, wie soziale Arbeit funktioniert“ (ebd., 1132). Jessica skizziert einen Prozess sukzessiver Aneignung, der ungeheuer dicht war und im Handgemenge erfolgte: ein „Zeitrafferlernen. Lernen am Objekt“ (Jessica, 468f.; vgl. ebd., 116f.). Aus der Bilanzierung von Petra tritt hervor, wie Ausprobieren, Erfahrungsverarbeitung und Wissenserwerb aufeinander bezogen waren, nach und nach zu einer fortschreitenden Systematisierung und „Professionalisierung“ der eigenen Praxis führten:

„Je mehr man darüber weiß [...] und wenn man das dann tut, hat man Erfahrungen, gute oder schlechte und merkt natürlich auch, [...] was geht und was nicht geht. Also da sind ja viele Facetten, die da reinspielen. Es ist ein absoluter Entwicklungsprozess“ (1022ff.) und „das systematische, zunehmend professionellere Herangehen kam natürlich dann in dem Augenblick, wo man im Streetwork-Projekt war und man einfach auch angefangen hat, Dinge zu lernen, was eben soziale Arbeit ausmacht und welche Methoden man da umsetzt und viele Sachen.“ (432ff.)

Entscheidend war, dass diese Bildungsprozesse nicht im luftleeren Raum stattfanden, sondern fachlich eingebettet waren. Dort, wo die Fachkräfteteams im Landes- oder Bundes-AgAG waren, stellten die Programme einen hierfür tragenden Rahmen, der gut auf die umfassenden Bedarfslagen der Fachkräfte zugeschnitten war. Die Leistungen des Landesprogrammes (Petra, Thomas) und des Bundesprogrammes (Jessica) präsentieren sich dabei als quasi identisch und lassen sich in vier Säulen zusammenfassen:

Erstens fand „monatlich Fortbildung“ (Thomas, 1355) in mehrtägigem Umfang statt, was „extrem hilfreich“ (Jessica, 117) war, insofern dort „in ziemlich großer Menge Wissen und Konzeptionelles eingetrichtert“ (Petra, 622f.) wurde. Zweitens wurden standortübergreifende Foren für den Erfahrungsaustausch mit Kolleg:innen „in ähnlichen Situationen“ (Jessica, 121) bereitgestellt. Im Kreis der programmteilnehmenden Teams ließ sich der eigene „Praxisbezug immer gleich bereden“ (Petra, 1147). Es konnten inspirierende Eindrücke gesammelt – „Okay, wie läuft das bei euch? Wo steht ihr, wie handhabt ihr bestimmte Dinge?“ (Thomas, 1351f.) – und „gemeinschaftlich“ (Jessica, 123) abgestimmte Vorgehensweisen entwickelt werden. Drittens erfolgte die Installation von Ost-West-Kooperationen – „wir waren dort, die waren hier“ (Petra, 1119). Zunächst wurden Einblicke in die etabliertere Westpraxis ermöglicht, um dann im Umkehrschluss am eigenen Standort begleitet zu werden: „die waren dann eine Woche hier zum Hospitieren und nach drei Tagen haben die Kollegen gesagt, das geht überhaupt nicht, was ihr macht“ (Petra, 311ff.). Last but not least wurde viertens eine wissenschaftliche „Begleitung von der Fachhochschule“ (Thomas, 1355f.) eingerichtet, in deren Rahmen ebenfalls lokale „Praxisberatungen“ (Petra, 1112) stattfanden.

Auch an den Standorten der mobilen Jugendarbeit, die nicht in AgAG eingegliedert (Knut) bzw. nur lose angeschlossen waren (Stefan) durchliefen die Fachkräfte einen Prozess nachholender und

praxiseingelagerter Qualifizierung. Gegenüber den programmeingebetteten Teams treten hier jedoch auch einige Abstriche und Verschiebungen hervor.

So erlebte Stefan seine Trägerschaft beim Landratsamt und seine darüber abgesicherte Tätigkeit auf kommunaler Ebene als eine Besonderheit. Während die anderen mobilen Kolleg:innen im Bundesland „alle in diesem AgAG-Programm“ (1231) waren, agierte er „völlig losgelöst“ (1007). Das Programm als Ganzes habe ihn selbst „nie tangiert groß“ (1232). Dennoch war es von Bedeutung, insofern die Qualifizierungsoffensive von AgAG relativ unbürokratisch auch für ihn zugänglich gemacht worden war (vgl. 1009ff.) und ihm darüber „ganz viele Fortbildungen“ (278f.) und „Lehrgänge“ offen standen, die u.a. auch „im Westen“ (60f.) stattfanden. In seiner Erinnerung „wundertolle Angebote“ (473), von denen er möglichst viele mitnahm und umfangreich profitierte. Auch Möglichkeiten zur Fachvernetzung erschlossen sich ihm vor allem in der Frühzeit über den Programmrahmen. Auf übergeordneter Ebene bewertet Stefan die durchlebte Zweigleisigkeit von zunächst unvorbereiteter Praxis und parallel-nachholender Qualifizierung als einen bewussten Schritt auf Trägerebene: „Das war so ein bisschen das Konzept vom damaligen Jugendamt: ‚Ja, kümmere dich mal. Mach dir Gedanken.‘ Und bist du alleine losgerannt und hast da das Beste draus gemacht. Mit parallel diesen Fortbildungen“ (977ff.). Die zu AgAG analoge Struktur ist an dieser Stelle unverkennbar. Was aus seiner Erzählung hingegen nicht hervorgeht, ist, dass er auch eine Praxisbegleitung vor Ort gehabt hätte. Ebenso war Stefan lange Zeit „als Einzelkämpfer“ (1356f.) unterwegs, während bei AgAG das Agieren in zwei- oder mehrköpfiger Teams offenbar durchgängiger Standard war. An diesen Punkten entsteht dann mitunter auch der Eindruck, dass Stefan etwas gefehlt haben könnte, wenn er gegen die eigensinnigen Gruppendynamiken seiner Cliquen nicht ankam und fast nur noch versuchte, restriktiv gegenzusteuern (vgl. 3.2 Clubbetrieb... und 4.2 Hinderliche...). An die Stelle weitreichenderer fachlicher Einbindung traten Bewältigungsversuche im kleinsten Kreis, in dem er sich dann sprichwörtlich auch drehte. Externe Reflexionsinstanzen wären hier vermutlich hilfreich gewesen, die eigene Praxis besser überprüfen und ertragreicher modifizieren zu können.

Ganz anders war wiederum stellte sich das Teamwork bei Knut dar. Hier war ein starkes Tandem zentrales Moment der Praxiserschließung. Er und sein Kollege kannten sich nicht nur schon lange, sondern brachten auch aufgrund ihres Alters mit Anfang 30 eine gewisse „Lebenserfahrung“ (124) und ‚Abgebrühtheit‘ ein und sie trafen relativ selbstbewusst Entscheidungen, wie sie ihr Handeln ausrichteten (vgl. 2.2 III: Zurückweisung). Darüber hinaus spielten auch hier Weiterbildung und Fachvernetzung eine Rolle im Etablierungsprozess. Augenfällig ist allerdings, dass deren Umfang deutlich geringer ausfiel als bei AgAG. Eventuell waren Qualifizierung und Vernetzung für Knut zudem identisch: Als zentrale Referenz erwähnt er mehrmals ein „Streetworker-Treffen“, bei dem er bestimmt „vier-, fünfmal“ (3239f.) gewesen war und das in derselben Stadt abgehalten wurde, in der er auch einen Teil der durchlaufenen Weiterbildungen ansiedelt (vgl. 916f.). Während die fachliche Einbettung in übergreifende Strukturen eher ‚dünn‘ ausfiel, legte Knut zugleich und vielleicht auch genau deswegen, von Beginn an eine ausgeprägte autodidaktische und bedarfsbezogene Wissens- und Kompetenzaneignung an den Tag:

„ich habe dann selber mir alles angelesen, wo ich angefangen habe. [...] sofort. Also, was ist das? Was muss ich da machen? Was ist das? Gesetze durchlesen. Sich selber überprüfen. [...] Konzepte lesen über Arbeit mit Neo-Nazis oder was weiß ich.“ (3142ff.)

Vor dem Hintergrund dieses stark autodidaktischen Ansatzes war dann auch nochmal das Fachstudium, das Knut einige Jahre später nachholte (Einstieg in die MJA 1994, Beginn des Studiums 1998), von besonderer Bedeutung, denn es brachte ihm nicht nur eine weitergehende theoretische Unterfütterung, sondern auch eine Bestätigung der bisher eher ‚freischwebenden‘ Praxis:

„es hat mir geholfen in der Reflexion, wie ich gearbeitet habe. Ich habe mit meinem Hintergrundwissen gearbeitet, meiner Authentizität, mit meinem Menschenwissen, und habe natürlich auch die Theorie aufgesaugt und habe mir gesagt, vieles, was ich gesagt habe, habe ich richtig gemacht.“ (1288ff.)

Auf analoge Weise einen Hochschulabschluss nachzuholen, war etwas, dass auch alle anderen interviewten Fachkräfte einige Jahre nach ihrem Einstieg taten. Thomas betont, dass zuvor auf Landesebene extra die Voraussetzungen dafür geschaffen worden waren, um entweder „berufsbegleitend soziale Arbeit studieren“ oder zumindest „Fachkraft für soziale Arbeit“ (Thomas, 1009ff.) werden zu können. Auch er erlebte das Studium als einen Schritt, der „noch mal wesentlich zur Fachlichkeit beigetragen“ (1019f.) hatte. Ab der Mitte des Jahrzehnts war schließlich eine neue „Generation“ (Jessica, 1047) der „ersten ausgebildeten Sozialpädagogen [...] auf den Markt gekommen“ (ebd., 646.). Sie verliehen dem anwachsenden Team von Jessica einen weiteren Schub: Durch sie war noch einmal mehr spürbar, dass „immer mehr Professionalität rein[kam]“ (653).

### *Exkurs: Eine engagierte Fachkraft macht noch keinen Sommer*

Später als die anderen Interviewten hatte Birgit ihre Arbeit in einer Einrichtung der offenen Jugendarbeit im Jahr 1996 aufgenommen. Sie war gerade erst aus dem Westen nach Ostdeutschland gezogen und startete, den Abschluss frisch in der Tasche, direkt mit der „Profession Sozialpädagogin“ (737). Damit kann sie der soeben erwähnten nachrückenden Generation vollumfänglich qualifizierter Fachkräfte zugerechnet werden. Vor Ort trat Birgit in ein bereits bestehendes Team ein, das sich aus ihrem „Chef“ (41), einem weiteren Sozialpädagogen, der mobil arbeitete und vor Ort den Bandproberaum im Keller „gemanaged“ (772) hat, sowie „wechselnde Praktikanten“ (774) zusammensetzte.

Durch Ausbildung und etabliertes Arbeitssetting waren die Voraussetzungen also andere, auf den ersten Blick bessere, als in den bislang betrachteten Fällen. Dennoch erlebte auch sie sich als nicht ausreichend vorbereitet, um mit der rechten Clique sinnvoll arbeiten zu können: „Einfach noch mal diese Spezifik, also in der Jugendarbeit mit rechts orientierten Jugendlichen“ (851f.). Für Birgit machte sich dies an drei Punkten fest: erstens „theoretisches Wissen“ (852) und thematische Kenntnisse etwa zu einschlägiger Musik; zweitens „rhetorisch[e] Argumentationshilfen“ (854), um besser auf z.B. Holocaust-Verleugnung und NS-Verherrlichung reagieren zu können; drittens „Methoden der Gruppenarbeit“, gerade auch um Demokratie „am eigenen Leib“ erfahrbar zu machen (851ff.). Birgit meldete ihrem diesbezüglichen Bedarf beim Einrichtungsleiter an, doch dieser hielt eine Weiterqualifizierung für unnötig und blockte ab: „Du kommst aber doch frisch vom Studium. Du brauchst jetzt nicht gleich eine Fortbildung“ (302f.). Auch die Stadtteilrunden, an denen Birgits Team teilnahm, brachten ihr nicht die Form thematischer Vernetzung, die sie suchte. In der Konsequenz erlebte sie sich als zurückgeworfen auf sich selbst. Dort, wo wiederkehrende Herausforderungen lagen (z.B. Abspielen von Rechtsrock) und sie Arbeitsschwerpunkte entwickelte (Arbeiten „rechten jugendlichen Mädchen“, 864f.), war Birgit zwar bestrebt, sich eigenständig zu „belesen“ (ebd.) und sich

so die notwendigen Grundlagen anzueignen, ansonsten aber operierte sie vielfach „mit dem ganz normalen Laienwissen“ (162), das ihr zur Verfügung stand.

Hinzu kam, dass sie das Verhalten des Einrichtungsleiters in vielerlei Hinsicht als unprofessionell wahrnahm. Er bezeichnete die Jugendlichen „ganz offen [...], also auch, wenn die dabei waren“ (290) als „Glatzenbabys“, was Birgit als unangemessen „verniedlichend [...] für die Rechten von morgen“ (284f.) und als respektlos gegenüber den Jugendlichen empfand. Ebenso beobachtete sie, wie er bei Freizeiten zusammen mit Adressat:innen kiffte, und war irritiert darüber, dass er „viel jüngere Freundinnen [hatte], die auch aus dem Kreis dieser Bandkeller und so weiter kamen“ (1054f.). Sie sah hier „absolut fachliche Differenzen“ (1058) und es kam zu „Konflikte[n]“ (1019) mit ihrem Vorgesetzten. Raum für eine konstruktive Auseinandersetzung zur Aushandlung gemeinsamer fachlicher Standards war nicht vorhanden und auch Birgits mobil arbeitender Kollege scheint in diesem Zusammenhang keinerlei Präsenz entwickelt zu haben.

Birgit bewegte sich in einem von ihr als unprofessionell und prozessfeindlich erlebten Arbeitsrahmen, in dem sie als junge Kollegin „nicht das Standing“ (1063f.) hatte, den wahrgenommenen Missständen etwas entgegenzusetzen. Im Ergebnis erlebte sie einen doppelten Stillstand: zum einen in der Arbeit mit den rechten Jugendlichen: „Das ging schon irgendwie, aber es stagnierte zu sehr auf der Stelle“ (1021f.); zum anderen in der persönlichen fachlichen Entwicklung: „Also, dass ich gemerkt habe, ich bleibe da auf der Stelle. Ich komme da ja gar nicht weiter. Also, ich eigne mir kein Wissen an oder Fähigkeiten“ (1025ff.). Beides zusammen führte dazu, dass Birgit nicht nur die Einrichtung, sondern auch das Handlungsfeld als Ganzes nach nur wenigen Jahren komplett hinter sich ließ und sich neuen Aufgaben zuwandte.

Diese Fallbetrachtung zeigt zweierlei. Zum einen konnte eine formal vollumfängliche Qualifizierung zwar einen Grundstein legen, reichte für sich genommen aber bei Weitem nicht aus, wenn die sonstige fachliche Einbettung nicht stimmte – wenn keine Möglichkeiten zu Fortbildung und Erfahrungsaustausch gegeben waren und wenn kein funktionierendes Team vorhanden war, dass sich der Herausforderungen gemeinsam und professionell annahm. Damit wirft das Beispiel von Birgit zum anderen auch ein neues Licht auf den Umstand, dass die anderen interviewten Fachkräfte es durchgängig als ein Manko erlebten, eingangs nicht ausreichend qualifiziert gewesen zu sein. Dies stellte sicherlich eine erschwerende Ausgangsbedingung dar, war aber bei weitem nicht alleinentscheidend und wurde durch die begleitenden Maßnahmen und insbesondere die starke Rahmung durch AgAG abgedeckt und in konstruktive Prozesse der Aneignung von Praxis überführt.

## 2.2 Auftrag und Auftragswahrnehmung

Die Beauftragung der Jugendarbeit, sich der rechten Cliquen anzunehmen, war mit der evidenten Wahrnehmung verbunden, dass ein Problem mit (rechter) Jugendgewalt gab, das angegangen werden muss. Oftmals dominierten dabei Erwartungshaltungen, den Sozialraum wieder zu befrieden, während eine inhaltliche und politische Fokussierung der Phänomene eher randständig blieb. Dafür, wie die Fachkräfte mit den Erwartungshaltungen umgingen und wie sich ihrer Aufträge annahmen, werden unterschiedliche Muster erkennbar, die auf die jeweiligen Haltungen und Ressourcen verweisen, mittels derer die Interpretation und Aneignung erfolgte:

- Erstens ein Muster tendenzieller *Synchronisation*, dass vor dem Hintergrund durchaus unterschiedlicher Herleitungen darauf hinauslief, die Eindämmung der Gewaltproblematik als Herausforderung zentral zu stellen.
- Zweitens ein Muster der *Überschreitung* einer derartigen Engführungen dahingehend, auch die extrem rechten Haltungen der Jugendlichen bearbeiten zu wollen und/oder zielgruppenbezogen und sozialräumlich breiter aufgestellt zu agieren.
- Und drittens ein Muster der *Zurückweisung* des Auftrags im engeren Sinne, was ebenfalls darauf hinauslief, breitere Bearbeitungsperspektiven zu veranschlagen.

Auch wenn die Übergänge nicht immer Trennscharf sind, lassen sich diesen Mustern im vorliegenden Sample jeweils zwei Fällen zuordnen.

### I: Synchronisation

Dem ersten Muster entsprechen die Auftragswahrnehmungen von Thomas und Birgit. Für Thomas bildete die „Programmbeschreibung“ von AgAG den Ausgangspunkt, nämlich die „Zurückdrängung von Aggression und Gewalt“ (1121ff.). Die „Handlungsmaxime“ war dadurch „ganz klar definiert“: „die Jungs von der Straße zu holen und das Gewaltpotenzial einzudämmen“ (1114ff.) und so einer „Befriedung des Gemeinwesens“ (1124) zuzuarbeiten. Die Erwartungshaltung, „dass da ganz schnell was sichtbar passiert“, machte zusätzlichen „Druck“ (1436). Thomas leitete daraus ein doppeltes Rollenverständnis ab und begriff sich als „ein Befrieder für das Gemeinwesen“ sowie als „Beschützer von den Jungs vor selbstzerstörerischen Aktionen“ (1189f.). Wie programmatisch vorgefunden, zentrierte er die Ausrichtung seines Handelns also um die Gewaltfrage. Dabei folgte er einerseits dem ‚ordnungspolitischen Ruf‘ und ergänzte seine Bestrebungen andererseits um eine Fürsorgedimension, die sich zumindest teilweise auch über Ersteres vermittelte. So ging er z.B. konform damit, dass der von ihm mitbegründete Club für die rechte Clique auf Insistieren der Stadt hin nicht im Zentrum, sondern in einem „Mischgebiet Industrie, Wohnen“ (1134f.) realisiert wurde. Denn dies hatte für die Jugendlichen den „positiven Nebeneffekt“, „Konfliktpotenziale“ (1144f) zu entschärfen und sie etwas aus dem „öffentlichen Fokus“ zu nehmen, auch die „Strafverfolgung“ (1137f.) betreffend. Seine Bilanz: „Das funktioniert, da sind sie beschäftigt. Sind nicht in der Stadt permanent präsent“ (1148f.).<sup>9</sup> Einen Abbau extrem rechter Orientierungen strich Thomas zwar nicht gänzlich von der Tagesordnung, insofern er diesen als eine Folgeerscheinung dachte, die sich einstellen konnte, sobald die Jugendlichen von der Gewalt abließen und ihr Leben in geordnetere Bahnen lenkten. Von der Anlage her tendierte seine Handlungslogik aber dazu, das „vordergründig“ nicht Beabsichtigte, nämlich „eure Einstellung zu ändern“ (277f.), ins ‚hintergründig‘ Unbestimmte zu verschieben.

Diese weitgehend auftragssynchrone Praxisausrichtung ist auch vor dem Hintergrund zu betrachten, wie Thomas sich in politisch-weltanschaulicher Hinsicht verortete. Er erläuterte, stark dadurch beeinflusst worden zu sein, dass „die Kommunisten meinen Vater für zehn Jahre eingesperrt haben“ (1226) und ein Großvater von ihm „überzeugter Nazi“ (1228) gewesen war. Auch wenn ihn die Ideologie des Großvaters nicht überzeugte („war nie meins“, 1231), so hatte er doch unterm Strich eine „wertekonservative Haltung“ entwickelt, „gepaart mit einem starken Nationalismus“ (1232f.). Somit waren Thomas die rechten Orientierungen der Jugendlichen „nicht fremd“ (1236). Er brachte

<sup>9</sup> Im weiteren Verlauf öffnete Thomas den Jugendclub zwar auch für Punks (vgl. 3.2 Clubbetrieb...), was einen Berührungspunkt zum zweiten, nachfolgend noch dazustellenden Muster herstellte. Die beschriebene Grundausrichtung seiner Auftragsaneignung blieb davon jedoch unberührt.

für „alle Sympathien“ (1216) auf und konnte sagen, „das sind eure Lebensentwürfe. Ich akzeptiere das“ (1212f.). Zugleich sah er sich aber auch Humanismus und Toleranz verpflichtet (vgl. 787ff.). Dies zusammengenommen macht es plausibel, dass Thomas vor allem die Gewaltakzeptanz der Adressat:innen – im doppelten Sinne von Fremdschädigung und Selbstgefährdung – als problematisch betrachtete, und es liegt nahe, dass er in konservativer Hinsicht durchaus etwas damit anfangen konnte, den öffentlichen Raum unter Ordnungsgesichtspunkten zu taxieren und seiner ‚Befriedung‘ zuzuarbeiten.

Auch im Fall von Birgit lief die Auftragsaneignung auf eine weitgehende Synchronisation mit der Vorgabe hinaus, Gewalt einzudämmen. Die Reduktion darauf hatte jedoch einen anderen Hintergrund. Der Auftrag, sich der rechten Clique anzunehmen, hatte sich für die Jugendeinrichtung eher zufällig bzw. den Begebenheiten folgend „herauskristallisiert“ (822), nachdem die Jugendlichen anfangen, dort aufzutauchen. Als Birgit ihre Arbeit aufnahm, gab es bereits die Vorgabe des kirchlichen Trägers, „dieser Clique quasi diesen Raum zu bieten, [...] mit Aufsicht, mit Begleitung gemeinsam mit denen versuchen, an die heranzukommen“ (779ff.). Damit war der Präventionsgedanke verbunden, sie würden „noch viel mehr Unheil oder Quatsch anrichten und noch mehr abgefangen werden von irgendwelchen rechten Organisationen, als wenn sie unter unserem Dach sind“ (181ff.).

Diese Aufgabenstellung wurde von Birgit relativ nahtlos übernommen: „wenn man so beruflich so anfängt und dann sagst du: Das ist deine Aufgabe. [...] Die werden schon wissen bei [Träger], dass das so richtig ist. Und so hatte mein Chef damals das auch so ein Stück dargestellt“ (176ff.). Ausgehend davon, dass „alles neu“ war für sie – ihre „erste Stelle“, die Stadt, der „Osten“ und „die sächsische Sprache“ (34ff.) – passte Birgit sich dem Bestehenden an. Maßgeblich hieß das, einen „kontrollierten Raum“ (54) bereitzustellen, in dem die Jugendlichen vorsorglich ‚ruhiggestellt‘ werden konnten. Die Perspektive sozialräumlicher und fürsorglicher Befriedung wurde gewissermaßen von außen nach innen in die Clubräume hinein verlängert. Dies umso mehr, als darüber hinaus wenig passierte. Birgits Bestreben, auch die rechten „Haltungen“ der Jugendlichen „zu widerlegen oder [...] zu durchbrechen“ (439f.), weil sie deren „Gedankengut“ (729) ablehnte, blieb auf der Strecke: Ihr persönlich fehlte die Handlungssicherheit (in ihren Augen vor allem passendes sozialpädagogisches Handwerkszeug) und auch im Team gab es für ein derart erweitertes Auftragsverständnis kein Backup. Offenbar wurde hier auf ‚durchwurschteln‘ gesetzt (vgl. 2.1 Exkurs...).

### II: Überschreitung

Stellvertretend für das Muster einer Überschreitung der Engführungen auf Gewaltprävention stehen Petra und Stefan. Petra hatte „ganz klar“ als Auftragslage vor Augen, im Rahmen eines „Programm[s] gegen Aggression und Gewalt“ (832f.) „mit aggressiven, gewaltbereiten und rechtsorientierten Jugendlichen“ (841f.) arbeiten zu sollen. Sie verstand die Aufsetzung von AgAG als eine „Reaktion“ auf die allseitig eskalierenden Problemlagen in Form rechter „Ausschreitungen“ (860). Vor diesem Hintergrund konnte sie sich „zu hundert Prozent“ (869) mit dem Auftrag identifizieren. Zugleich verwahrten Petra und ihr Team sich gegen eine ordnungspolitisch gefärbte Genügsamkeit:

„Das war jetzt nicht so, dass wir gesagt haben, die sind draußen auf der Straße, die müssen weg von der Straße, geben denen Raum, machen da Tür auf und zu und, was da drin passiert, interessiert uns nicht. So eben gar nicht.“ (645ff.)

Das Grundverständnis des Teams bestand darin, die Jugendlichen an die eigenen Räume zu binden, um „mit Gruppen und Cliques“ (649, Hervorh. K.N.) arbeiten zu können, was gerade eben auch beinhaltete, Veränderungsperspektiven hinsichtlich ihrer Haltungen zu verfolgen. Dies als zentral zu betrachten, war bei Petra vor dem Hintergrund angesiedelt, dass sie aus einem „sehr künstlerisch-humanistischen Elternhaus“, das „eher links und weltoffen geprägt“ (89f.) war. Eine „sinnvolle Sache“ (114f.) machen, war für sie von daher mehr als nur Verhinderung. Wenn Petra davon spricht, dass sie und ihre Kolleg:innen damals „die Welt retten“ (319) wollten, dann bedeutete das nicht nur, die Welt vor den Jugendlichen zu retten, sondern auch, die Jugendlichen *in* der Welt weiterzubringen und dadurch etwas zu verändern.

Auch bei Stefan war die Auftragsaneignung mit einer linken Selbstverortung unterlegt. Im Unterschied zu Petra, für die sich ihre Haltung aus einem bildungsbürgerlich-liberalen Herkunftsmilieu ableitete, war die politische Positionierung bei Stefan eher explizit und mit alternativkulturellen Anleihen verwoben: Seiner Selbstbeschreibung zufolge war er eine langhaarige „linke Socke“ (48f.) mit freundschaftlichen Bezügen in links-alternative Kreise vor Ort. Aufgrund der „Ausschreitungen von rechter Seite“ (1422) und anhaltender „Bambule“ (1443) in der Stadt war Stefan mit Auftakt seines eigentlich zunächst breiter angelegten Streetworks „gleich auf diese Rechten losgelassen worden“ (1444f.), ohne dass näher definiert wurde, wie dies auszusehen habe. Dies eröffnete Spielräume über einen Umgang mit der Eskalationsproblematik hinaus. So betrachtete Stefan es durchaus als seinen Auftrag, die Konfliktlagen „zu entspannen“ (1832), ebenso zog er aber weitere Koordinaten in die Ausrichtung seiner Arbeit ein. Als ein „Vertreter für die Jugend“ (586f.) nahm er sich der rechtsorientierten Cliques an und trat entsprechend für ihre Bedarfe ein. Genauso wollte er bei ihnen aber auch „was in den Köpfen bewegen“ (833) und zwar „mit all meinen möglichen Mitteln, die ich damals hatte oder nicht hatte“ (837). Darüber hinaus hielt er trotz der mandatierten Engführung auf die rechten Cliques daran fest, „möglichst breit aufgestellt zu sein für Jugendliche“ (145f.). Für Stefan war dies durch seinen ursprünglichen Auftrag, „[a]lle Cliques irgendwie zu gucken“ (1329), gedeckt. Aufgrund seiner Bezüge ins Alternativmilieu hatte er dabei gerade auch das linke und alternative Spektrum vor Augen, dass sich zu Beginn der 1990er um den einzig verbliebenen Jugendclub in der Stadt gruppierte, der wiederum zu den Zielscheiben der Rechten gehörte.

### III: Zurückweisung

Das dritte Muster einer Zurückweisung des Auftrags – bzw. genauer: von Teilen des Auftrags oder von damit verbundenen, überbordenden Erwartungshaltungen – kennzeichnet die Fälle von Knut und Jessica. Charakteristisch ist dabei, dass Zurückweisung nicht einfach bedeutete, weniger zu machen, sondern ebenfalls Überschreitungen in Richtung einer thematisch anknüpfenden Gemeinwesenorientierung beinhaltete.

Knut und sein Teamkollege waren über den städtischen Träger damit betraut worden, sich im Stadtteil um „rechte Gruppen“ und insbesondere eine „Kameradschaft“ (136) zu „kümmern“ (141), also mit organisierten Rechten zu arbeiten. Zumindest unterschwellig wurde Knut zufolge dabei auch ein ordnungspolitisches Anliegen transportiert: „so ein bisschen versteckt, ‚Haltet das Stadtteil ruhig‘“ (2215). Schnell war den beiden klar, dass sie der Beauftragung so nicht folgen wollten: „von dem eigentlichen Auftrag, den wir hatten, [...] haben wir uns da ein bisschen verabschiedet. Nicht ein bisschen verabschiedet, haben wir uns eigentlich verabschiedet“ (864ff.). Die Entscheidung, sich nicht wie erwartet der Kameradschaft anzunehmen, ging mit der gleich zu Beginn explorativ entwickelte

Einschätzung einher, dass diese sich bereits in Auflösung befand und von daher ein Arbeiten mit ihr kontraproduktiv wäre: „Die zerbrechen gerade und da muss ich die wieder aufbauen, ist doch unlogisch“ (2224). Schnell stand der Entschluss fest, „wir tun keine Gruppen unterstützen, die eigentlich langsam zerrinnt oder eben sich aufdröseln“ (277f.).

Die klare Position, „Ich will das nicht!“ (891), stützte sich wesentlich darauf, dass es der (Werte-)Haltung von Knut zuwiderlief, sich in ein als unsinnig betrachtetes Unterfangen zu begeben und dabei u.U. sogar noch rechte Strukturen zu stärken. Seiner Selbsteinschätzung zufolge war er ein politisch „denkender Mensch“ (654) mit Anspruch auf Selbstbestimmung („lese mal eine Süddeutsche und mach mein Ding“, 654f.), der neugierig und offen, im Bedarfsfall aber auch mit einer gehörigen Portion an Widerspruchsgeist ausgestattet war (vgl. 948f., 1066ff., 3209ff.). Hinzu kam, dass der Kollege von Knut über seine vorherige Arbeit bereits bleibende Eindrücke gesammelt hatte, wie problematisch es sein kann, wenn Rechte (zu sehr) unterstützt werden. Energisch und selbstbewusst konnte sich das Duo offenkundig relativ gut gegenüber den sie beauftragenden Strukturen behaupten. Im Ergebnis justierten die Fachkräfte den Auftrag neu, indem sie die Situation als „unsere Chance“ begriffen, „andere Leute zu stärken“ (278f.), gerade auch „Gruppen, die unterdrückt werden, also wo die Kameradschaft auch so [...] Scharmützel gemacht hat“ (264ff.). Rechte Szenezusammenhänge waren demzufolge eher etwas, das es im Schach zu halten galt. Die (Selbst-)Beauftragung hatte damit eine „stadtteilorientierte“ (23) Wendung erfahren.

Im Fall von Jessica war der graduellen Zurückweisung von Erwartungshaltungen eine Veränderung der Auftragslage vorausgegangen. Trotz Programmeinbettung, so berichtet sie, waren zu Beginn ihrer Tätigkeit rechte Tendenzen unter Jugendlichen kein Thema: „Obwohl wir natürlich wussten, dass AgAG auch genau aus dem Grund platziert wurde“ (1508f.), gab es bezüglich der Cliques keine Problem- und Dringlichkeitswahrnehmung und wohl auch faktisch wenig(er) Bedarf. Die Ausrichtung der Arbeit war inhaltlich unspezifisch und entsprach „so mehr eine[r] Art Freizeitgestaltung für die jungen Leute“ (82f.). Als es dann im Stadtteil zu den rechten Ausschreitungen gekommen war, wurde die Frage laut, warum die „Streetworker [...] sowas nicht verhindern“ (80). Neben einer Infragestellung der Arbeit bedeutete dies auf kommunaler Ebene das Aufkommen der Erwartungshaltung, genau dies zukünftig zu tun. Jessicas Team sah sich unter Druck gesetzt und entschied, die Situation „offensiv zu gestalten“ (731). Das bedeutete, sich „gegen die Forderungen natürlich zu stellen“ (680f.), „in der politischen Auseinandersetzung“ (1123) Position zu beziehen und einer simplifizierenden Erwartungshaltung zumindest die Spitze zu nehmen. Zugleich wurde es dadurch auch erforderlich, den eigenen Auftrag neu zu fassen, ihn herausforderungsadäquat zu spezifizieren und in eine begründete Praxis zu überführen. Dafür, wie dies im weiteren Verlauf aussah, treten zwei Stränge der (Selbst-)Beauftragung hervor: eine Arbeit mit den rechten Jugendlichen – für sie und darüber vermittelt an ihren Haltungen – und eine „Gemeinwesenarbeit vor Ort“ (692), die darauf ausgerichtet war, rechten Tendenzen entgegenzuwirken und demokratische Entwicklungen zu fördern (vgl. 3.2 Sozialraumorientiertes...).

Dass Jessica und ihr Team diesen Weg beschritten, erfolgte aus einer gewissen Zwangslage heraus. Zugleich ist anzunehmen, dass spezifische Teamressourcen ausschlaggebend dafür waren, ihn genau so zu gestalten. Zum einen war der Entschluss, sich kontrovers zu positionieren, wahrscheinlich durch Haltungen im Team gestützt worden. Während Jessica eher zu einer humanistisch geprägten Neutralität tendierte und den ausgleichenden Ruhepol im Team bildete (vgl. 456ff., 1256ff.), gab es von Beginn an auch zwei Kollegen, die „aus so einer alternativen Richtung“ (1041) kamen und von dieser Warte aus gerne Position bezogen (vgl. 557ff.). Zudem kam mit der Zeit weitere Teamer:innen

hinzu, die eindeutig links verortet und noch einmal deutlich konfliktfreudiger waren. Zum anderen hatte vermutlich die AgAG-Einbindung relativ rasch begonnen, positiv auf das Engagement im Team zurückzuwirken und die Neuausrichtung – oder überhaupt die erstmalige Konsolidierung – der Praxis fachlich zu unterfüttern (vgl. 2.1 Nachholende...).

### 2.3 Der akzeptierende Ansatz in der Praxisperspektive

Angesprochen auf den Ansatz akzeptierender Jugendarbeit spannen die ersten Reaktionen der Interviewten einen Raum von Bezugnahmen auf: „Ach ja, den hatte ich ja schon ganz vergessen“ (1179), antwortet Jessica spontan und fügt dann hinzu, dass der Ansatz über die AgAG-Beratung vermittelte und von ihrem Team „mitgetragen“ (1183) und „praktiziert“ (1186) worden war. Für Petra war durch AgAG ebenfalls „relativ klar“ (1232), dass die Arbeit „unter dem Label“ (524) lief, und auch Stefan – zwar ohne feste Programmverpflichtung, dafür aber in dessen Weiterbildungen integriert – betrachtete den akzeptierenden Ansatz als „das Konzept darüber“ (1016), an dem sich „orientiert“ (1014) wurde. Etwas unverbindlicher, aber womöglich durchaus auch realistisch klingt es bei Thomas, wenn er lediglich von einer „Schnellbesohlung“ bei AgAG spricht und darauf verweist, dass der Ansatz ja sowieso „in aller Munde“ (275f.) war. Ihm zufolge wurde entsprechend überall in der Praxis unter der „Prämisse“ gearbeitet, „die Jugendlichen da abholen, wo sie stehen“ (1030f.). Eine derartige, eher lose Bezugnahme könnte bei dem AgAG-fernen Jugendclub von Birgit vorgelegen haben. Von ihr heißt es zunächst: „Genau. Ja stimmt. So hieß das damals, ne?“ (467), um dann zu ergänzen, sich „so ein Stück darauf bezogen“ (477) zu haben. Demgegenüber klingt Knut noch einmal etwas entschlossener: „Ja, auf jeden Fall“ (2836) hat der Ansatz eine Rolle gespielt: „Da war dieser berühmte Professor aus Bremen, Frag-mich-nicht“ (2841). Gemeint ist Franz Josef Krafeld (vgl. ders. 1996, 2009).

In der Gesamtschau entsteht der Eindruck, dass die Selbstbefassung als ‚akzeptierende Jugendarbeit‘ zu Beginn vor allem als allgemeine Chiffre diente, um die auftragsgemäße Arbeit mit rechten Jugendlichen überhaupt kenntlich zu machen und ihr eine ungefähre Richtung zu geben. Im weiteren Verlauf war dies in keinem der vorliegenden Fälle damit verbunden, sich den von Krafeld entwickelten Ansatz in all seinen Facetten vorzulegen und ihn mehr oder weniger vollumfänglich und systematisch zu adaptieren. Gleichwohl wird ersichtlich, dass das, was ‚Akzeptanz‘ bedeuten konnte oder sollte, vielerorts allmählich präzisiert wurde, so dass daraus leitende und meist auch als tragfähig erlebte Prinzipien für die Strukturierung und Ausgestaltung der Praxis erwachsen.

Hierfür wiederum waren die fachlichen und politischen Kontroversen, die die Etablierung einer (akzeptierenden) Jugendarbeit mit rechten Cliques von ihren Anfängen her begleitete, bedeutsam. Ausgehend vom vorliegenden Material stellen sich zumindest solche Kritiken, die der Jugendarbeit pauschal eine kriterienlose Beförderung rechter Entwicklungsräume attestierten, als so nicht haltbar dar. Überwiegend stehen die Interviewten für ein Spektrum der damaligen Jugendarbeit, das sich teils intensiv mit der Befragung bis hin zur Infragestellung ihrer Arbeit auseinandersetzte bzw. auseinandersetzen musste. Nahezu alle wussten alsbald um fehlgelaufene bis hin zu katastrophalen Praxisadaptationen, standen diesen kritisch gegenüber und waren bestrebt, es ‚besser‘ zu machen. Ohne von dem grundlegenden Auftrag abzurücken, wurden Kritik und Debatte für sie zu einem, wenn auch belastenden, so doch äußerst produktiven und damit wichtigen Moment bei der Schärfung der eigenen Praxisausrichtung.

Die entscheidenden Auseinandersetzungsräume eröffneten sich dabei zum einen ausgehend von einer politischen Infragestellung von Links, vor allem auch aus zivilgesellschaftlich-antifaschistischer Richtung, und zum anderen, teils auch in Überschneidung damit, im Fachkontext selbst.<sup>10</sup> Die diesbezüglichen Wahrnehmungen und Rezeptionshaltungen der Fachkräfte werden im Folgenden nachgezeichnet, um anschließend auf diejenigen Ausdeutungen und handlungsleitenden Prinzipien zu blenden, mit denen sie (nachholend) das Verständnis von akzeptierender Jugendarbeit unterlegten.

### *Linke Kritik und politische Kontroverse*

Eine linke politische Kritik, die sich an einer akzeptierenden Arbeit mit rechten Jugendlichen festmachte und diese teils grundlegend infrage stellte, war seinerzeit für alle der interviewten Fachkräfte präsent. Teilweise bildete sie ein eher allgemeines Hintergrundrauschen, teils gab es aber auch konkrete Akteur:innen vor Ort, die die Jugendarbeit dergestalt adressierten.

So gehen etwa aus der Retrospektive von Knut zwar keine persönlichen Ansprachen hervor, gleichwohl nahm er den akzeptierenden Ansatz als „manchmal sehr umstritten“ (2874) wahr und beobachtete, wie z.B. Krafeld öffentlich als „Nazi-Liebhaber“ (2894) hingestellt wurde. Ähnlich bezeichnet auch Jessica die Frage, „wieso man sich überhaupt mit solchen Leuten befasst und was das bringt“ (1432), als ein dauerpräsenes Thema und Thomas erinnert, dass die Verhätschelung von Neonazi etwas war, das „vielen Projekten damals so vorgeworfen wurde“ (321). Für Birgit wiederum ragte eine kritische Haltung – „dass wir ja rechten Jugendlichen einen Raum bieten einfach so. Und nicht jetzt vehement dagegen steuern, sondern die erstmal so lassen, wie sie sind“ (905ff.) – relativ unmittelbar in den Einrichtungsalltag hinein, insofern sie von Nutzer:innen des Bandproberaums vorgebracht wurde: „Diese Kritik [...] haben wir ja regelrecht selber auch gespürt“ (907f.; vgl. 186ff.).

Umso stärker linken Perspektiven im Sozialraum waren, umso vehementer waren die Einwände und umso dynamischer gestalteten sich die Kontroversen. Teils kam es auch zu gezielten Interventionen gegen die Jugendarbeit. So war Stefan bereits frühzeitig und wohl relativ durchgängig „von außen oder von Linken auch“ (1085f.) für seine Arbeit kritisiert worden. Illustrierend führt er die Fundamentalkritik eines „Erzkommunist[en]“ aus dem Westen an, der seine „Hardliner-Meinung“ (1162) gegen Fußballturniere, die Stefan bereits in der Anfangsphase seiner Tätigkeit mitinitiiert hatte, in Stellung brachte und die Einbindung der rechten Jugendcliquen als ein No-Go bezeichnete. In späteren Jahren war es dann „eine linke Jugendzeitschrift hier“ (1159), die ihn in seinen Augen missverständlich zitierte und die Arbeit, die er machte, als etwas darstellte, was „ganz schrecklich ist“ (1171).

Ungeachtet der vorherigen Unterstützung beim Schutz migrantischer Adressat:innen (vgl. 1.2 Dynamiken...), war für Petra mit dem Wechsel in die mobile Jugendarbeit „der Zorn der Antifa“ zu einem ständigen Begleiter geworden: „Die haben uns richtig gehasst, sage ich mal“ (162f.). Dabei beschreibt sie die aus dieser Richtung erfolgenden Interventionen als

„sehr ideologisch geprägt. [...] es ging in vielen Fällen nicht um wirklichen Austausch von Sachargumenten oder von konzeptionellen Ideen, sondern es war hier die Arbeit mit Glatzen, das geht nicht, das ist verabscheuungswürdig.“ (1205ff.)

---

<sup>10</sup> Wie an anderer Stelle bereits deutlich geworden ist, waren zudem immer wieder auch diejenigen Diskurse und Debatten treibend, die sich auf kommunaler Ebene und dort vor allem im politisch-administrativen Kontext, etwa in lokalpolitischen Gremien und Fachausschüssen, entfalteten und weiteren Legitimations- und Positionierungsdruck auf die Fachpraxis ausübten (vgl. 1.2 Politisches... und 2.2).

In ihren Augen war „absichtliches Missverstehen“ (1215) an der Tagesordnung. Alles wurde über einen Kamm geschworen, „was in irgendeiner Form sich mit Jugendlichen beschäftigte, die einer rechten Gesinnung angehangen haben“ (504f.). Auch in ihrem Sozialraum gab es einen als diffamierend wahrgenommenen Zeitschriftenartikel, der „mit der Wirklichkeit aus unserer Sicht nicht so viel zu tun hatte“ (1222), also an der tatsächlichen Praxis vor Ort vorbeiging.

Durch die allseitig präsente sowie teils vehemente und sehr pauschale Kritik sahen sich die Praktiker:innen oftmals in eine defensive Grundhaltung gedrängt. So beschreibt etwa Thomas, wie er, offenkundig um Legitimationsdruck zu vermeiden, bei der Gestaltung von Freizeiten Zurückhaltung beim Geldausgeben übte (vgl. 322ff.). Birgit spricht von Unbehagen, dass sie begleitete, wenn sie – eigentlich durchaus davon überzeugt – den Ansatz ihrer Einrichtung verteidigte: „so richtig superwohl habe ich mich [...] nicht damit gefühlt“ (932f.). Mitunter stellten sich die Fachkräfte aber auch „aktiv“ (Jessica, 1471) der Herausforderung und profitierten davon, den Rechtfertigungsdruck so in eine eigene Entwicklungsperspektive „umzumünzen“ (ebd., 1435). In diesen Fällen treten deutlich die Konturen eines Prozessgeschehens hervor, das belastend und produktiv zugleich war.

Gerade die persönliche und politische Nähe trug bei Stefan dazu bei, dass ihm die Kritik nahe ging. Er spricht davon, „angegriffen“ (1085) und „angefeindet“ (1088) worden zu sein. Auch wenn er die anhaltenden Kontroversen zusehends als redundant und erschöpfend erlebte (vgl. 1131ff, 1179ff.), stellte er sich – zunächst noch bereitwillig – der Diskussion. Er führte „lange“ (1165) Gespräche mit seinen im Lokalkontext gut greifbaren Kritiker:innen. Dabei verteidigte er einerseits seinen Auftrag, erlebte andererseits aber auch die Argumente der ‚Gegenseite‘ als „teilweise berechtigt“ (1166). Im Ergebnis blieb er bei seinem grundsätzlichen Standpunkt. Zugleich hatten die vorgebrachten Einwände bewirkt, die eigene Herangehensweise „irgendwie zu reflektieren“ (1178) und nachzujustieren.

Während bei Stefan ein kontroverses Zusammenkommen noch relativ gut möglich war, waren die Vorzeichen im großstädtischen Setting von Petra andere. Nicht nur waren sie und ihr Team zunächst „nicht so gut aufgestellt gewesen wirklich, mit guten Argumenten dagegenzuhalten“ (1211f.), es fehlten auch die persönlichen Auseinandersetzungsflächen. Offenkundig herrschte auf dem Terrain der Großstadt eine stärkere Anonymität. Petra zufolge „wurde viel übereinander geredet, einfach nicht miteinander“ (1213f.). Auch der Gedanken, selbst Debattenräume herzustellen, war für die Kolleg:innen überfordernd, sie sahen sich „weder in der Rolle noch in der Lage“ (1236f.) dazu. Es fehlte an Ressourcen und vermutlich wurde der öffentliche Diskurs auch als zu übermächtig erlebt. Intern aber waren „die Diskussionen“ über die eigene Perspektive auf die rechten Cliques und den Umgang mit ihnen „durch die Antifa sehr befeuert“ (106f.) worden. Vermutlich gerade auch, weil deren Einfluss bis weit in die lokale Jugendhilfandschaft hineinreichte, sie letztlich

„ein Motor für uns, uns eben tatsächlich auch konzeptionell gut weiterzuentwickeln, weil wir halt auch immer in der Rechtfertigungsecke gesessen haben und auch dann zunehmend geguckt haben, wie kann man sich konzeptionell aufstellen und was sind auch, ja, mögliche pädagogische Ansätze, die man auch wirklich vertreten kann mit einem guten Gewissen.“ (164ff.; vgl. 497ff.)

### *Austausch und Erfahrungen im Fachkontext*

Parallel zu den politisch zugespitzten (Diskurs-)Interventionen fanden Kontroversen über das Für und Wider akzeptierender Jugendarbeit auch im Rahmen von Fachaustausch und -vernetzung statt. Dabei

scheinen die lokale Vernetzungsqualität und der Fachdiskurs selbst in den Großstädten (noch) nicht so weit entwickelt gewesen zu sein, als dass sich hier eine konstruktive Auseinandersetzung zum Thema hätte führen lassen: „Da wusste man eigentlich auch, was man voneinander hat oder wie es läuft. Aber ansonsten gab es eigentlich keine Plattform, auf der man hätte diskutieren können“ (Petra, 1234ff.). Demgegenüber stehen die (über)regionalen „Streetworker-Treffen hier im Osten“ (Knut, 1945f.) und die Weiterbildungen, die zunächst maßgeblich über AgAG und später etwa auch über den Landesarbeitskreis realisiert wurden. Eine nicht unwesentliche Voraussetzung, um an der Fachdebatte zu partizipieren, scheint also darin bestanden zu haben, an entsprechende übergreifende Strukturen angeschlossen gewesen zu sein.

Zum einen waren die fachlichen Zusammenkünfte Orte einer Verdichtung von Unterschiedlichkeit. Auch hier gab es Fachkräfte, die sich klar gegen eine ‚rechte Akzeptanz‘ positionierten, „gerade die Leute, die mit Linken gearbeitet haben, ne? Die haben das ja völlig/ ‚Das geht ja gar nicht‘“ (Stefan, 1122f.). Genauso gab es aber auch „ganz komische Streetworker“, die „da so mitgeredet haben mit den Klienten, also so wie: ‚Aber irgendwie sind ja die Ausländer auch mit dran schuld‘“ (Knut, 921ff.). Zum anderen boten die Treffen aber offenkundig auch Raum für einen differenzierteren, fachinternen Diskurs und ermöglichten instruktive Verständigung. Soweit ersichtlich, verlief die fachliche Reflexion dabei weniger ‚theoriegeleitet‘ und baute mehr auf der Auseinandersetzung mit Kontrastbeispielen auf, die greifbar werden ließen, wie insbesondere ein falsch verstandenes akzeptierendes Arbeiten aus dem Ruder laufen konnte. Entsprechende Szenarien gab es offenkundig mehr als genug. Sie wurden im Rahmen von Vernetzungstreffen und bei Weiterbildungen gedreht und gewendet, erreichten die Fachkräfte aber auch durch sonstiges Hörensagen oder gingen auf eigenes Erleben zurück. Die von den Interviewten angeführten Beispiele lassen sich zwei Linien von ‚Fehlentwicklungen zuordnen: die *Förderung extrem rechter Erlebniswelten*, vor allem durch Eventveranstaltungen, und die *feindliche Übernahmen* von Räumlichkeiten auf der Alltagsebene.

Die als problematisch wahrgenommene *Förderung extrem rechter Erlebniswelten* betraf primär Szenarien, in denen einem neonazistisch angereicherten Ausleben von Subkultur Raum gegeben wurde. Eher kleinteilig und alltageingelagert ging es mitunter darum, dass eine Fachkraft nur „zugucken“ hatte, als Adressat:innen „verfassungsfeindliche Musik“ (Knut, 907) abspielten. Zentraler noch waren Rechtsrockkonzerte, die mit sozialarbeiterischer Unterstützung in Jugendhilfeeinrichtungen durchgeführt wurden. Als etwa Thomas zusammen mit ‚seinen‘ Jugendlichen eine Ausfahrt in eine andere Stadt unternahm, war er persönlich bei einem solchen Konzert zugegen. Es fand im Rahmen eines Projekts statt, bei dem „Leute aus der Szene mit der Szene“ gearbeitet, sich also „Glatzen um Glatzen gekümmert“ (941f.) haben. Er berichtet von einer völligen neonazistischen Entgrenzung:

„Und dann steht einer neben mit einem Bier am Bierstand und fängt an, da auf Englisch mich vollzuquatschen. Und dann habe ich mich mit dem eine Weile unterhalten. Und hinterher kommt einer von den Jungs zu mir und meint da, ‚Weißt du, mit wem du gerade geredet hast?‘ Sage ich, ‚Nein, irgendein Engländer‘. Sagt er, ‚Bist du bekloppt, das war der Sänger von Skrewdriver‘. Aber was da bei diesem Konzert, wenn dann da sieben-, achthundert Mann drinne stehen, den rechten Arm durchstrecken und ‚Sieg Heil‘ brüllen und ‚Heil Hitler‘, da habe ich auch gedacht, ‚Wow, wow, was ist denn hier los?‘ Also das war schon beängstigend.“ (948ff.)

Thomas erkannte, wie der Jugendclub dazu genutzt worden war, „wirklich ein Sammelbecken zu schaffen“, und kam zu dem Schluss, „gut gemeint ist das Gegenteil von gut“ (975ff.).

In deutlich abgemilderter Form hatte Knut Ähnliches erlebt. Außerhalb seines räumlichen Zuständigkeitsbereichs gab es ein Fachkräfteteam, das Veranstaltungen mit Bands unterstützte, die „nah am Index waren“ (1876). Als er bei einem dieser Konzerte vor der Tür zugegen war, musste er mit ansehen, wie sich Leute „mit Uniform“ und „Seitenscheitel“ (1880f.) ins Publikum mischten. Bereits das war für Knut zu viel des ‚gut Gemeinten‘. Auch rückblickend noch kritisiert er die verantwortlichen Fachkräfte mit den drastischen Worten, dass sie „unbewusst“ den Jugendlichen „fast in den Arsch gekrochen“ (632ff.) wären, statt Sozialarbeit zu leisten. Er hatte außerdem den Eindruck, dass hier allzu willfährig der Direktive Folge geleistet worden war: „Ihr müsst machen, was die wollen, damit Ruhe ist im Staate Dänemark“ (377f.). Ein weiteres, besonders eklatantes Beispiel für ein affirmatives Fehlverhalten, das zudem in Richtung politischer Förderung ging, kannte er aus Berichten. Ein Bürgermeister hatte „von seinen Streetworkern gefordert [...], die Nazis oder die Jugendlichen zur Nazi-Demo [...] hinzufahren“ (2900ff.), was diese das dann wohl auch taten. Im Ergebnis grenzte Knut sich scharf von derartigen Aktionen ab und verortete sie weit jenseits einer fachlich noch irgendwie vertretbaren Akzeptanz: „Das hätte ich nie gemacht. Nie. Nie hätte ich so was gemacht. [...] Und das ist der falsch verstandene Ansatz“ (2910f.).

Erneut ist es Thomas, der auch eine alltagsbezogene *feindliche Übernahme* von Räumlichkeiten der Jugendarbeit durch rechte Jugendliche miterlebte. Aus relativer Nähe konnte er nachvollziehen, wie die straff organisierte Gruppe, die sich im kirchlichen Jugendkeller eingenistet hatte, dort auch „ganz schnell die Regeln bestimmt“ (702) hatte. Erst nach einiger Zeit kam der Jugendkeller zu der Einsicht, „so funktioniert das hier nicht“, und hat die Jugendlichen wieder „vor die Tür gesetzt“ (735f.). Die gesamte Sequenz hatte Thomas zu einer Reflexion des eigenen Clubbetriebs veranlasst. Er kam zu dem Schluss, dass auch er und sein Kollege „gar keine Chance gehabt hätten“ (709), diese Jugendlichen mit ihrem Angebot zu erreichen, und der Schuss auch hier

„nach hinten losgegangen [wäre], weil die hätten bestimmte Dinge sicherlich zugelassen, aber nur, um eine Basis zu haben, um ihre Aktivitäten geschützt, vielleicht noch gestützt, durchführen zu können, weil, da standen dann aber auch politische Kader hinter denen, die das nie zugelassen hätten, dass da irgendwo meinungsbildend was anderes passiert wäre.“ (713ff.)

Für Thomas markierte die organisationsbezogene Eingebundenheit der Jugendlichen damit eine Möglichkeitsgrenze für die eigene sozialarbeiterische Praxis.

Auch Petra konnte aus einer lokalräumlichen Nähe heraus beobachten, wie „ein Projekt“ von rechten Jugendlichen „übernommen“ (597) worden war. Daraufhin entwickelte es sich zu einer „Keimzelle für viele Sachen“, bis es schließlich „geschlossen wurde durch das Jugendamt, weil es nicht mehr ging“ (599f.). Petra erkannte darin „so ein ganz klassisches Beispiel“, dass ähnlich gelagert war, wie es „im ländlichen Bereich [...] vielen, kleinen Jugendtreffs“ (600ff.) erging. Als ausschlaggebend dafür erachtete sie dürftige Personalstrukturen und fehlende sozialpädagogische Entwicklungsperspektiven. Die auf „ABM nur eingestellt[en]“ und „kurzfristig Beschäftigten“ wurden als reine „Verwalter“ abbestellt und sollten der „Situation dann Herr werden“ (604ff.). Da es an jeglicher fachlichen Unterstützung und Unterfütterung fehlte, hatten sie in Petras Augen aber nie eine Chance gehabt. Sie kam zu dem Schluss, dass derartige Einrichtungskompositionen völlig „dem Ziel entgegenliefen [...]

wirklich mit den Jugendlichen pädagogisch zu arbeiten“ (511f.), und der stattdessen vollzogene Schließdienst entsprechend „auch keine akzeptierende Jugendarbeit“ (607) mehr darstellte.

Der gemeinsame Kulminationspunkt beider Varianten von Kontrastbeispielen war augenfällig die Frage, welchen rechten Jugendlichen welche Ressourcen zur Verfügung gestellt wurden und wie die fachliche Rahmung der damit verbundenen Ermöglichkeiten aussah.

### *Akzeptierend heißt...*

Die angeführten Kontrastbeispiele lassen erkennen, dass die linke Pauschalkritik an der akzeptierenden Jugendarbeit durchaus ihre konkreten Ankerpunkte in der Realität hatte. Dies wurde auch von den Fachkräften selbst so erkannt, was der Abgrenzung von einer ‚fehlgeleiteten‘ Praxis eine über rein fachliche Fragen hinausgehende Dringlichkeit verlieh. Einerseits. Denn andererseits wird deutlich, dass es gerade die Gleichzeitigkeit von politischer Kritik und scheiternder Praxis war, die als Sensibilisierungsmatrix für zumindest jene Fachkräfte fungierte, die kein abschlägiges Grundsatzurteil fällten und (zunächst) noch dabei blieben, wie eben die Interviewten. Ausgehend von dieser Sensibilisierung gaben sie der Ausdeutung der Spannungslagen eine weitergehende fachliche Wende, indem sie ihre Begründungen schärften, warum und unter welchen Bedingungen sie daran festhielten, sich der rechten Jugendlichen anzunehmen. Das, was Akzeptanz für sie bedeute, übersetzten sie dabei in ein Set von handlungsleitenden Prinzipien.

Stefan verdeutlicht seine (damalige) Grundsatzposition, indem er sagt: „Wir können die [rechten Jugendlichen, K.N.] nicht einfach nur links liegenlassen. Das funktioniert meiner Meinung nach nicht“ (1167f.). Damit wurde die Frage, warum sich der Jugendlichen überhaupt anzunehmen sei, einerseits aus grundsätzlichen Erwägungen heraus beantwortet. Andererseits kommunizierte die Antwort allein schon sprachlich erneut mit einer linken Kritik und Praxis. Der erste Teilaspekt lief auf die Betonung der Notwendigkeit hinaus, dass es eben eines Handelns bedurfte, das sich der Problemlagen und damit ihrer Träger:innen konkret annahm. In letztgenannter Hinsicht tritt als Knackpunkt hervor, dass ‚die Linke‘ aus einer sozialpädagogischen Sicht heraus keine befriedigenden Antworten und Perspektiven parat hatte. Beide Momente finden sich auch in dem wieder, wie Petra ihre Haltung rekonstruiert:

„dass perspektivisch, wenn sich daran was ändern soll, man ja irgendwie anfangen muss, mit denen zu arbeiten oder mit denen ins Gespräch zu kommen. Und dann fand ich eben, dass es nicht ausreicht, immer nur zu warten, bis die einen Knüppel rausholen, und dann einen eigenen Knüppel rausholen und draufzuhauen. Das hat für mich keinen Sinn gemacht und war dem auch nicht angemessen, was die Kids eigentlich gebraucht haben“ (395ff.).

Immer auch den bedürftigen Menschen hinter den Haltungen zu sehen („auch nur Jugendliche, ob nun rechts oder nicht“ Birgit, 195f.), tritt hier als weiteres Begründungsmoment hervor. Das bedeutete auch, Spannungen auszuhalten: „ich bin ja bis heute in meinem tiefsten Herzen Humanist und eher links [...]. Aber das bedeutet ja nicht, dass man solche Jugendliche sich selbst überlassen soll“ (Petra, 169ff.). Es war dann gerade auch das eigene linke oder humanistische Selbstverständnis, aus dem heraus sich die Fachkräfte zum Handeln verpflichtet sahen.

Demgegenüber vorsichtiger war Knut, was die Begründung und Legitimierung einer akzeptierenden Praxis betraf. Er verortete sie in einem Referenzrahmen, der die Möglichkeit des Scheiterns von vornherein mitdachte. Während Knut die polemische Kritik an Krafeld auf Basis eigener Lektüre

zurückwies, betonte er zugleich die Achtungszeichen, die dieser hinsichtlich der Erfolgsaussichten einer akzeptierenden Arbeitsweise gesetzt hatte. Die Quintessenz: Es handelt sich stets nur um einen Versuch, der auch seine Grenzen hat (vgl. 2912ff.). Die Legitimationsstrategie von Thomas beruhte ebenfalls darauf, die Grenzen des Machbaren anzuerkennen. Zugleich machte er sich ein Stück weit unangreifbar, indem er den Nachweis der Handlungsnotwendigkeit ins Hypothetische verschob. Zumindest rückblickend verweist er außerdem auf die damals prekären Ausgangsbedingungen:

„das war, denke ich, auch der Zeit, den Herausforderungen und zum Teil dem erst im Laufe der Arbeit erfolgten Qualifizierungen von den Kolleginnen geschuldet. Aber hätte es nicht diesen Ansatz gegeben und diese Programme, denke ich, wäre in den 90er Jahren weitaus mehr passiert.“ (1063ff.)

Genauso hypothetisch ging auch Birgit an die Sache heran: Mutmaßlich würden die Jugendlichen „noch mehr abdriften, wenn sie irgendwo anders wären, und so haben wir durch die Beziehung die Möglichkeit, doch vielleicht Einfluss zu nehmen“ (196ff.).<sup>11</sup>

Sofern es als gesetzt galt, die rechten Cliquen nicht sich selbst zu überlassen, und zugleich anerkannt wurde, dass ihre Haltungen und Dynamiken ernstzunehmendes problematisches Gepäck darstellten, bedurfte es in einem nächsten Schritt einer näheren Bestimmung dahingehend, wie genau sich der Adressat:innen anzunehmen sei. Zumindest von heute aus betrachtet, herrschte hier weitgehend Einigkeit unter den Interviewten. Sie alle veranschlagten einen Modus des Austarierens von Ablehnung und Zugewandtheit. Zwei Beispiele zeigen dies plastisch:

„Also, das schon immer wieder also deutlich zu machen, dass ich dem, dem sie nachhängen in ihrer Einstellung, überhaupt nicht folge. [...] Und dass ich sie aber trotz allem schon als, aber auch nicht alle, aber viele doch als Menschen sehr schätze und auch gut nachvollziehen kann, was sie bewegt und was sie dorthin bringt, wo sie sind.“ (Petra, 1047ff.)

„Akzeptierende Jugendarbeit heißt ja, ich akzeptiere den Menschen so, wie er ist und auch so mit seinen Fehlern. Aber ich akzeptiere gewisse Haltungen nicht.“ (Knut, 2846ff.) – „Ich nehme die nicht als Person, dass sie böse sind. Ich sage aber: ‚Die Haltung, die ihr habt, die find ich zum Kotzen. Du bist ein Mensch, aber deine Haltung.‘“ (ebd., 2895ff.)

Wie in den Zitaten anklingt, konnte die soziale Thermik, in der das Verhältnis zu den Jugendlichen zum Ausdruck gebracht wurde, durchaus unterschiedlich ausfallen. Es handelte sich aber stets um einen Modus, der auf derselben Ausgangssignatur beruhte, nämlich auf der Unterscheidung zwischen Mensch und Haltung. Demzufolge galt es, die Jugendliche an- und ernst nehmen, ohne aber falsche Harmonie aufkommen zu lassen und stattdessen immer wieder auch die eigene Ablehnung kenntlich machen bzw. die eigene Werteorientierung kontrastierend einzubringen.

Ein weiterer Akzent innerhalb diese Musters wird von Thomas eingebracht. Er erläutert: „wir haben den Jungs schon gespiegelt, was wir davon halten, beziehungsweise haben ihnen andere Entwürfe gezeigt. Aber die Entscheidungen haben die immer selber getroffen“ (202ff.). Thomas bringt damit

<sup>11</sup> Insofern sie nicht widerlegbar ist, neigt diese hypothetische Haltung dazu, sich unangreifbar zu machen. Sie deswegen aber auf ein Ausweichen vor der konkreten Verantwortung zu reduzieren, wäre verfehlt. Vielmehr kommt hier auch das generelle Problem zum Tragen, innerhalb eines grundsätzlich fluiden Handlungsfeldes die exakte Wirksamkeit der eigenen Praxis überhaupt greifen und abbilden zu können.

zum Ausdruck, dass die Einlassungsbereitschaft der Jugendlichen eine wesentliche Voraussetzung dafür war, in einen gemeinsamen Prozess einzusteigen. Zugleich klingt bei ihm aber auch die Tendenz an, hier zu wenig reziprok zu handeln und stattdessen von einem reinen Dienstleistungsverhältnis auszugehen. Denn an anderer Stelle heißt es bei ihm: „Du bist mein Auftraggeber“ und „du entscheidest“ (1052f.), ob was passiert. Dies könnte ein neuralgischer Punkt gewesen sein, es mit der Akzeptanz dann vielleicht etwas zu weit zu treiben, sich selbst in die Passivität drängen zu lassen und eigene demokratische Gestaltungsansprüche hintenanzustellen bzw. auf unbestimmt zu vertagen.

Wie sich damit bereits andeutet, war es ein weiteres wichtiges handlungsleitendes Prinzip, beständig auszutarieren, was innerhalb der abgesteckten ‚Akzeptanzbereiche‘ lag und was nicht. Zentral kam es darauf an, die eigene Arbeit entlang definierter Kriterien abzusichern. Jessica führt in diesem Sinne an, dass für sie und ihr Team immer dann Schluss war „wenn es die Grenzen der Verletzbarkeit von Recht, Gesetz, Menschenwürde, aber auch Gesundheit überschritten hat [...], da muss man auch mal sagen: Nein, Ende mit akzeptierendem Ansatz“ (1228ff.). Knut wiederum legt eine besondere Emphase darauf, den persönlichen Grenzen Rechnung zu tragen, insbesondere im Umgang mit einer derart ‚schwierigen Klientel‘: „bei so einer Arbeit muss es jeder für sich selber entscheiden, was lass ich zu, was lass ich nicht zu“ (1910f.). In seinen Augen war dies eine individuelle Frage, die gleichzeitig nicht losgelöst vom fachlichen Auftrag beantwortet werden konnte:

„ich muss immer selber sehen, wo ist meine Akzeptanz. Wenn einer ist, der das gut ab kann, [...] wenn einer vor mir ‚Heil Hitler‘ schreit oder ‚Scheiß Juden‘ und der kann das aushalten, soll er es machen, aber das hat nichts mit akzeptierender Arbeit zu tun.“ (2958ff.)<sup>12</sup>

Demzufolge war es also bedeutsam, sich selbst im Blick zu behalten, vor allem aber waren ethisch-politische Grenzziehungen zentral, um ein sozialpädagogisches Verständnis von ‚Akzeptanz‘ nicht bis zur Unkenntlichkeit zu verzerren und letzten Endes aufzulösen. Das bedeutete jedoch nicht, bestimmte Verlautbarungen oder Verhaltensweisen von Jugendlichen zum Anlass zu nehmen, sich kategorisch von ihnen abzuwenden. Dies war zwar eine Option, aber eben nur eine und oftmals nicht die erste. Eher kam es darauf an, das erforderliche Austarieren von Grenzen in die konkrete Beziehung zu überführen, Grenzen also einerseits zu ziehen und sie auch durchzusetzen, sich andererseits aber auch, soweit sinnvoll möglich, Zugewandtheit zu bewahren und Anknüpfungspunkte aufrechtzuerhalten. In der saloppen Sprache von Knut stellte sich dies exemplarisch wie folgt dar:

„wenn einer vor mir ständig ‚Heil Hitler‘ sagt, dann sag ich, ‚Kannste gehen. Tschüss, aus, brauchen wir nicht reden.‘ Da trete ich ihm auch in den Arsch. Dann sage ich, ‚Komm wieder, wenn du wieder was willst von mir.‘“ (2916ff.)

Über derart ‚gelingende‘ ad-hoc-Situationen hinaus, blieb der Umgang mit Grenzen oftmals ein schwieriges Ringen und machte lange und mühevoll Diskussionen erforderlich: Wann genau sind welche Grenze wie zu ziehen und was für Konsequenzen sind damit verbunden? Das waren „wirklich harten Zeiten“ (1227), erinnert sich Jessica an einige eskalierte Situationen und deren Nachbereitung

<sup>12</sup> An diesem Punkt hätte Knut sicherlich mit Thomas über Kreuz gelegen. Denn Thomas verfolgte für seinen „Cliques-Treff“ den „Ansatz [...], die Jungs da abholen, wo sie stehen“ (582f.), was auch beinhaltete, dass deren neonazistische Musik vollumfänglich „zugelassen“ (590) wurde. Thomas betrachtete dies als zielführend und insofern vertretbar, als es sich um einen „geschlossene[n] Raum“ (591) handelte, in dem die Jugendlichen unter sich blieben. Von dieser Linie nahm er erst Abstand, als der Club sich vergrößerte, andere Adressat:innen hinzukamen und auch Konzerte stattfanden, so dass die Einrichtung „öffentlicher Raum“ (595) geworden war.

zurück. Nicht zuletzt deswegen holte sich ihr Team auch „das MBT mit zu Rate“, nachdem die zuvor durch den AgAG-Rahmen gewährleisteten Rückkopplungsmöglichkeiten ausgelaufen waren: „um gerade diese Diskrepanz und dort, wo sind die Grenzen, und das immer wieder zu diskutieren, auch mit Externen“ (1472ff.). Sich permanent zu hinterfragen und zu prüfen, wurde an dieser Stelle in das eigene Selbstverständnis integriert und zu seinem festen Bestandteil des akzeptierenden Arbeitsansatzes vor Ort.

Der in allen Interviews zentral wiederkehrende Punkt zum Thema Grenzziehungen war die Frage, mit welchen Jugendlichen grundsätzlich nicht gearbeitet werden konnte oder sollte. Das diesbezügliche Selbstverständnis war umfänglich einvernehmlich: Keine Akzeptanz und keine „Starthilfe“ (Knut, 2953) für „die harten Nazis“ (ebd., 703). Das „Ende der Fahnenstange“ (Jessica, 1194) war erreicht, wenn „wirklich Ideologie und Überzeugung“ (Petra, 407) das Fundament bildeten oder „eine organisierte Sache dahinter“ stand – „dann steigen wir aus“ (Stefan, 1215f). Die geteilte Einschätzung lief darauf hinaus, dass derartige Jugendliche durch Soziale Arbeit nicht mehr zu erreichen waren – „keine Chance“ (Thomas, 723) – und es entsprechend sinnlos oder sogar gefährlich war, überhaupt den Versuch zu unternehmen, ihnen Angebote zu machen, bzw. „einem richtigen Nazi, der richtig tiefgründig ist, dem kann ich höchstens anbieten: ‚Wenn du aussteigen willst, können wir drüber reden‘“ (Knut, 3022f.).

Positiv gewendet bedeutete dies, gleichzeitig zu definieren, welche Jugendlichen als Adressat:innen in Betracht kamen. In den Worten von Petra ging es um diejenigen, die sich nicht aus ideologischer Überzeugung, sondern „aus sozialen Situationen heraus“ den Cliques „angeschlossen haben“ (406), die also „so drumrum waren und praktisch mitgelaufen sind“ (409) und bei denen „man schon das Gefühl hat, wenn die wieder Boden unter die Füße bekommen und soziale Stabilität und so bekommen, dass die tatsächlich auch wieder sozusagen in die Mitte der Gesellschaft zurückfinden“ (517ff.). Mit anderen Worten formuliert Knut Offenheit gegenüber selbst noch entwicklungs-offenen Jugendlichen als das Gebot der Stunde:

„einem Jugendlichen, der jetzt fünfzehn, sechzehn, siebzehn, der in der Pubertät ist, dem kann ich versuchen, ein Angebot zu machen. Aber das haben wir dort immer gemacht, dass sie zu uns mal gekommen sind und uns angeguckt haben, wer sind denn die und so was.“ (3023ff.)

Das gewissermaßen auf der Zielgraden bei der Realisierung einer akzeptierenden Arbeitsweise liegende Kriterium bestand also darin, die Jugendlichen zu identifizieren, die (noch) erreichbar durch Soziale Arbeit waren, mit denen sich mit zumindest einer gewissen Aussicht auf Erfolg arbeiten ließ. Daran fällt dreierlei auf:

- Erstens wurde es an diesen Punkten zwingend erforderlich, sich nicht schlecht begründeten Hoffnungen hinzugeben und die Jugendlichen stattdessen zutreffend einschätzen zu können. Dies lässt die Hinzuziehung externer Perspektiven, wie auch von Petra angeführt, als ein wichtiges potenzielles Korrektiv zur Absicherung der eigenen Praxis und damit als dringlich empfehlenswert erscheinen.
- Zweitens unterläuft die hier von den Fachkräften vorgenommene, differenziertere Zielgruppenbestimmung, wie sie die rechten Cliques zuvor noch in ihrer Gesamtkontur beschrieben haben (vgl. 1.1). Diese zur Einheitlichkeit tendierende Beschreibung muss also relativiert werden. Zudem stellt sich erneut die Frage, ob eine gefestigte Ideologie oder die

Einbindung in organisierte Strukturen tatsächlich die einzigen wichtigen Gradmesser waren oder nicht auch stark affektgeladene Haltungen oder ein sich eher diffus präsentierender Habitus relativ ‚beratungsresistent‘ gewesen sein könnten.

- Drittens wurden die Cliques von den Fachkräften nun aber eben auch tatsächlich nicht länger als ein relativ homogenes Ganzes gefasst, sondern mit Blick auf die individuelle Person binnendifferenziert. Wenn sich die Frage der Erreichbarkeit konkret stellte, neigte der Blickwinkel also dazu, von der „Gruppe“ zu den „Einzelnen“ (Jessica, 615) überzugehen.

## 2.4 Lost in Conception

Die vorangegangenen Aufschlüsselungen können den Eindruck vermitteln, dass die Fachkräfte sich trotz weitgehend offener Ausgangslagen ihrer Aufträge relativ stringent annahmen und die Ausgestaltung akzeptierenden Arbeitens rasch mit einer Reihe klarer Prinzipien unterlegten. Hier ist eine zu geglättete und damit verzerrende Sichtweise zu vermeiden. Dies gelingt, indem sich vor Augen geführt wird, wie wenig die damalige Praxis konzeptionell unterfüttert war bzw. wie dürftig entsprechende Grundlegungen, wenn überhaupt, entwickelt waren.

Petra gibt an, anfangs „keinen konzeptionellen Rahmen in dem Sinne“ (124) zur Verfügung gehabt zu haben und alleinig auf die titelgebende Formel des Auftrags – „gegen Aggression und Gewalt“ (125) – zurückgeworfen gewesen zu sein. Dazu passt, wie sie den Modus kritischer Zugewandtheit, der für sie mit ‚Akzeptanz‘ verbunden war, zunächst klar ausformuliert, dann aber sogleich einräumt:

„Das klingt aber reflektierter, als es damals war. Also damals, gut, ich habe gesagt: ‚Okay, ich finde es Scheiße, was ihr tut. Aber ich kann auch nicht glauben, dass es gut ist, wenn man euch einfach dort lässt, wo ihr jetzt steht. Sondern es gibt ganz viele von euch, also die eine Chance brauchen und einfach Vertrauen.‘“ (1051ff.)

In diesem Zurückrudern und erneut Formulieren bildet sich plastisch ab, wovon die damalige Praxis nicht unwesentlich getragen wurde: finden, glauben, vertrauen.

Auch bei Stefan gab es „gerade die Anfangszeit“ kein greifbares Konzept: „so richtig eigentlich damals nicht“ (974f.). Das Jugendamt hatte die Frage, wie die auftragsgemäße Arbeit mit den rechten Jugendlichen ausgestaltet werden sollte, komplett an ihn überantwortet. Unter diesen Bedingungen entsprach Stefans „Herangehensweise“ (989) einer Suchbewegung: sie pendelte zwischen kollegialem Austausch und Fortbildung auf der einen Seite sowie Ausprobieren des Erlernten und Erfahrungen sammeln auf der anderen Seite. Dergestalt entwickelte und verstetigte sich das Handeln, blieb aber zugleich bis Ende der 90er „immer Feuerwehr“ (1392).

Selbst wenn doch (irgendwann) ein Konzept vorhanden war, fallen die Äußerungen überwiegend zurückhaltend aus. Die von Knut „aus dem Bauch heraus“ (2225) getroffene Entscheidung, den eigenen Auftrag gemeinwesenorientiert umzudeuten, wurde im weiteren Verlauf zwar in einem „Stadtteilkonzept“ (2812) aufgearbeitet. Die von seinem Kollegen vorgenommenen Verschriftlichung hatte für ihn selbst aber nur eine untergeordnete Bedeutung. Bereits damals war er „eher der Praktiker“ (2816) und zumindest aus dem zeitlichen Abstand heraus sind ihm, der ansonsten sehr lebhaft von seinen Erfahrungen berichtet, die Inhalte nicht mehr gegenwärtig (vgl. 2825ff.). Birgit kann sich noch etwas besser erinnern – und kommt zu einer (er)nüchtern(d)en Bilanz: Für ihre Einrichtung

war nicht viel mehr festgehalten, als „genau nur diesen kontrollierten Raum zu geben“, also „kein so ein tolles, großes Konzept“ (460ff.), in dem Instruktives für eine Bearbeitung rechter Haltungen oder für demokratische Bildungsprozesse nicht enthalten war (vgl. 165ff.). Analog waren auch die „Ansätze, [...] speziell etwas zu machen“ mit den weiblichen Jugendlichen, „nicht riesig“ (504f.) ausformuliert. Thomas wiederum reagiert auf die Frage, ob es ein Konzept gegeben habe, zunächst mit einem bejahenden Lachen. Dann führt er aus:

„Mit dem Wissen heute [längere Pause] ist es einfach nur niedlich. Weil das war, was damals als Konzept gegolten hat, wäre heute eine Beschreibung von dem, was du tust. Also, wo eben drinne stand, wir machen Streetwork, wir machen Einzelfallförderung und dann mal so eine Begriffserklärung zu Streetwork. Und dann eher so beschrieben, mit welchem Ziel eigentlich dieser Cliques-Treff gemacht wurde und und und. Heute betrachtet würde ich sagen, das hat in keinsten Weise dem Anspruch einer Konzeption entsprochen.“ (996ff.)

Die Aussage spiegelt wider, wie sich die fachlichen Standards in der Folgezeit weiterentwickelt haben. Gleichzeitig wird ersichtlich, wie sehr die Praxis darauf zurückgeworfen war, sich deskriptiv zu beschreiben. Das, was Konzept oder Konzeption war, kam eher einer Tätigkeitsbeschreibung gleich.

Das bedeutet im Umkehrschluss nicht, dass bei der Etablierung der (mobilen) Jugendarbeit keine Entwicklungen auf konzeptioneller Ebene stattgefunden hätten. Auch bei Jessica gab es zunächst „kaum Konzepte“ (83). Die Betriebsamkeit in den eigenen Räumlichkeiten war unstrukturiert, es gab

„überhaupt gar keine Regeln. Die Räume waren einfach auf. Jeder konnte da rein und raus, zu jeder Zeit. [...] Und dort waren so viel Jugendliche mit so viel lauter Musik. Es haben alle überall geraucht, immer. Und ich denke, dort ist auch Bier getrunken worden. Also Bier mindestens“ (299ff.).

Was sich Jessica eröffnete, war eine Art „rechtsfreier Raum, zumindest gefühlt“ (1118), in dem sich Praxis als Aktionismus entfaltete. Doch dann erfolgte, analog zur Professionalisierung des Teams insgesamt, allmählich auch eine konzeptionelle Fundierung. Jessica beschreibt einen gelenkten Findungsprozess, der sich auf „AgAG und diese Beratung“ (83f.) stützte und sich an den „Strukturen, die halt aus Westdeutschland bekannt gewesen sind“ (88f.), orientierte. Die Praxis wurde auf die „Grundlagen der sozialen Arbeit“ gestellt und mit den „rechtlichen Belangen“ (1115f.) abgeglichen sowie insgesamt einer gerichteten Revision unterzogen. Im Zuge dessen „strukturiert[e]“ (1118) sich der gefühlte ‚rechtsfreie Raum‘ und das Handeln wurde „planmäßig [...]“. Dass man sich mal überlegt, was will ich denn überhaupt erreichen mit den Sachen, die ich mache?“ (312ff.). Mit Lust und Kreativität ging das Team dazu über, in eigenständiger Arbeit Konzepte für seine Projekte zu entwickeln (vgl. 1103ff.) und übergreifende Strategien zu entwerfen, in denen die einzelnen Elemente aufeinander abgestimmt waren: „Gruppenarbeit, Gemeinwesenarbeit, Einzelfallhilfe [...] haben geguckt: Was macht wo konkret Sinn? Wir haben Feldanalysen gemacht, regelmäßig, um zu gucken: Wie entwickelt sich was in welchem Stadtteil [...]?“ (1119ff.)

Wenn die Fachkräfte in den Interviews also ihre Praxis beschreiben, war deren Systematisierung nicht von vornherein gegeben und ist nicht unwesentlich ein Effekt rückblickender Rekonstruktion. Die Fachkräfte plausibilisieren ihr Handeln quasi von den Resultaten her und unterziehen es einer fachlichen Einordnung, die nicht die damalige gewesen war bzw. sich erst allmählich, zunächst im Handgemenge und dann in der Rückbetrachtung, herausgeschält hat.

## 3 Die Praxis der Jugendsozialarbeit

### 3.1 Etablierungspraxis

#### *Kontaktaufnahme und Beziehungsaufbau*

Mit dem Eintritt ins Handlungsfeld standen die Fachkräfte unmittelbar vor der Herausforderung, mit den Jugendlichen in Kontakt zu treten und eine Beziehung zu ihnen aufzubauen, die als weitere Arbeitsgrundlage dienen konnte. Dies geschah in einem ersten Schritt überwiegend durch Streetwork, teilweise damit verbunden, sich überhaupt erstmal den Sozialraum erschließen zu müssen.

Anders sahen die adressat:innenbezogenen Etablierungsverläufe dort aus, wo es bereits eigene Räumlichkeiten gab, in denen die Jugendlichen sich aufhielten. Als Birgit in der Einrichtung der Offenen Jugendarbeit begann, war die rechte Clique schon vor Ort und nutzte einen Teil der Räumlichkeiten exklusiv für sich. Dadurch war der Kontakt zu ihnen unmittelbar gegeben, wobei Birgit im Rahmen der teaminternen Arbeitsteilung damit betraut wurde, sich insbesondere der Mädchen innerhalb der Clique anzunehmen. Da die Jugendlichen um die konträren Haltungen der Fachkräfte wussten, waren sie zwar „schon auch immer ein bisschen auf Abgrenzung bedacht“ (137f.), den Beziehungsaufbau zu ihnen erlebte Birgit aber anscheinend dennoch als relativ unkompliziert – zumindest insoweit, wie sie überhaupt zu den Jugendlichen vordrang. Denn ihre Rolle beschränkte sich weitgehend auf die einer Raumverwalterin und eine wirklich intensive Arbeit mit den Jugendlichen fand nicht statt. Sie bilanziert: „Ich denke ich war gut in Beziehung aufbauen und das alles in Ordnung, aber richtig reingehen und bis hin zur Anti-Aggression oder was weiß ich, viel zu wenig“ (306ff.) (vgl. 2.1 Exkurs...).

Vom Grundmuster her ähnlich gestaltete sich der Einstieg in die mobile Praxis bei Jessica. Sie stieß zu einem Team dazu, das seine Adressat:innen bereits ‚gefunden‘ und über die rege Nutzung der Räumlichkeiten des Streetworks an sich gebunden hatte. In der Phase des Ankommens war ein aktiv aufsuchendes Handeln für Jessica nicht von Belang. Die Kontaktaufnahme zu den Jugendlichen vollzog sich rasch über den Einrichtungskontext: „Ich saß die ersten zwei Tage mit meinen, wie alt war ich da, vielleicht 26 Jahren dort drinnen. Natürlich waren viele interessiert. Und ich habe einen relativ leichten Zugang gehabt zu den jungen Leuten“ (303ff.). Weitergehend realisierte sich der Beziehungsaufbau darüber, im gegebenen Rahmen „Ansprechpartner zu sein, sie nicht alleine zu lassen. Ihnen Optionen an die Hand zu geben“ (1268f.), wobei Jessica sich nach der im Team festgelegten Zuordnung am engsten mit derjenigen Clique beschäftigte, die den höchsten Mädchenanteil aufwies. Auch hier erfolgte die Etablierung also entlang einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung.

Ohne ein dergestalt verräumlichtes Hinterland vollzogen sich Kontaktaufnahme und erster Beziehungsaufbau maßgeblich durch aufsuchendes Streetwork. Bei Petra etwa war dies anfangs „fast zu neunzig Prozent“ (446) der Fall und zielte darauf ab, sich der großen Cliquenlandschaft in relativer Breite anzunehmen: „Also, wir sind auch sehr viel mitgegangen, auch eben in Diskotheken oder zu eben zu ihren Treffpunkten, waren ganz viel mit den Jungs unterwegs und Mädels“ (446ff.). Andere zogen deutlich gezielter los, denn sie hatten die einzelnen Cliquen, die sie erreichen wollten, klar vor Augen. Thomas war mit dem überschaubaren Sozialraum schon relativ gut vertraut. Schnell hatte er die „Kneipe“ (847) bzw. „Spielothek“ (260), die den Jugendlichen als zentraler Treff galt, ausfindig gemacht und war fortan dort wie auch andernorts in ihrer Nähe präsent:

„Da waren wir dann, haben viel mit den Jungs gesprochen. Da standen auch Flipperautomaten. Oder haben mit denen da Billard gespielt oder Kicker gespielt. Dann Wochenende in den Diskos, wo sie waren, da waren wir dann auch vor Ort.“ (847ff.)

Der Zugang kam relativ schnell zustanden und wurde dadurch erleichtert, dass Thomas mindestens einen der Jugendlichen bereits durch seine vorherige Tätigkeit als Heimerzieher kannte. Und „als wir denen dann erklärt haben, was wir jetzt machen, haben die sich auch relativ schnell darauf eingelassen“ (262ff.). Besonders griff die angebotene Hilfe im Umgang mit den laufenden Strafverfahren, mit denen sich einige der Jugendlichen nach dem Molotow-Angriff auf die Unterkunft konfrontiert sahen und mit denen sie auf sich allein gestellt „völlig überfordert“ (271) waren.

Stefan hatte mit der Aufnahme des Streetworks generell „erstmal die Straßen erkundet, was so überhaupt los ist“ (31f.). Bald war aber auch er vor allem unterwegs, um Berührung zu den beiden rechtsorientierten Cliquen vor Ort herzustellen. Der konkrete Ansatzpunkt war dabei ein „Runder Tisch“ (35f.), der nach den Ausschreitungen von der Kirche ins Leben gerufen worden war. Schon während der Vorbereitung, war Stefan einer derjenigen, die auf eine Einbindung der Jugendlichen insistierten: „Wir müssen die auch an den Tisch holen, weil die da Krawall machen vor dem Asylbewerberheim“ (424f.). Ein Teil der Jugendlichen erschien dann auch und wollte „mitdiskutieren“ (427). Am Rande der Veranstaltung sprach Stefan sie direkt an und am Ende hieß es: „Na, komm doch mal bei uns vorbei.‘ Und so hat meine Streetwork-Karriere begonnen“ (28f.; vgl. 434ff.). Bereits am nächsten Tag war Stefan vor Ort. Zunächst gab es noch Irritationen, wer dieser langhaarige Typ überhaupt ist und was er da tut. Stefan klärte auf und machte auch keinen Hehl aus seiner „linken Meinung“ (848). Gerade, dass er nicht ins Umfeld passte und eine konträrer Haltung vertrat, machte ihn interessant: Die Jugendlichen „wollten keinen, der denen bloß irgendwie nach dem Mund redet“, sondern „wollten auch diskutieren und haben das auch gefordert“, suchten die „Reibung“ (849ff.). Über diese Interaktionen konnte Stefan „das Vertrauen zu denen gewinnen“ (300f.).

Stärker noch bildete bei Knut die bewusste Entscheidung den Ausgangspunkt, für „so zwei, drei Monate“ (167) Sozialraum und Milieu explorativ zu erkunden, ohne gleich den Direktkontakt zu suchen. „Nicht gleich auf den Jugendlichen zugehen, ‚Hallo, ich bin doch Sozialarbeiter, huhuhu!‘ Nee, erst mal ein Gefühl kriegen“ (3182f.) und herausfinden: „Wie sind die denn drauf? Wie kann man mit denen reden? Wie muss man mit denen reden?“ (1613f.) Auch nach dieser Orientierungsphase erfolgte das Streetwork zunächst eher abwartend und beruhte darauf, sich durch unaufdringliche Präsenz allmählich bekanntzumachen, Neugier zu wecken und die Jugendlichen kommen zu lassen. Erstes Interesse aus „rechten Kreisen“ (175) wurde so in einem Jugendclub geweckt, in dem Knut und sein Kollege regelmäßig vorbeischauten und auch „mal das Feierabendbier“ (174) genossen (vgl. 3183ff.). „Die erste größere Begegnung“ fand dann aber in einem „Spielcasino“ (185f.) statt,

„das in der rechten Szene ist. Haben wir Billard gespielt. Und auf einmal kam einer auf uns zu und hat uns provoziert: ‚Ihr seid ja versteckte Bullen.‘ [...] Wir haben dann, wirklich ironisch, ganz ruhig weitergespielt [...] sind geblieben. [...] haben sie uns so gesagt: ‚Ihr seid geblieben, alle anderen sind abgehauen, die schon mal versucht haben, (lachen) mit uns Kontakt aufzunehmen.‘“ (190ff.)

Durchs Ruhebewahren verschaffte sich das Team ein erstes „Achtungszeichen“ (ebd.). Diese Linie wurde in der Folgezeit dahingehend ausgeweitet, sich generell „nichts gefallen [zu] lassen“ (228f.),

wenn die Jugendlichen Grenzen austesten wollten oder vom Streetwork die Ermöglichung extrem rechter Gruppenangebote forderten:

„Ja, wir wollen nach Auschwitz fahren, wir wollen Rechtsrock-Konzert haben.“ Und wir gesagt haben: „Nö, machen wir nicht. Nö.“ Und wo die dann auch sagten: „Ey, hier stehen dreißig Mann“ [...] Ich sage zu dem, „Mensch, ist verkehrt, ich kann jetzt nicht hier sagen, ich mache jetzt alles und kriech euch in den Arsch.““ (2655f.; vgl. 226ff.)

Eine resolute Haltung in Kombination damit, „dass wir einfach so mit Humor auch die ernst genommen haben“ (1181f.), war nach Knuts Wahrnehmung absolut entscheidend für den Beziehungsaufbau: Die Jugendlichen wollten Reibung und bekamen sie auch, indem er und sein Kollege Fläche boten, inhaltlich dagegen hielten und das großspurige Sprücheklopfen ein Stück weit mitspielten.

### *Verräumlichungen*

In einigen Fällen war die Etablierungspraxis bereits an eigene Räumlichkeiten gebunden und hatte hier einen Ankerpunkt: Bei Birgit waren die rechten Jugendlichen ‚exklusive Gäste‘ des Jugendclubs und auch bei Jessica waren die Cliquen bereits in deren Räumen des mobilen Teams präsent, verbrachten hier gute Teile ihrer Freizeit (s.o.). Lagen derartige Voraussetzungen nicht vor, wurde vielfach der Schritt vollzogen, mit den Jugendlichen einen eigenen Cliquentreff oder Jugendclub aufzubauen, um darüber mit ihnen weiterzuarbeiten. Im vorliegenden Sample stehen Petra, Stefan und Thomas exemplarisch für diese weit verbreitete Vorgehensweise.

Mitunter wurde sich aber auch bewusst dagegen entschieden und zwar vor dem Hintergrund eines eher sozialräumlichen Arbeitsansatzes. Knut etwa stand einer Förderung extrem rechter Erlebniswelten grundsätzlich skeptisch gegenüber und vertrat den klaren Standpunkt, rechten Cliquen keine „Gruppenangebote“ (349) machen zu wollen. Entsprechend lag es ihm auch fern, den Jugendlichen eigene Räumlichkeiten zur Verfügung zu stellen. Stattdessen wurde es als ausreichend erachtet, den Jugendlichen durch regelmäßige „Bürozeiten“ eine „Station“ (2540f.) und damit eine Kontaktfläche zu bieten, die überschaubar blieb. Außerdem bestand ein Teil seiner Arbeit darin, im Stadtteil und den bereits bestehenden Jugendclubs präsent und ansprechbar zu sein. Auch Jessicas Team entschied sich gegen den Betrieb eines Jugendclubs. Sie hebt die Einschätzung hervor, dies hätte zu viele Ressourcen gebunden, die anderweitig gebraucht wurden bzw. eingesetzt werden sollten (vgl. 949ff.), denn das eigene Selbstverständnis zentrierte auf *mobiles* Arbeiten und war mit einer ausgeprägten Gemeinwesenorientierung unterlegt. Zudem boten die Räumlichkeiten der Mobilien bereits gute Möglichkeiten, um mit Jugendlichen teils vergleichbar wie in einem Club zu arbeiten.

Dort, wo hingegen Clubgründungen stattfanden, werden mindestens vier Motivlagen erkennbar:

- Erstens korrespondierte dieser Schritt mit dem unter jungen Menschen weit verbreiteten Bedürfnis nach Räumlichkeiten, nachdem in der gesellschaftlichen Umbruchssituation Strukturen weggebrochen und sie in den öffentlichen Raum gedrängt worden waren bzw. sie nach neuen Formen der Entfaltung zu streben begonnen hatten.
- Zweitens wurden solche Verräumlichungen als notwendig eingeschätzt, um in der „Beziehungsarbeit weiterzukommen. Also mit denen gut in Kontakt, ins Gespräch zu kommen, dort auch dann tatsächlich Projekte machen zu können“ (Petra, 640ff.).

- Drittens entsprach eine solche Vorgehensweise dem fachlichen Gesamttrend, welcher den Fachkräften als Orientierungswert galt: „Machen wir jetzt einen Jugendtreff für rechte Jugendliche, ne? [...] Okay, wir versuchen es. Ist ja überall so gewesen, ne? Dass da solche Wege gegangen sind“ (Stefan, 446ff.).
- Viertens wird in einigen Fällen zudem eine ordnungspolitisch gefärbte Motivlage erkennbar: kommunalen Erwartungshaltungen entsprechen und zu einer Befriedung des öffentlichen Raums beitragen.

Bei Stefan war „die Idee entstanden, wieder einen Club aufzumachen oder so. Oder die zu nutzen, die leer oder die zu waren“ (306f.), nachdem er im Zuge des aufsuchenden Beziehungsaufbaus die Wünsche und Bedürfnisse der Jugendlichen abgefragt hatte. Als die Option dann im – zunächst noch sprichwörtlichen – Raum stand, waren sie „wirklich ehrlich begeistert: ‚Wow, wir kriegen einen Club.‘ Und dann ging halt diese Clubarbeit los“ (308f.). Stefan muss dieser Impuls sehr entgegengekommen sein, um der konzeptionslosen Gestaltungsfreiheit, in der er sich zunächst wiedergefunden hatte, eine Richtung zu geben. Er machte sich gegenüber der Stadt für das Vorhaben stark und forcierte einen selbstorganisierten Ansatz. Nach einigem Hin und Her über das grundsätzliche Für und Wider und über die richtige Trägerschaft wurde die Zuständigkeit vom Kultur- zum Sozialamt verlagert und die Jugendlichen gründeten einen Verein. 1993 war es dann so weit: Stefan eröffnete zusammen mit den Cliques „den ersten sozusagen dann rechtsorientierten Jugendclub“ (58; vgl. 455ff.). Nachdem er das Projekt zunächst allein geschultert hatte, kam im Laufe des Jahres ein „Clubleiter“ (737) hinzu, mit dem er die Einrichtung fortan gemeinsam betrieb.

Bei Thomas scheint der Impuls zur Clubgründung proaktiv von den Fachkräften gesetzt worden zu sein: „Und wir haben dann wirklich angefangen mit dem Angebot: ‚Okay, lasst uns gucken, eigene Räumlichkeiten, ein Cliques-Treff mit euch aufzubauen‘“ (85ff.). Die genauen Beweggründe dafür lässt er offen, vermutlich lagen sie quer zu den bereits angeführten Motivlagen. Der Nachvollzug von Erwartungen aus dem Gemeinwesen, die Jugendlichen sollen ‚von der Straße verschwinden‘, dürfte hineingespielt haben (vgl. 2.2 I: Synchronisation). Auch hier ging die Umsetzung relativ rasch vonstatten und noch im selben Jahr, in dem das mobile Team auch seine Arbeit aufnahm, erfolgte die Eröffnung der Räumlichkeiten mit einer Ausstattung, wie die Jugendlichen sie sich gewünscht hatten: „mit Proberaum, mit Sportraum. Also alles, was so ihre Vorstellungen auch war, was sie haben wollten. Und so haben wir angefangen, mit den Jungs da zu arbeiten“ (95ff.).

Petra spricht deutlich von einer strategischen Entscheidung ausgehend vom Team, um die Arbeitsgrundlage zu erweitern: „uns war relativ schnell klar, dass wir irgendwie einen Raum brauchen, in dem wir mit ihnen zusammen was machen können“ (448f.). Als bald war „eine relativ große Baracke [...] in einem Park“ (452) gefunden. Gemeinsam mit den Jugendlichen wurde „gebaut, gebastelt, aufgebaut“ (637). Das Vorgehen beruhte darauf, ihnen „Verantwortung [zu] übergeben“ (639), um in einen gemeinsamen Prozess zu kommen. Das ganze währte allerdings nur etwa ein Jahr – dann wurden die Räume von unbekannter Seite „abgefackelt [...], als wir mit einer Gruppe auf einer Freizeit waren, zu einem Fußballturnier. Als wir zurückkamen, war bloß noch Rauch und Asche übrig“ (458ff.). Die Folgezeit überbrückte das Team mit einem „Partybus“ (466), bis ein neues „schönes, großes Domizil gefunden“ (468) worden war, das bis heute den Sitz der Mobilen Jugendarbeit vor Ort beherbergt.

### *Belastungspunkte beim Einstieg*

Die adressat:innenbezogene Erschließung des Handlungsfelds war für die Fachkräfte mit unterschiedlichen Herausforderungen verbunden, die sie als belastend erlebten. Ein Teil dieser Belastungswahrnehmungen kann als typisch für Berufsanfänger:innen in der Sozialen Arbeit und insbesondere auch der Jugendarbeit gelten. Zugleich waren sie in den historischen Kontext eingebettet: Es handelte sich um überwiegend junge Quereinsteiger:innen in ein erst im Aufbau befindliches Handlungsfeld mit kaum etablierten Strukturen vor Ort. Daraus resultierten Unsicherheiten, der Aufgabe nicht gerecht werden zu können, und Gefühle der Überforderung angesichts als unübersichtlich erlebter Situationen. Gestützt auf parallele Fortbildung und neue Erfahrungswerte war es in vielerlei Hinsicht eine Frage der Zeit, bis die Fachkräfte sich „arrangiert und eingefunden“ (Jessica, 311) hatten und konstruktiv gestalterisch tätig werden konnten (vgl. 2.1).

Teilweise gab es aber auch Belastungsmomente, die zielgruppenspezifisch waren und eine spezielle Signatur der (damaligen) Arbeit mit rechten Jugendcliquen abbildeten. Dazu gehörte, bei Adressat:innen Haltungen vorzufinden, die eine Skepsis gegenüber den Sozialarbeitenden und ihrem Auftrag transportierten, also etwa die Wertehaltung der Fachkräfte auf wenige Gegenliebe stieß oder der Tenor florierte: „Nein, hier Sozialarbeiter, mit denen dürft ihr nicht reden“ (Thomas, 1269f.). Hier konnten Kontaktaufnahme und Beziehungsaufbau an ihre Grenzen stoßen, nicht mehr sinnvoll oder gänzlich unmöglich sein, oder zumindest eine erhebliche „Hartnäckigkeit“ erforderlich machen, bis „dieses immer wiederkehrende, permanente Angebot doch irgendwann dazu führt, dass du doch ins Gespräch mit denen kommst“ (ebd., 1276ff.). Besonders tritt zudem das vorhandene Gewaltpotenzial, das den Fachkräften bereits in der Phase der Etablierung entgegenschlug, als belastend hervor. Noch einmal mehr scheint dies gegolten zu haben, wenn den Jugendlichen im offenen Feld ihrer sozialräumlichen ‚Homezone‘ begegnet werden musste. Unter den vorliegenden Fällen finden sich zwei recht unterschiedliche, aber gleichermaßen eindrückliche Varianten davon – in Verbindung mit je eigenen Umgangsweisen, die als ‚Flucht nach vorne‘ gelesen werden können.

Vor dem Hintergrund einer eher behüteten bürgerlichen Sozialisation war für Petra das Eintauchen ins Handlungsfeld „ein krasser Schritt [...] in eine Welt, die mir völlig fremd und die ich verachtet und gehasst habe ohne Ende“ (682ff.). Für sie verschränkten sich die Bedrohlichkeit des Sozialraums mit „dieser Sprache“ und dem „martialischen [...] Habitus“ (1061) der Cliques – „also die schreien, also die haben immer so laut und es war wirklich unfassbar anstrengend“ (1063f.). Zugleich wurde der Stadtteil von ihr „als unheimlich bedrohlich und erdrückend empfunden“ (184) und das nicht nur aufgrund von Architektur und allgemeiner Stimmung. Bereits als Praktikantin vor Ort hatte Petra eine Ahnung davon entwickelt, „was los ist. [...] Also hier rödelten die Cliques“ und gerade „als junger Mensch anderer Ausrichtung“ (197ff.) war es gefährlich, sich hier zu bewegen. Das eher diffuse Unbehagen verdichtete sich zu einer regelrechten „Angst“, nachdem sie in die mobile Arbeit gewechselt war und „dann die Jungs kennengelernt habe und mitgekriegt habe, was die auch so treiben“ (205f.).

Petra begegnete dem, indem sie auf Vorerfahrungen aus ihrer Praktikumszeit zurückgriff. Dort hatte sie erlebt, dass der Kontakt zu Jugendlichen dazu führt, dass „die sich ein bisschen angenommen fühlen“ und dadurch „die Aggressivität nicht mehr so hoch ist“ (429f.). Der Beziehungsaufbau wurde zu einem Selbstschuttfaktor. Eng damit verbunden verspürte Petra zudem die Notwendigkeit, um „klarzukommen, zu verstehen, was da passiert. [...] Also, was die bewegt, was die umtreibt, was das für Menschen sind, also ihre Probleme, ihre Themen sind“ (91ff.). Der Nachvollzug ermöglichte es ihr

anscheinend, der fremdartigen und bedrohlichen Welt ein Stück des Schreckens zu nehmen, während sie sich zugleich Ansatzpunkte für ein sozialpädagogisches Handeln erschloss. Auf diese Weise wurde die Kombination aus Kontaktaufnahme und Fallverstehen zum ersten handlungsleitend Prinzip ihrer Arbeit, zuerst ad-hoc und später dann in professioneller Hinsicht systematisiert.

Auch bei Knut führte das Gewaltpotenzial der rechten Jugendlichen dazu, dass er anfangs „Respekt oder Angst oder Schiss“ (1611) gehabt hatte. Auch er war deshalb darum bemüht, ein Verständnis für die Situation entwickeln, der zentrale Akzent seiner Umgangsweise lag aber woanders. Die erste von Knut erinnerte Kontaktsequenz wurde zwar mit nach außen gekehrter Lockerheit bewältigt (s.o.), tatsächlich aber war die Anspannung enorm: „uns haben wirklich die Hände gezittert, (lachen) muss man dazu sagen“ (199f.). In der Folgezeit reagierten Knut und sein Kollege immer wieder mit betonter Coolness und federten Bedrohungsgesten humoristisch ab (vgl. 337ff.). Die ‚Flucht nach vorne‘ bestand in diesem Fall darin, sich auf die eigene Persönlichkeit zu stützen: „die kommen auf mich zu und du bist einfach authentisch“ (1161f.). Der Konzept der „Authentizität“ (z.B. 1072) bedeutete für Knut, sich als ganze Person in die situative Aushandlung und die Ausgestaltung der Beziehungen einzubringen: mit Offenheit und Humor, Menschenkenntnis und Schlagfertigkeit, einem breiten historischen und kulturellen Wissensfundus, politischer Positioniertheit und Streitlust, Lebenserfahrung inklusive eigener biographischer Brüche sowie mit einer durch Karatetraining erlangten Haltungssicherheit (vgl. z.B. 133f., 448ff., 1238ff. 2785ff.). Seiner Rekonstruktion folgend war es ihm dadurch von Anfang an gelungen, sich – auch eigensichernd – Respekt zu verschaffen.

Zur Absicherung der eigenen Handlungsspielräume, weiteten Knut und sein Kollege ihr adressat:innenbezogenes Beziehungsnetzwerk zudem auf organisierte bzw. gefestigtere rechte Kreise aus, mit denen eigentlich nicht die Absicht bestand zu arbeiten. Ein früher Wendepunkt war, dass Knut den Cousin eines Führungskaders der lokalen Kameradschaft nach Antritt einer Haftstrafe „im Knast besucht“ (1416f.) hatte und daraufhin Rückendeckung ‚von oben‘ erhielt. Auch ansonsten wurde „Kontakt gehalten“ (331) und Präsenz gezeigt, etwa in der ‚Nazikneipe‘ vor Ort. Die Devise erneut: nicht einschüchtern lassen. Ohne sich der Klientel als Ganzem anzudienen, signalisierten die Fachkräfte Unterstützung, „wenn irgendwas mit Sozialem ist“ (348f.). Letztlich ging es ihnen darum, ohne rechte Gegeninterventionen für Jugendliche erreichbar zu sein (vgl. 714f.). Tatsächlich verschafften sie sich so auch einen „Stand in dem Stadtteil [...], dass wir tun und machen konnten, ohne dass wir irgendwo angegriffen worden sind“ (322ff.).

Analog zur Entwicklung bei Petra wurde auch Knuts Umgangsweise mit dem vorhandenen Gewaltpotenzial zu einem zentralen Dreh- und Angelpunkt der weiteren Praxis insgesamt: Die Veranschlagung von Authentizität geriet bei ihm zum Kernbestandteil einer persönlichkeitszentrierten Handlungsweise. Zugleich ist augenfällig, wie die Muster der Beziehungsmodulation bei beiden auseinandertraten. Während Petra mehr auf Zugewandtheit und empathischen Nachvollzug als primäres Bindemittel setzte, dominierten bei Knut, zumindest in der Außendarstellung, Coolness und Abgeklärtheit. Erkennbar wird, wie in geschlechterstereotyper Zuordnung einmal eher ‚weibliche‘ und einmal eher ‚männliche‘ Kompetenzen mobilisiert wurden. Im direkten Vergleich präsentieren sich die Ausgestaltung des Beziehungsaufbaus und der Belastungsbewältigung sowie die davon ausgehende Praxisentwicklung also als mit genderspezifischen Ressourcen unterlegt – die maßgeblich aus der eigenen vergeschlechtlichten Sozialisation erwachsen, um erst ad-hoc zur Geltung gebracht und dann ‚konzeptionell‘ verstetigt zu werden. Das Ganze besaß damit eher Reproduktionscharakter und war von einer reflektierten gendersensiblen Arbeitsweise (noch) weit entfernt.

## 3.2 Alltagspraxis

### *Streetwork und Begleitung*

Sofern nicht bereits eine Einrichtungsbindung bestand, war eine aufsuchende Arbeitsweise zentral für Kontaktaufnahme und Beziehungsaufbau gewesen. Wenn die Fachkräfte dann aber dazu übergingen, mit den Jugendlichen eine Cliquen-Treff oder einen Club zu realisieren, trat ein solches Streetwork regelmäßig rasch in den Hintergrund, wurde obsolet und unmöglich zugleich: „Also, da haben wir ja dann angefangen, wirklich früh um zehn da anzufangen, das Ding auszubauen. Und dann war es sechs Tage die Woche von 16 bis open End geöffnet“ (Thomas, 851ff.). Ähnlich war auch Stefan „die ersten zwei, drei Jahre“ (735) nahezu vollständig von der Clubarbeit in Beschlag genommen. Zum einen beanspruchten Auf-, Aus- und Umbau sowie Betrieb nahezu sämtliche Ressourcen. Wie auch Petra erläutert, waren schlicht keine Kapazitäten mehr vorhanden, um weiterhin aufsuchend, gerade etwa auch mit anderen Jugendgruppe, zu interagieren: „Also, wir waren zu zweit und waren eigentlich ja schon mit der einen Zielgruppe überfordert. Wir hätten schlicht auch gar nichts anderes machen können“ (955ff.). Zum anderen waren die auftragsgemäß zentral gestellten Cliquen unmittelbar vor Ort greifbar, so dass hier gar nicht mehr die Notwendigkeit bestand, ‚in die Ferne zu schweifen‘. Es stellte sich, so ließe sich vielleicht sagen, ein Rebound-Effekt ein: die Räume banden die Cliquen und die Cliquen und Räume die Fachkräfte. Nahezu ausschließlich wurde fortan „ganz viel Zeit mit den Jugendlichen verbracht, in unterschiedlicher Form“ (Petra, 665f.).

Das, was vormals Streetwork gewesen war, reduzierte sich darauf, die Jugendlichen bei ihrer Freizeitgestaltung jenseits der Räumlichkeiten und mitunter über das Stadt(teil)gebiet hinaus zu begleiten. Dabei konnte es sich um Aktivitäten handeln, die noch eine gewisse Angebotsförmigkeit besaßen, wie z.B. der Besuch einer bestimmten Filmvorführung. Vor allem jedoch, und diese tritt fallübergreifend als charakteristisch hervor, folgten die Fachkräfte den Bewegungen der Gruppen und begleiteten sie bei ihren Freizeitaktivitäten. Petra zufolge stand ständig „überall mit hintappern“, etwa in die „Disco“ (668ff.), auf dem Programm und für Stefan ging es unter Einsatz von „Handgeld“ zusammen mit den Jugendlichen in Kneipen und zu „Tanzveranstaltungen“ (1529f.). Da die Clique von Thomas vielfach auch in andere Städte fuhr, war er bei derartigen Exkursionen dabei.

Einerseits bestand seitens der Fachkräfte hier ein zugewandtes Interesse, das sich auch in der finanziellen und logistischen Unterstützung der Aktivitäten ausdrückte. Andererseits war die Begleitung vielfach mit dem Bestreben unterlegt, ggf. „deeskalierend wirken“ und die Jugendlichen „vom Schlimmsten [...] abhalten“ (Petra, 670f.) zu können bzw. sie „in ihrem jugendlichen Leichtsinn [...] vor Dingen auch zu schützen“ (Thomas, 1205f.). Thomas schildert eine solche Intervention, als sich Teile der Clique nach dem auswärtigen Besuch eines Fußballturniers einem für denselben Abend geplanten Angriff auf eine „Kanaken-Disko“ (1197f.) anschließen wollten:

„Und da bin ich aber auch hin, habe ich gesagt, du fährst da nicht mit, du bleibst hier. Sage ich, wenn du zu der Scheiße mitfährst, dann bist du raus. Dann kannst du morgen mit dem Zug kommen, dann nehme ich dich heute nicht mehr mit. Und also Ende vom Lied war, hinterher hat er gesagt, hast du Recht gehabt, alles richtiggemacht. Weil, die vierzig Mann, die da gefahren sind, haben sie alle verhaftet.“ (1199ff.)

Derart erfolgreiche Einmischungen waren augenscheinlich aber eher die Ausnahme. Es überwiegt der Eindruck, dass die Fachkräfte den Gruppendynamiken oftmals kaum etwas entgegenzusetzen konnten. Dies war insbesondere dann der Fall, wenn die Unternehmungen ‚tiefer‘ in subkulturelle Gefilde führten oder die Jugendlichen in offeneren Settings unter den Vorzeichen massiven Alkoholkonsums auf Dritte trafen. Stellvertretend für ein Szenario im erstgenannten Sinne kann das Rechtsrockkonzert gelten, bei dem Thomas sich in der Rolle wiederfand, mehreren hundert Skinheads beim ‚Abhitlern‘ zuzuschauen (vgl. 2.3 Austausch...). Er war dort zugegen gewesen, weil „einige Jungs“ aus der Clique dort „Einlass gemacht“ (943f.) und ihn gefragt hatten, ob er nicht mitkommen möchte. Seine Rolle blieb passiv. Letztgenannter Linie entsprachen die „Auseinandersetzungen“ (1531), denen Stefan im Zuge von Diskothek- oder Kneipenbesuchen beiwohnte und bei denen es teils „völlig ungehemmt“ (1535) zu massiven Gewaltanwendungen seitens der alkoholisierten Jugendlichen kam. Er erlebte diese Situationen als nicht beherrschbar und war darauf zurückgeworfen, tags darauf im Jugendclub das Gespräch zu suchen – genauso, wie es auch ansonsten im Nachhinein „besprochen“ wurde, wenn „die wieder irgendjemanden weggenischelt haben“ (408f.). Eine wirkliche Einflussnahme auf das Gewalthandeln war kaum möglich. Irgendwann kam Stefan zu dem Schluss, dass eine solche Alltagsbegleitung nicht mehr vertretbar sei und stellte sie ein. Ähnlich wohl der Erfahrungsverlauf bei Petra, sie resümiert: Das war damals „ein Anspruch, den hätte ich jetzt heute nicht mehr“ (672).

Während für Thomas und Petra ein aufsuchendes Arbeiten ab den Clubgründungen weitgehend zum Relikt wurde, gewann es für Stefan erneut an Aktualität, nachdem die zusätzlich geschaffene Stelle des Clubleiters für Entlastung gesorgt hatte. Gemäß dem Ansinnen, die Arbeit nicht auf die rechten Cliquen zu beschränken, war er „parallel“ (738) wieder im Stadtgebiet unterwegs und baute den Kontakt zu nicht-rechten Jugendcliquen auf- bzw. aus: „Also, die ganzen Treffs. Da bin ich dann abends durch die Gegend gezogen und habe die besucht, mit denen gequatscht, ne? Und alles so besprochen, was irgendwie anlag“ (714ff.). Für diejenigen Fachkräfte hingegen, die keine Clubgründungen vollzogen und eine insgesamt eher sozialräumlich ausgerichtete Praxis verfolgten, blieb Streetwork durchgängig relevant. Im Fall von Jessica liegt diese Einschätzung zumindest nahe. Auch wenn sie dahingehend nicht ins Detail geht, so wird doch deutlich, dass ihr gemeinwesenorientiertes Handeln ohne ein Aufsuchen von Orten und Adressat:innen kaum denkbar gewesen wäre.

Bei Knut wiederum tritt besonders plastisch hervor, wie sehr sein Arbeiten auf einem kontinuierlichen Streetwork beruhte, das mindesten vier Funktionen erfüllte. Ersten ging es darum, mittels „Sozialstreife“ (2725) die Situation und Entwicklung im Stadtteil beständig im Blick zu behalten und die Einschätzungen zu bestehenden Handlungsbedarfen zu aktualisieren. Auf diese Weise bekam das Team z.B. frühzeitig Wind davon, wenn die organisiertere Szene wieder mal versuchte, in den Jugendclubs des Stadtteils Fuß zu fassen. Zweitens war Knut unterwegs, um sich für alle Akteur:innen im Sozialraum greifbar zu machen und umgekehrt mit „mit allen Leuten reden“ (2333) zu können. Durch vielgestaltige Präsenz und weitergehende Aktivitäten wurden er und sein Kollege zu einer regelrechten Institution im Stadtteil – bekannt, kommunikativ eingebunden und respektabel zugleich. Das bedeute drittens gerade auch ein proaktives Engagement für die Jugend. Die Straßenpräsenz war darauf ausgerichtet, für sie ein „Ansprechpartner zu sein, da zu sein. [...] dass sie wissen, wer ich bin: ‚Das sind die, die ab und zu mal zu Plätzen gehen‘“ (2687ff.). Noch vor jeder konkreten Unterstützungsleistungen war das Handeln darauf ausgerichtet, als ein „Motivator“ (2676) im Alltäglichen zu fungieren, den Jugendlichen eine Fläche zu bieten, wo sie Impulse für Aktivitäten fanden und wo „man auch mal einen Spaß machen“ (2693) oder „sich fetzen konnte“ (2609). Er sei

„sowas wie ein Sozialpate“ (2612) für sie gewesen, fasst Knut zusammen. Viertens diene die öffentliche Präsenz, gerade auch an einschlägigen Orten, dazu, den Kontakt mit der rechten ‚Hardcore-Szene‘ zu halten, um so die eigenen Handlungsspielräume abzusichern (s.o.) und bei Konflikten, die zu eskalieren drohten, vermittelnd tätig werden zu können. Das Streetwork in seinen unterschiedlichen Funktionen war für Knut die Basis seiner Stadtteilarbeit, die neben vielfältigen Interventionen mit Bezug zum extrem rechten Milieu auch das Engagement für nicht-rechte Adressat:innen umfasste.

### *Clubbetrieb zwischen Regulierung und Integration*

Wie sich die Alltagspraxis in den Cliques-Treffs und Jugendclubs darstellte, wird von den Fachkräften mit unterschiedlichen Schwerpunkten und Akzentsetzungen geschildert, worin sich eine Heterogenität der (Erinnerungs-)Perspektiven, aber eben auch der Praxis selbst abbildet. Übergreifend deutlich wird dabei, wie die Räume als ein Verdichtungspunkt von Praxis fungierten und einen Transmissionsriemen für weitergehendes sozialpädagogisches Handeln darstellten.

Vieles von dem, was stattfand, war, „was man in der Jugendarbeit überhaupt halt mit Jugendlichen macht, die so im Jugendclub auch herumhängen“ (Birgit, 94f.), „ganz normale Jugendarbeit“ (Jessica, 1009) halt. Zugleich brachten die Adressat:innen ihre rechten, subkulturell gewirkten Haltungen, die sich etwa in Parolen, Gesten, Musik, Symbolen, Alkoholkonsum und Gewaltakzeptanz äußerten, als Herausforderungen in die Settings ein. Gemeinsames Kennzeichen der Praxis war es, diesen Haltungen nicht mit Versuchen konfrontativer ‚Überzeugungsarbeit‘ zu begegnen, sondern auf der Grundlage einer positionierten Zugewandtheit mit den Gruppen und Einzelnen in längerfristige Prozesse zu gehen, immer wieder durch gezielte Impulse, vielfach aber auch im alltäglichen Kleinklein. Für diese Umgangsweisen stellten die Cliques-Treffs und Jugendclubs Gelegenheitsstrukturen bereit. Deren Nutzung und Ausgestaltung machte einerseits *Regulierungen* erforderlich – was sich als ein oft mühsames und unbefriedigendes, teils gar vergebliches Unterfangen erwies. Andererseits war mit den durch Verräumlichung geschaffenen *Partizipations- und Integrationsflächen* der Versuch – oder vielleicht auch nur die Hoffnung – verknüpft, neue und bessere Voraussetzungen zu schaffen, um – wenn auch nur in der Fluchtlinie – die rechten und gewaltgeneigten Haltungen der Jugendlichen bearbeiten oder zumindest abfedern zu können.<sup>13</sup>

*Regulatorisch* ging es vor allem darum, die Rahmenbedingungen und Regeln für den Betrieb der Räumlichkeiten festzulegen, sie zu kommunizieren und durchzusetzen. Dies betraf zum einen formale Dinge, wie etwa die Öffnungszeiten, und zum anderen die Frage, was an Inhalten und Verhaltensweisen im Einrichtungskontext zulässig sein sollte und was nicht. Nicht alle Interviewten äußern sich dazu, es war aber wohl nicht unüblich, immer dann einzuschreiten, wenn es um das Abspielen neonazistischer Musik oder auch die Zurschaustellung einschlägiger Gesten und Symbole ging. Eine wichtige Richtmarke konnte dabei das Legalitätsprinzip sein. So war für Birgit alles ausgeschlossen, „was irgendwie auf dem Index stand“ (368f.). Dahingehende Prüfungen sowie wiederkehrende Abspielversuche durch Adressat:innen machten für sie eine permanente Wachsamkeit erforderlich – „da musste man halt dran bleiben“ (376). Von Birgit wurde dies als eine

---

<sup>13</sup> Über die spezifischen Ansatzpunkte hinaus, die sich aus der Clubeinbettung ergaben, waren in den Betrieb der Jugendclubs auch noch weitere wichtige Aspekte der alltäglichen Praxis eingelagert bzw. hatten hier einen Bezugs- oder Ausgangspunkt: gesprächsförmige Interaktionen, Einzelfallhilfen und Angebotsgestaltungen. Diese Praxiselemente waren aber nicht genuin an die Einrichtungskontexte gebunden und werden daher erst in den nachfolgenden Abschnitten unter Einbeziehung aller vorliegenden Fälle aufgeschlüsselt.

äußerst unbefriedigende Praxis erlebte, insofern sie sich auf die Rolle als „Aufpasser“ (696) reduziert sah: „ich lasse die rein, ich gucke, dass nichts Verbotenes passiert, und ich lasse sie wieder raus oder Sorge dafür, dass sie rechtzeitig rausgehen. Das überwiegt wirklich und das ist natürlich schade“ (697ff.). Zumindest Thomas hatte es hier leichter, insofern er die Musik der Cliques unterschiedslos zuließ, solange sie ‚unter sich‘ blieben und keine Öffentlichkeit hergestellt wurde. Ausgeschlossen war hingegen von vornherein, im Jugendclub subkulturellen Szeneevents zu ermöglichen: „was wir nie zugelassen haben, und das haben wir auch deutlich gesagt, dass irgendeine rechte Band in dem Laden nicht spielen wird“ (565ff.). Da dies aber eh eines größeren Aufwands bedurft hätte, dürfte die Durchsetzung dieser Regelung ein weniger enervierendes Problem im Alltag gewesen sein – zumal den Jugendlichen Alternativen angeboten wurden (s.u.).

Jenseits der Frage eines (Nicht-)Zulassens neonazistischer Inhalte, konnten gerade auch die eingespielten Verhaltensmuster der Cliques es „sehr schwierig [...] und kompliziert“ (309f.) machen, so Stefan, den Einrichtungsbetrieb zu gewährleisten. Seine Erfahrungen sind ein eklatantes Beispiel dafür. Vieles von dem, was die Cliques sonst so taten, hatte sich in die Einrichtung hinein verlagert bzw. hier seinen Ausgangspunkt. „Halligalli und Party“ (515) bestimmten den Cluballtag, es gab Probleme wegen Lärmbelästigung und es wurden von „dort auch so Sachen gestartet“ (520): Nachdem die Jugendlichen sich „erstmal einen angesoffen“ (520f.) hatten, zogen sie los, „Bambule machen“ (528f.). Insbesondere das linke Jugendzentrum war immer wieder Ziel solcher Streifzüge und das Areal davor Schauplatz von Auseinandersetzungen (vgl. 1774ff.). Schnell war der Club „berühmt und berüchtigt“ (69) und sein Name zu einem Synonym avanciert: „Die hießen ja dann nicht mehr rechte Clique, sondern das war ja dann zuzuordnen: Das ist der Jugendclub [Name]“ (532f.). Auf Eskalationen folgten immer wieder „riesen Diskussionen“, ob es Sanktionen wie „Clubschließungen, Verbote“ (539f.) geben sollte. Mitunter wurden sie als „das letzte Mittel, das man dann hatte“ (889), auch verhängt. Gelöst wurden die Probleme dadurch jedoch nicht. Personenbezogene Hausverbote erwiesen sich als kaum nachhaltig (vgl. 909f.) und temporäre Clubschließungen stießen auf die ‚Gegenwehr‘ der Jugendlichen. Einmal wurde der Clubleiter „bedroht“ (542), als eine Schließung im Raum stand, Tenor: „Wir wissen, wo du wohnst. Und da bist du einsam“ (950f.). Ein anders Mal bekam Stefan, nachdem er sich tags zuvor geweigert hatte, die Einrichtung zu öffnen, mitten in der Nacht die Meldung: „Stefan, du musst kommen. Die sind eingebrochen und machen dort den Club platt“ (883f.). Beide Male wurden daraufhin dauerhaftere Schließungen der Einrichtung erwogen. Doch auch dafür waren die Durchsetzungsmöglichkeiten begrenzt, da die Jugendlichen „selber den Verein geführt“ (995) und ein entsprechendes Zugriffsrecht hatten:

„Also, dann wurde der Club geschlossen, dann haben die sich von der Stadt wieder einen Schlüssel geholt, durften weitermachen. [...] Da haben wir uns damals sehr geärgert, dass die Jugendlichen da dann den Schlüssel wieder kriegten, obwohl sie randaliert haben da drin. Obwohl sie den Clubleiter bedroht haben“ (553ff.).

Aufgrund der Rechtslage und des Handelns der Stadt, die ein schärfer sanktionierendes Vorgehen nicht mittragen konnte oder wollte, ließ sich im Ergebnis keine konsistente Handlungslinie entwickeln. Der Clubbetrieb blieb lange ein permanenter Reibungspunkt. Wirklich nachließen die Gewalteskalationen erst, als sich in der Endphase von Stefans ein „Generationswechsel“ (568) bei den Jugendlichen ankündigte. Erst nun gelang es, „dass sich das Ganze dann so ein bisschen in Wohlgefallen aufgelöst hat“ (570f.). Der zweifelhafte Ruf des Clubs klang zwar noch nach, am Ende aber war aus der Einrichtung „ein stinknormaler Jugendclub“ (574) geworden.

Bemerkenswert an diesem Beispiel kaum gelingender Alltagsregulierung ist, dass ein Teil des Problems hausgemacht war: Die genaue Ausgestaltung bleibt unklar. Da den Cliques aber durch die Gründung eines eigenen Vereins die formalrechtliche Verantwortung für die Räumlichkeiten zumindest ein Stück weit übertragen worden war, besaßen sie eine relative Autonomie gegenüber den Interventionsversuchen der Fachkräfte. Die gewählte Form der Einbindung ging hier also nach hinten los. Damit entstand Ambivalenz an einem Punkt, der vielfach auch eine wichtige Rolle bei der Nutzung von Gelegenheitsstrukturen im Clubkontext spielte: *Partizipation*.

Eine Beteiligung der Jugendlichen war vielerorts eine zentrale Devise gewesen, um sie bereits beim Aufbau der Treffs an die Einrichtung zu binden und die Beziehungsqualität zu verbessern (vgl. 3.1 Verräumlichungen). Um für weitergehende *Integration* zu sorgen, kamen entsprechende Verfahren auch im sonstigen Alltag zum Einsatz. Eher rudimentär blitzen derart gerichtete Beteiligungsstrukturen für die Einrichtung von Birgit auf, wenn sie erwähnt, dass regelmäßig „Clubversammlungen“ (604) stattfanden, sie sich aber zugleich kaum an deren Inhalte erinnern kann: „Wahrscheinlich irgendwelche Regelverstöße besprochen oder überhaupt: Was können wir noch machen? Oder sowas“ (605f.). Womöglich wurden durch eine (erneute) Engführung auf Regulatorisches, Potenziale verschenkt. Zugleich deutet sich hier aber zumindest die Möglichkeit an, durch eine Orientierung an Interessen und Ressourcen Flanken für sozialpädagogische Prozesse zu eröffnen.

Auf besonders vielschichtige Weise wurden Partizipationsmöglichkeiten, durch das Team von Jessica geschaffen. Die von den Cliques im Alltag mitgenutzten Räumlichkeiten der Mobilien Jugendarbeit waren der Dreh- und Angelpunkt dafür, Gemeinschaftsintegration und Einzelförderung beteiligungsorientiert miteinander zu verzahnen. Jessica beschreibt, wie es vielfach darum ging, „kleine Strukturen aufzubauen, dass halt Jugendliche möglichst auch selbst in Verantwortung kommen“ (980f.). Dabei konnte es auch hier um Fragen der „Raumgestaltung“ oder „irgendwelche Aktivitäten“ (571f.) gehen. Zur Aushandlung unterschiedlicher Belange wurden Rätestrukturen geschaffen, die die Cliques miteinander verbanden (vgl. 981ff.). Zudem wurden Strukturen und Verfahren etabliert, die es ihnen erlaubten, Konflikte untereinander zu bearbeiten (vgl. 984ff.). Gezielt wurden dabei auch einzelne Jugendliche für verbindliche Aufgaben z.B. als „Gruppensprecher“ oder „Streitschlichter“ (567f.) aktiviert.

Noch eine ganz andere Variante, den Cluballtag integrativ auszugestalten, wurde von Thomas umgesetzt. Bereits Mitte der 1990er fand eine Erweiterung des Cliques-Treffs zu einem Jugendzentrum statt, das auch Punks als Nutzer:innengruppe mit einbezog. In der Initialphase handelte Thomas dabei durchaus mit einem gewissen Nachdruck wie auch der erste Impuls vermutlich von ihm selbst gesetzt worden war. Als der Cliques-Treff mit einem „Hoffest“ eröffnet worden war, hatte er darauf insistiert, nicht nur die hauseigene „Glatzen-Band“, sondern auch eine Punkkapelle aufspielen zu lassen, um einer Offenheit für „andere Leute“ (958ff.) Ausdruck zu verleihen. Die mit Freibier ausgestattete Veranstaltung war gut besucht und es dauerte nicht lange, bis dann tatsächlich „auch so Punks zu uns gekommen sind und gesagt haben: ‚Was müssen wir denn machen, damit wir auch einen Club kriegen?‘ Da haben wir gesagt: ‚Na ja, eigentlich habt ihr Recht‘“ (124ff.). Als die Entscheidung fiel, war die rechte Clique nicht sonderlich begeistert, wurde aber auch nur bedingt vor die Wahl gestellt:

„Haben gesagt, dass sie das scheiße finden, dass die nirgends einen Treff haben und ihr hier, auf Deutsch gesagt, Zucker in den Arsch geblasen kriegt. [...] Und

haben schon deutlich gemacht, dass wir das so wollen. [...] Alternativen wären dann bloß, dass man sagt, die ungeraden sind für die Jungs, die geraden Tage sind für euch Jungs. Und das war ihnen dann doch der ganze Aufwand nicht wert.“ (512ff.)

Nach kurzem hin und her wurde der Öffnungsschritt vollzogen. Auch weil die unterschiedlichen Jugendlichen sich in der kleineren Stadt eh „überall permanent“ (131) begegneten sind und sich entsprechend bereits kannten, ging alles relativ „reibungsfrei vonstatten“ (522f.). Thomas Einschätzung zufolge, war das Interesse, überhaupt einen Raum zur Verfügung zu haben, letztlich größer, als den eigenen Stiefel durchzudrücken. Außerdem waren „Musik und Trinken und Feiern“ der „gemeinsame Nenner“ (660f.) aller, so dass sich rasch „auf Hardcore geeinigt“ (408) werden konnte. Er betont, dass die Jugendlichen dies „selber untereinander ausgehandelt haben“ (406f.), während er sich raushielt. Sicherlich hatte aber auch seine Haltung eine Rolle gespielt, Rechtsrock in dem neu entstandenen öffentlicheren Rahmen nicht mehr dulden zu wollen (s.o.). Der räumliche Ausbau führte dann jedenfalls dazu, dass in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts regelmäßig(er) Konzerte variierender Ausrichtung stattfanden: „Von Punk über Hip-Hop, Ska, Hardcore“ (565).

Nach der Öffnung der Räumlichkeiten für die Punks hatte also eine gewisse Vielfalt Einzug gehalten. (Subkulturelle) Pluralität war für die Skinhead-Clique erfahrbar und – zumindest vor Ort – auch akzeptabel geworden. Thomas ist sich sicher, dass die vollzogene Gemeinschaftsintegration im Ergebnis dazu beigetragen hat, dass es auch im Sozialraum weiterhin friedlich zwischen den ansonsten konkurrierenden Gruppierungen blieb. Unklar bleibt, was diese Zusammenführung mit den Punks machte – sofern sie es nicht vielleicht schon von vornherein waren, wurden sie dadurch eventuell rechtsoffener? Angezweifelt werden muss außerdem, ob diese Strategie auch in einem urbaneren Setting mit einer größeren und politisch stärker polarisierten Subkulturlandschaft hätte aufgehen können. Einen empirischen Vergleich kann die vorliegende Analyse hier leider nicht leisten. Der Versuch einer analogen Integration hätte zwar auch in der Einrichtung von Birgit stattfinden können. Die Fachkräfte dort hatten sich aber entschieden, es nicht drauf ankommen zu lassen und das fragile Gleichgewicht nicht zu gefährden. Sie waren eher bestrebt, die unterschiedlichen, sich misstrauisch beäugenden Nutzer:innenspektren räumlich getrennt und „auseinanderzuhalten“ (60).

Thomas trieb die Partizipation noch auf einer weiteren Ebene voran. Er nutzte die Umbauarbeiten im Zuge der Erweiterung dazu, Jugendlichen zumindest temporären und relativen Halt in erwerbsbezogener Hinsicht zu geben: „haben wir ABMs beantragt und hatten das aber mit der Arbeitsagentur so abgesprochen, dass wir in die ABM Jungs genommen haben, die bei uns sowieso im Club waren“ (162ff.). U.a. auf diese Weise arbeitete er dem Vorhaben zu, ihnen Ansatzpunkte für weitergehende Perspektiventwicklungen an die Hand zu geben.

### *Alltagseingelagerte Interaktionen*

Ein grundlegender Pfeiler der alltäglichen Arbeit mit den rechten Cliquen war es, beständig in Interaktion mit ihnen zu bleiben und einlassungsbereit den Austausch zu suchen:

„das war ja die Basis dafür. Und das hat eben die größte Zeit eingenommen. Und auch wenn man sagt, ja, da haben wir eben am Tisch gesessen und haben mit denen Karten gespielt und so weiter, aber es haben immer Gespräche stattgefunden, permanent.“ (Thomas, 872ff.)

Während bei Knuts stark mobiler Arbeitsweise wichtige Gesprächssettings „auf der Straße“ (1313) oder „im Büro“ (1317) lagen, war für viele andere die Präsenz im Club das zentrale Vehikel, um mit den Jugendlichen zu interagieren. Gegenstand der Gespräche war zunächst oft „ganz normal, was Jugendliche trifft. Also wie lebt ihr? Wie geht es euch? Was macht deine Beziehung? Solche Sachen“ (Birgit, 765f.). Der Austausch über scheinbar Belangloses und Alltägliches vertiefte das Fallverstehen und die Beziehungen. Es ging den Fachkräften darum, an die persönlichen Probleme der Jugendlichen ranzukommen – „wo sie über sich erzählt haben“ (Thomas, 875f.) – und sich bedarfsgerecht als Anlaufstelle für deren Bearbeitung anzubieten: „Man hat richtig gemerkt: Da will noch einer sein Herz ausschütten und der hat gewartet, bis alle weg sind und so. [...] waren auch viele Familiengeschichten“ (Stefan, 373ff.). Da Stefan sich dabei auch auf ein gemeinsames Trinken mit den Jugendlichen einließ, war seine Arbeit zu dieser Zeit „eine ganz schöne Saufgeschichte“ (313). Aber gerade darüber ergaben sich für ihn „Diskussionsrunden“ (314) und es waren „die nächtlichen langen Gespräche“ (372), in denen die Jugendlichen sich öffneten.

Dass dann oftmals die rechten Haltungen zur Sprache kamen, wurde anscheinend nur bedingt direkt initiiert. Eher hat es sich aus den Interaktionsdynamiken heraus „ergeben, wir haben das auch nicht mit Absicht gemacht: Heute reden wir über so und so“ (Knut, 1317f.). Dergestalt nahmen die Auseinandersetzungen ums ‚Rechtssein‘ dann aber großen Raum ein. Zwei Ebenen des Umgangs treten dabei besonders hervor. Erstens sahen sich die Fachkräfte herausgefordert, gegen Neonazismus und Gewalt Position zu beziehen und zugleich – soweit sinnvoll möglich – den Modus akzeptierender Zugewandtheit aufrechtzuerhalten (vgl. 2.3 Akzeptierend...). Zweitens war den Gesprächen immer wieder auch der Versuch eingelagert, die rechten Haltungen selbst in Aushandlung und darüber die Jugendlichen in einen Reflexionsprozess zu bringen. Zentral scheint hierbei u.a. gewesen zu sein, die Haltungen zur eigenen Lebenslage und Entwicklungsperspektive in Beziehung zu setzen.

Bei beiden Varianten standen situativ-anlassbezogene Handlungserfordernisse im Vordergrund, die von den Fachkräften auf unterschiedlicher Weise, zu unterschiedlichen Graden und mit unterschiedlichem Erfolg realisiert wurden. Besonders robust präsentiert sich die Vorgehensweise von Knut. Er beschreibt, den Jugendlichen mit einer Haltung begegnete zu sein, die Einlassungsbereitschaft signalisierte und zugleich klar verdeutlichte, dass damit aber auch schnell wieder Schluss sein konnte:

„Aber immer mit dem: ‚Pass auf, ich bin eigentlich für euch ein linksliberales Arschloch, aber wir können miteinander reden. Und wenn jetzt irgendwelche Nazi-Sprüche kommen, kriegste eben vor den Latz‘, im Sinne verbal natürlich. Dann haue ich auch mal zurück oder sage: ‚Stopp, hier ist gut‘“ (448ff.; vgl. 1298ff.)

Offenkundig agierte Knut mit zunehmender Abgeklärtheit. Als einmal ein Jugendlicher auf ihn zukam und kundtat, gleich draußen „jedem auf die Schnauze“ (3384) hauen zu wollen, reagierte er mit dem saloppen Verweis, dass ihn das nicht berühre, da „jetzt Feierabend“ (ebd.) sei. Die postwendende Reaktion des jungen Mannes bestätigte ihm, damit richtig gelegen zu haben: „Scheiße, euch kann man auch nicht mehr provozieren“ (3389). Knut erledigte das „Fronten abklären“ (2799), wie er es bezeichnet, vielfach humoristisch und sah sich bestrebt, „ganz menschlich“ statt persönlich-verurteilend vorzugehen. Worte, wie etwa „Du bist jetzt ein Nazi-Schwein [...]“, das wäre scheiße gewesen“ (1702f.). Er wollte Zugewandtheit bewahren und zugleich die aggressiven Muster der Jugendlichen durchbrechen. Erkennbar geschah dies auch auf die Gefahr hin, in Kumpelei und Sprücheklopferei abzudriften und andere, ebenfalls als problematisch einzuschätzende männliche

Interaktionsmuster zu reproduzieren. Er selbst nahm es aber eher so war, dass auf diese Weise die Botschaften gut ankamen und auf dieser Grundlage weitergearbeitet werden konnte (vgl. 1709ff.).

Thomas scheint mit aktiven Grenzziehungen zurückhaltender gewesen zu sein. Dies hielt ihn aber nicht davon ab, auf Impuls der Jugendlichen hin, ebenfalls unmissverständlich Position zu beziehen:

„wenn sie uns nach unseren eigenen politischen Sichtweisen und so weiter gefragt haben, dass wir schon gesagt haben, dass bestimmte Sachen an einer rechten Ideologie überhaupt nicht vertretbar sind. [...] in dem Augenblick, wo es in rassistische, menschenverachtende Geschichten reingeht, wo Gewalt gegenüber anderen Menschen als legitimes Mittel angesehen wird, da haben wir dann schon auch deutlich gemacht, dass das nicht funktioniert und wir das auch nicht tolerieren.“ (412ff.)

Der Darstellung von Jessica zufolge durchlief ihr Team im Umgang mit situativen Positionierungserfordernissen einen Prozess. Als bei den Cliques Jugendlichen die rechten Tendenzen zusehends offen hervortraten, reagierten die Kolleg:innen, je nach Persönlichkeit und Sichtweise, zunächst recht unterschiedlich. Einige widersprachen, andere gaben sich neutral. Eine kohärente Handlungslinie entstand zunächst nicht. Erst als das Team sich vergrößerte und zusehends professionalisierte, wurde sich der Sache systematisch angenommen und dazu übergegangen, eindeutige Positionierungen gezielt als pädagogisches Moment einzusetzen:

„Und es wurde dann da aktiv immer mehr produziert, dass man gesagt hat, man diskutiert auch im Alltag und versucht auch dort, wo rechte Tendenzen auftreten, immer mehr auch dagegen zu halten. In Diskussion, wo man sagt: ‚Das gehört hier nicht her oder das wird weggemacht‘. Also, wo man das nicht einfach so übersieht. Ne? Sondern ganz alltäglich darauf zu reagieren.“ (1050ff.)

Bei Birgit verlief der Prozess umgekehrt. Wenn „irgendwelche typischen Behauptungen“ fielen wie etwa „Rudolf Hess war ganz toll“ oder „Alle Ausländer sind doof“ (160f.), war sie dem anfänglich „ganz klar mit der Haltung entgegengetreten, dass ich nicht dieses rechtsorientierte Gedankengut gut finde“ (728f.). In der Diskussion mit den Jugendlichen erlebte sie sich dann aber als „wenig fundiert“ (154) und hatte den Eindruck, mit ihren Einwänden nicht durchdringen zu können. Ohne Rückhalt im Team ging sie schließlich dazu über, „das Thema auch ein Stück gemieden“ (763f.) zu haben. Bei Stefan wiederum findet sich ein Beispiel dafür, wie auch der unermüdliche Versuch, Grenzen abzuklären, seinerseits an Grenzen stoßen konnte. Er beschreibt, wie es eigentlich nur noch um Schadensbegrenzung ging, wenn die Cliques wieder Richtung linkem Jugendclub loszogen. Per Telefon wurde dort gewarnt: „Die Jungs sind unterwegs“ (1341). Mitunter begab sich Stefan auch zum Ort des Geschehens, um „da irgendwie zu schlichten“ (1781). Letztlich war es aber eher die Polizei, die, so sie denn zur Stelle war, die Lager voneinander trennte. Im Nachgang war Stefan dann wiederholt „ausgetickt, [...] habe denen den Schlüssel hingeschmissen und habe gesagt: ‚Macht euren Scheiß alleine‘“ (862f.). Ein solche, für ihn ansonsten unübliche Reaktion stellte für die Jugendlichen ein „Aha-Erlebnis“ (867) dar und konnte einen Gesprächskanal öffnen: „Also, wenn ich dann plötzlich geschrien habe, dort im Club, dann war es rundherum still. [...] Und haben erstmal gefragt: ‚Was ist denn los? Was ist denn los?‘ Und dann wurden diese Sachen geklärt“ (867ff.). Die persönliche und impulsive Verdeutlichung von Grenzen konnte also zumindest nachgelagert durchaus einen Effekt haben. Allerdings hielten solche ‚Klärungen‘ stets nur bis zum nächsten Vorfall und an der grundlegenden Situation änderte sich nichts.

Die Vorgehensweisen der Fachkräfte bei dem Versuch, die rechten Haltungen der Jugendlichen auch weitergehend in Aushandlung zu bringen, waren vielschichtiger Natur. Einige zentrale Aspekte sollen exemplarisch anhand der Ausführungen von Thomas und Knut herausgestellt werden. Grundlegend war für beide zunächst, nicht als „Überzeuger“ aufzutreten und etwa zu verlangen: „Ihr müsst jetzt politisch links werden wie wir“ (Knut, 1257). Sehr wohl ging es ihnen aber darum, sich mit der eigenen Sichtweise als Reibungspunkt einzubringen, Alternativen aufzuzeigen und so ein Nachdenken anzuregen oder dies sogar explizit einzufordern.

Knut setzte dazu u.a. auf seinen, von ihm selbst als umfangreich beschriebenen Wissensfundus. Wenn das Thema etwa auf „Mein Kampf“ (1214), sogenannte Rassistheorien oder Homosexualität unter Nazis kam, konnte er mit seinem „Geschichtswissen [...] trumpfen“ (2585f.). Er bediente einerseits das Informationsinteressen der Jugendlichen und klärte andererseits auf, indem er Fakten und eigenen Einschätzungen einbrachte. Ohne dogmatisch oder „lehrhaft“ (2586) zu sein, agierte er mit einer klaren und transparenten Positionierung: „Ich erzähle es, aber [...] nicht mit deiner Haltung. Ich erzähle das mit meiner Haltung zum Nationalsozialismus“ (2592f.). An anderen Punkten operierte Knut darüber, Irritationen zu erzeugen, etwa um antisemitische Hasstriaden zu unterlaufen:

„Ich habe dann auch gesagt, ‚Du, ich geb dir recht, die Juden sind an allem dran schuld. [...] die haben Jesus getötet, die haben das und das und das und das und das und das. [...] Und übrigens, der Hauptschuldige von allen sind Fahrräder.‘“ – „In dem Moment war ruhig“ und „am nächsten Früh habe ich gesagt, ‚Du, pass mal auf, ich kann deine Meinung nicht ändern, ich kann nur sagen, du bist jung, überlege mal. [...] Guck doch nicht immer wieder, dass alle anderen dran schuld sind, guck bei dir erst mal, was du leisten kannst. Und mach nicht immer, die sind schuld, die sind schuld, die sind schuld.‘“ (1000-1031)

Durch Rückgriff auf einen gleichermaßen pointierten wie irritierenden Ausspruch (die Juden und die Radfahrer) sorgte Knut zunächst für situative Unterbrechung und unternahm dann zu einem späteren Zeitpunkt einen versachlichenden Rückbezug, der eine Perspektivverschiebung weg von der ‚Feindbestimmung‘ und hin zur eigenen Verantwortung einforderte.

Vielleicht nicht so humoristisch, aber durchaus ähnlich ging Thomas vor, wenn er versuchte, den Jugendlichen „die Widersprüchlichkeit“ vorzuführen „in dem, was sie nach außen darstellen und auf der anderen Seite dem, was sie tatsächlich leben“, und sie so „aus der Opferrolle zu holen“ (804ff.), die sie einnahmen, anstatt sich ‚an die eigene Nase zu fassen‘. Darüber hinaus war er zugleich bestrebt, einen „Gegenentwurf“ (881) ins Spiel zu bringen, indem er grundsätzliche Wertschätzung signalisierte und Ressourcen anbot: „Na ja, weil ihr es wert seid, weil hier auch noch die Möglichkeit ist, Dinge anders zu gestalten, auszuprobieren, zu tun“ (882f.). Der Dreh bestand für Thomas darin, auf Fragen der eigenen Perspektiventwicklung überzublenzen, also „auf die Ebene zu gehen, zu sagen, ‚Okay, wenn du für dich in deinem Leben bestimmte Zielsetzungen hast, dann müssen wir gucken, dass wir die auch erreichen‘“ (797ff.).

Um wirklich in Kommunikation zu kommen, war es wiederum entscheidend, Konstellationen zu finden, in denen die Jugendlichen tatsächlich einlassungsbereit waren. Oftmals stand dem vor allem die „Gruppendynamik“ entgegen, insofern sie im Cliquenverbund „im Prinzip auch nicht mehr sie selbst und kaum noch wiederzuerkennen“ (Petra, 105f.) waren. Das Individuum ging in der Gruppe auf, die

zugleich als soziale Kontrollinstanz fungierte. Versuche, mit gezielt initiierten „Gruppengesprächen“ (ebd., 545) zu arbeiten, hatten „nicht funktioniert“ oder wurden gar nicht erst unternommen:

„Also, hätten wir da gesagt, okay, jetzt machen wir mal hier heute einen großen Diskussionsabend, wo wir uns Person XY einladen und der wird mal mit euch diskutieren über humanistische Weltbilder und so weiter, das hätte nicht funktioniert. Da hätten die sich totgelacht. Und es hätte nicht funktioniert, weil DAS vor der Gruppe zuzugeben und einzugestehen, dass man auch bereit ist, mal andere Sichtweisen in Betracht zu nehmen [...] wäre in einer großen Gruppe erst mal nicht passiert.“ (Thomas, 817ff.)

Auch alltageingelagert wäre es Thomas zufolge „mit zwanzig Mann am Tisch [...] nicht gut gegangen“ (ebd., 830f.). Was aber als funktionierend erlebt wurde, war die Interaktion mit Kleinstgruppen von „maximal zwei, drei“ (ebd.). Jugendlichen und, noch einmal mehr, einzeln mit ihnen:

„Aber mit zwei, drei oder mit Einzelnen konnte man doch immer sehr gut reden und je besser oder stabiler die Beziehungsarbeit war, umso spannender fanden die auch, was wir zu sagen haben. Oder fanden das einfach auch richtig und haben das auch für sich integriert.“ (Petra, 546ff.)

In solchen Settings war am ehesten der Punkt erreicht, wo sich gegenüber den Fachkräfte tatsächlich geöffnet wurde und eine reale Option bestand, durch Gespräche etwas zu bewirken und eventuell noch einen Schritt „weiterzugehen“ in Richtung „Einzelfallhilfen oder Einzelarbeit“ (Thomas, 869).

### *Einzelfallhilfen*

Unterstützungsleistungen in Einzelfällen bildeten einen weiteren Praxisbaustein. Abhängig davon, ob die Hilfen systematisch oder nur unmittelbar-anlassbezogen betrieben wurden, schwankte ihr Umfang zwischen „unglaublich viel“ (Petra, 657) und „sehr sporadisch“ (Birgit, 392).

Weniger umfangreich wurden Einzelfallhilfen z.B. in der Einrichtung von Birgit betrieben. Sie gingen nicht darüber hinaus, den Jugendlichen punktuell bei offiziellen Schreiben zu helfen oder sie „mal zum Arbeitsamt“ oder bei sonstigen „Behördengänge[n] auch mal begleitet“ (390f.) zu haben (vgl. 91ff.). Sie entsprangen eher akuten Bedarfslagen und waren nicht strategisch auf die Arbeit an den rechten Haltungen bezogen. Ob es sich bei Stefan und Jessica ähnlich verhielt, bleibt unklar. Maßnahmen zur systemischen Sozialintegration werden von ihnen jedenfalls nicht gesondert hervorgehoben. Stefan berichtet lediglich von einer unmittelbaren Krisenintervention im familiären Kontext: Er war aus dem Bett geklingelt und zu einem Jugendlichen gerufen worden, der nach einem Streit von zu Hause „ausgebüxt“ war und bereits „mehrere Tage“ (933f.) auf der Straße lebte. Stefan holte in von dort weg und vermittelte mit den Eltern, woraus ein ihm zufolge konstruktiver Prozess entstand (vgl. 935ff.).

Knut gibt an, dass er „teilweise manchen Leuten geholfen habe bei der Sozialhilfe“ (447f.) oder „bei Arbeitslosengeld, bei Vermittlung von Arbeitsstellen“ (2494). Für solche Dienste stand er bereit, wenn „ein Anliegen“ (2495) an ihn herangetragen wurde. Sofern es aus der festeren rechten Szene kam, etikettierte er dies vermutlich explizit als Einzelleistung, um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen, er würde nun doch mit den Gruppen arbeiten. Auch bei ihm war diese Arbeitsweise kein Hauptbestandteil seines Handelns. Interessant ist aber zum einen, dass Knut soziale Hilfestellungen strategisch einsetzte, um das Verhältnis zum ‚harten Kern‘ der Szene auszutarieren (vgl. 3.1 Belastungspunkte...). Zum anderen stand er dann bereit, wenn ein Abwendungsinteresse an ihn

herangetragen wurde, dann hieß es: „Gehen wir zur Gerichtshilfe zusammen, machen wir das, unterstützen wir dich“ (3066) und „gucken wir mal, was es da noch für Alternativen gibt“ (3052f.). Diese eher informelle Ausstiegshilfe blieb aber letztlich auf wenige Fälle beschränkt und war zumindest teilweise auch mit einer Distanzwahrung demgegenüber verbunden, was die Leute innerhalb der Szene an Widrigkeiten erlebt hatten und erzählen wollten (vgl. 2396ff.).

Für Petra hingegen war die die vielfach geleistete Unterstützung – „Härtefallhilfe, ganz viel Begleitung, Jobsuche und so weiter, auf Gerichten mit der Jugendgerichtshilfe“ (658f.) – klar mit dem Anliegen unterlegt, darüber auch Haltungswandel bewirken zu wollen. Auch für Thomas stellten Einzelfallhilfen ein umfangreiches „Arbeitsfeld“ (872) dar, das es zu beackern galt: „Leistungsbezug Sozialamt [...], dann eine Wohnung, dann der Schritt zur Ausbildung“ (894f.). Waren zunächst die laufenden Strafverfahren der Jugendlichen der zentrale Bezugspunkt für die Annäherung gewesen, ging es im „im weiteren Verlauf“ (327f.) stärker um eine Stabilisierung der Lebenslagen insgesamt. Dies war mit der Wirkungserwartung verbunden, die Jugendlichen so von ihrer Gewaltorientierung wegbewegen zu können. Zu diesem Zweck bauten Thomas und sein Kollege ein regionales „Firmennetzwerk“ (923) auf, in dem die Bereitschaft bestand, die jungen Menschen, so sie denn „wirklich arbeiten wollen“ (924), in Beschäftigung zu nehmen. In mehreren Fällen erlebte Thomas eine Veränderung. Er paraphrasiert deren Logik: „Also, wenn ich weniger Freizeit zur Verfügung habe, habe ich auch weniger Zeit, Blödsinn zu machen“ (331f.). Sobald daraus dann eine Perspektive erwuchs, hatten die Jugendlichen tatsächlich etwas zu verlieren und schraubten ihr Gewaltverhalten zurück (vgl. 4.1 Perspektiventwicklung...)

Hier Prozesse zu gestalten, war mit zwei Herausforderungen verbunden. Zum einen mussten die Fachkräfte gegen Vorbehalte auf Seiten derer ankämpfen, die als Unterstützungsstrukturen mobilisiert werden sollten oder sogar unausweichlich adressiert werden mussten. Potenzielle Arbeitgeber:innen waren „davon zu überzeugen“, dass das „äußere Erscheinungsbild“ und die Straftakte nicht alles sind, sondern da auch „ein paar Kompetenzen“ schlummern, „die für den Beruf, den er bei euch lernen soll, wirklich förderlich sind“ (Thomas, 925ff.). Zudem gab es „diese Stigmatisierung eben auch durch Ämter, Behörden“ (Petra, 731f.), auf die der Hilfeprozess angewiesen war:

„da fängt man immer wieder von vorne an und versucht zu erklären, ‚Ja okay, das sieht jetzt so aus und ist martialisch oder so. Aber [...] wenn wir ihm das eine nicht gewähren, werden wir das andere auch nicht lösen.‘“ (ebd. 733ff.)

Zum anderen waren die Jugendlichen selbst das Problem. Nicht nur aufgrund von Vorbehalten, sondern auch aufgrund ihres eigenen Verhaltens waren sie regelmäßig „ganz schnell wieder rausgeflogen“ (Thomas, 914). Oder sie spielten schlicht nicht mit, „waren nach zwei Tagen wieder da und haben gesagt: ‚Also, die Scheiße Internat tu ich mir nicht an‘“ (ebd., 914f.). Unterm Strich, konstatiert Petra, sind es stets Prozesse gewesen, die „einfach unfassbar kleinteilig und anstrengend“ waren, mit vielen Widerständen und Rückschlägen einhergingen und insgesamt nach dem Muster verliefen: „einen Schritt vor, drei zurück“ (144f.).

### *Angebotsgestaltungen*

Eine weitere zentrale Handlungssäule der sozialarbeiterischen Praxis war es, den Jugendlichen Aktivitäten anzubieten und Angebote für sie zu initiieren. Trotz teils fließender Übergänge lassen sich diese Angebotsgestaltungen in vier Kategorien einteilen.

In einer ersten Kategorie können diejenigen Angebote zusammengefasst werden, die sich als (scheinbar) *unverfänglicher Zeitvertreib* präsentierten. Zu dieser Palette gehörten alltagseingelagerte Aktivitäten wie „mal zusammen gekocht oder [...] draußen Feuer gemacht“ (Birgit, 68f.) zu haben, genauso aber auch „freizeitpädagogische Angebote“ (Petra, 131) umfangreicheren Formats – „viele schöne Sachen“ wie „Fußballturniere“ (ebd., 750f.) und „Nachtwanderungen“ (Jessica, 240) oder die regelmäßige Nutzung einer Sporthalle (vgl. ebd., 580ff.). Dem folgend, wie diese Maßnahmen von den Fachkräften dargestellt werden, stand vor allem die Erlebnisqualität für die Jugendlichen im Vordergrund. Zugleich waren sie aber auch ein weiteres Vehikel, um an den Beziehungen zu arbeiten. Dies wird besonders bei Knut deutlich, der ohne eine feste Raum- und Cliquenbindung arbeitete und deswegen besonders auf die Herstellung niedrigschwelliger Interaktionskontexte angewiesen war. Auch er spricht von Fußballspielen und Grillen sowie wiederholt davon, mit unterschiedlichen Adressat:innenkreisen gemeinsam „Filme geguckt“ (2520) zu haben. Aber „jetzt nicht die großen politischen Filme, um Gottes willen“, wie er betont, sondern „eher mal einen Actionfilm“ (3030f.), vermutlich mit männlicher Klientel, oder bei einem „Mädel-Abend“ (2519) einen Klassiker wie „Es war einmal in Amerika“ (2530). Dass Knut einmal mit Jugendlichen, die an den Feiertagen „nicht [wussten], was sie machen sollten, [...] Weihnachtslieder gesungen“ (2695f.) hatte, gehört schon beinahe ins Anekdotische, passt aber ebenfalls zu dieser Linie.

Der zweiten Kategorie sind diejenigen Angebote zuzuordnen, die darauf ausgerichtet waren, *inhaltliche Akzente* zu setzen und darüber bei den Jugendlichen etwas zu bewegen. Auch hier konnten Filmabende eine Rolle spielen. Bspw. setzte Knut „Raumschiff Enterprise“ als Vehikel ein, weil „das so moralisierend war“ und sich dadurch gut „ins Gespräch“ (1324ff.) kommen ließ. Ähnlich nutzte Stefan etwa die Kinovorführung von „Stalingrad“ (349) dazu, die Cliquenjugendlichen auf der emotionalen Ebene anzusprechen und Reflexionsprozesse auszulösen:

„Da waren wir mit denen, mit der ganzen Truppe im Kino. Also, da war es mucksmäuschenstill. Und hatten hinterher auch Diskussionsrunden. Also, das waren so kleine, kleine Schritte, die wir gegangen sind, um bei denen in den Köpfen was zu bewegen. Oder sagen wir mal, ein bisschen anzuregen, mal darüber nachzudenken, was sie da eigentlich für eine Meinung vertreten“ (350ff.).

Eine demgegenüber deutlich systematischere Vorgehensweise klingt an, wenn Petra davon berichtet, wie Projekte aufgesetzt wurden, um über „wirklich inhaltliche Angebote [...] so ein bisschen Einstellungsveränderungen zu erzielen und um sozusagen ihre persönliche Entwicklung nach vorne zu bringen“ (643ff.). „Musikprojekte und alles Mögliche“ wurde in diesem Sinne angeschoben und umfasste teilweise auch, die Jugendlichen „mit anderen Leuten in Kontakt“ (642f.) zu bringen, also durch Einbeziehung externer Akteur:innen Horizonte zu erweitern.

Weiter Varianten inhaltlich bestimmter Intervention kommen in einigen der Angebote zum Ausdruck, die Jessica und ihr Team gestalteten. Diese waren teils weitläufig präventiv ausgerichtet und teils um eindeutige Positionierung bemüht. Zum einen ging es den Fachkräften darum, die Cliquenjugendlichen auf „Lebensrisiken“, die sich zu dieser Zeit „immer mehr aufgetan haben“, „bestmöglich“ (999ff.) vorzubereiten. Zu diesem Zweck wurden bspw. „Leute eingeladen, die als Multiplikator aufgetreten sind“ (996) und aus ihren Erfahrungen heraus zu Themen wie Jugendgerichtsbarkeit oder über Suchtproblematiken erzählten. Zum anderen organisierte das Team außerhalb der eigenen Räumlichkeiten auch größere Veranstaltungen für Jugendliche, die einen inhaltlichen Kontrapunkt zur Rechtsentwicklung im Stadtteil setzen sollten (s.u.).

Zu einer dritten Kategorie lassen sich diejenigen Vorhaben bündeln, die auf *spektrrenübergreifende Begegnungen* ausgerichtet waren. Deren besondere Qualität bestand darin, durch das Zusammenbringen rechter und nicht-rechter Adressat:innen auf Effekte in der Beziehung der verschiedenen Jugendlichen untereinander hinzuwirken. Die unter Thomas Zuständigkeit vollzogene Cluberweiterung entsprach bereits für sich genommen einer solchen Initiative. Konkret umgesetzt bzw. abgesichert wurde sie zudem durch eine Vielzahl kleinerer Maßnahmen, in denen Skins und Punks (und vermutlich auch weitere Jugendliche) gemeinsam in Interaktion gebracht wurden. Teilweise geschah dies offenkundig in weitgehender Eigenverantwortung der „Jungs, die so mit dem Club mitgewachsen sind“ (621f.) selbst. So gab es etwa „die lange Simpsons-Filmnacht, da saßen 150 Leute drin und haben sich das angeguckt“, den „Hitwoch, also da konnte jeder seine Schallplatten mitbringen und einer hat immer aufgelegt“, oder auch ein „Schneckenrennen“, welches „groß zelebriert“ (622ff.) wurde. Ob diese Zusammenkünfte auch eine gemischtgeschlechtliche Dimension hatten, bleibt unklar, im Fokus der Fachkräfte hat dieser Aspekt jedenfalls offenkundig nicht gestanden.

Für Stefan war die Gestaltung von Angeboten, um Zielgruppen miteinander zu verschränken und neben den rechten Cliques explizit auch linke Jugendliche zu adressieren, ein eigener Handlungsstrang, der außerhalb des Clubbetriebs angesiedelt war. Um die offen in der Stadt zu Tage tretenden Konflikte zwischen beiden Lagern „zu entspannen“ (598), hatte er zunächst vor allem „Fußballturniere so organisiert, ne? Clubs und Cliques. [...] Es waren bis zu 25 Mannschaften [...]. Und da haben sich alle Jugendlichen sozusagen begegnet“ (77ff.). In den Folgejahren ging es dann „viel mit Erlebnispädagogik“ im Rahmen von Jugendfreizeiten weiter: „mit Kletter-Sachen, Wildwasser-Touren“ (84), zu denen getrennt „mit einem linken Bus und einem rechten Bus“ (626) angereist wurde. Trotz der ‚Fantrennung‘ im Vorfeld fand vor Ort dann viel „miteinander auch diskutieren und machen“ (841) statt. Die Jugendlichen wurden in einer Weise zusammengebracht, die so auf dem vertrauten und konfliktbehafteten Terrain der Stadt wohl nicht möglich gewesen wäre (vgl. 4.1 Räume...).

Damit ist bereits die vierte Kategorie von Angebotsgestaltungen benannt: *Jugendfreizeiten und „erlebnispädagogische Geschichten“* (Thomas, 317). Mitunter wird erkennbar, dass eine solche Praxis den Fachkräften im AgAG-Rahmen nahegebracht worden war. So gehörten etwa auch bei Thomas „Klettern im Elbsandsteingebirge“ oder „Paddeltouren in Polen“ (318) zu den aufwändigeren Programmteilen, die er über die Jahre für die rechte Clique initiierte. Leitend war für ihn die Überlegung, Bedürfnisse der Jugendlichen aufzugreifen und umzuleiten: „„Okay, wenn ihr Grenzerfahrung braucht oder wenn ihr sagt, okay, wir brauchen hier den Kick, dann können wir [...] fahren““ (314ff.). Thomas scheint hier vor allem einer Kompensationslogik gefolgt zu sein: die Ermöglichung von Action in der Ferne als Substitut für gewaltsuchendes Verhalten daheim.

Ähnlich hatte auch Stefan auf Erlebnispädagogik gesetzt, um die bei den Cliques dauerpräsenste Alkoholthematik und die mit ihr verbundenen Dynamiken zu entschärfen: „die wollten alle am nächsten Tag ins Boot. Und wenn du da besoffen fährst, dann/ (lacht) Da hatten die auch richtig Respekt und Schiss“ (340ff.). Darüber waren Veränderungen auf der Orientierungsebene angezielt – oder zumindest nahm Stefan schnell dahingehende Effekte wahr und verfolgte die eingeschlagene Richtung entsprechend weiter. Er hebt hervor, dass die wortwörtlich ebenfalls mit im Boot sitzenden „Linken ja auch ein bisschen intelligenter“ waren, „einen Standpunkt“ hatten und „oft viel bessere Argumente bringen“ konnten, „wo ich sage: ‚Ah, das ist mal ganz gut‘“ (636ff.). Eventuell instrumentalisierte er die linken Jugendlichen damit ein Stück weit. Auf jeden Fall aber erlebte er,

dass sie im Rahmen des Miteinanders die Haltungen der rechten Cliquen mindestens zu irritieren vermochten und dass sich die Beziehungen untereinander veränderten.

### *Sozialraumorientiertes Handeln*

Insbesondere dort, wo sich die Fachkräfte nicht (ausschließlich) auf den Betrieb eines Jugendclubs konzentrierten, waren sie auf vielfältige Weise auch im Stadtteil bzw. im Stadtgebiet aktiv. Nachfolgend wird diese Praxis in Hinblick auf diejenigen Aspekte ausgeleuchtet, die einem sozialarbeiterischen Engagement ‚gegen Rechts‘ zuzuordnen sind. Drei Aktivitätsebenen treten besonders hervor: eine themenbezogene Präventions- und Interventionspraxis, die sich gezielt gegen ‚rechte Umtriebe‘ richtete; eine Stärkung weiterer Adressat:innen und die Förderung nicht-rechter Jugendkulturen, gerade auch angesichts rechter Dominanzen; und eine gemeinwesenorientierte Praxis, die auf breite Partizipation und auf demokratische Aushandlungsprozesse unter besonderer Berücksichtigung von Jugendbelangen ausgerichtet war. Quer eingelagert waren zudem Aktivitäten zur Herstellung von Kooperation und Vernetzung bedeutsam.

Eine sozialraumorientierte *Präventions- und Interventionspraxis* war vor allem an zwei Standorten bedeutsam. Eine Reihe von Veranstaltungen, die Jessica organisierte, zeichnete sich durch einen derartigen Charakter aus. Unter häufiger Nutzung der Räumlichkeiten einer befreundeten Jugendeinrichtung richtete das Angebot sich an die Jugend im Stadtteil (und darüber hinaus). In den ersten Jahren wurde die eigene Kontrahaltung relativ explizit kenntlich gemacht. So fanden neben „politischen Gesprächsrunden“ etwa auch Filmabende statt, „die halt in die Richtung gingen wie Schindlers Liste oder so“ (158ff.). Besonderen Zuspruch erhielt dann „ein kleines Wandertheater“ (823), das „darauf ab[zielte], gegen Rechts sich zu positionieren“ (873). Am Abend der Veranstaltung war dann aber nicht nur der Saal „rammervoll mit Besuchern“ (818), sondern auch die rechte Szene hatte mobilisiert und belagerte den Durchführungsort. Die im Raum stehende Eskalation blieb aber zum Glück aus. Dennoch drängte das Szenario möglicher weiterer Gegenmobilisierungen die Fachkräfte in die Defensive und führten dazu, dass sozialräumlich ausgewichen und „neue Konzepte dazu überlegt“ (888) wurden, die weniger Angriffsfläche boten. In diesem Sinne wurde dann z.B. ein beteiligungsorientiertes Event etabliert, bei dem mit vielfältigen Ausdrucksformen Jugendbelange auf den Tisch bzw. die Bühne gebracht wurden:

„Mit Musik und mit eigenen Vorbereitungen. Wir hatten dort, was weiß ich, zum Beispiel mit einer Jugendgruppe eine Modenschau organisiert, die durch die Jahrzehnte führt. Wir haben dort vorher mit Jugendlichen zu bestimmten Themen Plakate entwickelt oder extra Räume dort eingerichtet.“ (884ff.)

Das Interesse „von normalen bis links orientierten Jugendlichen“ war enorm, so dass ein jährlich wiederkehrendes Format entstand, an dem zu Hochzeiten „um die sechshundert Leute“ (894f.) teilnahmen. Trotz der weniger expliziten Ausrichtung hatten die Veranstaltungen der Reihe für Jessica „immer eine politische Funktion“ (893), insofern sie Alternativen zu den rechten Raumnahmen eröffneten und auf eine pluralistische Repräsentation und Selbstermächtigung der Jugend setzten.

Eine besonders aktive, teils offensive Präventions- und Interventionspraxis wurde von Knut betrieben. Diese bestand einerseits darin, weitergehenden Etablierungsversuchen der extremen Rechten entgegenzuwirken, und beruhte andererseits auf Einmischung, wenn Eskalation drohte. Ersteres war von vornherein eng mit dem im Stadtteil betriebenen Streetwork und dem darin eingelagerten

Aufsuchen der örtlichen Jugendtreffs verbunden. Bspw. arbeiteten die Fachkräfte gegen Bestrebungen an, dort ungestört rechte Aufmärsche planen zu wollen. Von Bedeutung war diese Präventionsarbeit auch noch Ende der 1990er, als die rechte Szene im Rahmen einer Raumnahmestrategie darauf einschwenkte, in den Einrichtungen aktiv Fußfassen zu wollen: „Die wollten auch Propaganda machen“ und „wirklich die Clubs besetzen“ (2757ff.) (vgl. 1.2 Entwicklungen...). Wenn Knut und sein Kollege auf so etwas aufmerksam wurden, stimmten sie sich zunächst mit den Fachkräften vor Ort ab:

„das war auch ein Jugendclub, da sind wir auch hin, wo wir gemerkt haben, das sind fremde Jugendliche, wo wir den [Clubname]-Mitarbeitern auch gesagt haben, ‚Passt mal auf die Leute auf, ich glaube, das sind alte Nazis, das sind Nazis, die wollen euch ein bisschen unterbuttern‘“ (2717ff.).

Das weitere Vorgehen bestand dann darin, die Entfaltung der Rechten „richtig gestört“ (2744) und durch eine insistierende Präsenz letztlich wohl durchaus auch unterbunden oder zumindest deutlich eingeschränkt zu haben. Teils nahm Knut die Fachkräfte in den Einrichtungen als weitgehend ahnungslos wahr, teils waren sie es aber auch, die um Unterstützung anfragten: „Wir schaffen das gerade nicht alleine, wir brauchen euch“ (1826). An anderer Stelle war das mobile Team dann auch „als Berater zugange“ (1849), wenn es etwa um die Frage ging, ob die Durchführung eines rechtsoffenen Konzerts noch vertretbar sei oder nicht. Knuts Expertise, seine Erfahrungswerte und Durchsetzungskompetenz waren in der lokalen Fachlandschaft also offenkundig hoch geschätzt. Das bedeutete im Umkehrschluss aber nicht, dass der Austausch mit den Kolleg:innen nicht kontrovers verlief und auch mal ohne finale Verständigung über das weitere Vorgehen endete (vgl. 1885ff.).

Für auf Deeskalation zielende Interventionen führt Knut zwei Beispiele auf unterschiedlichen Ebenen an. Sie verdeutlichen erneut, wie fachlich-unorthodox sein Handeln teilweise ausfiel und wie voraussetzungsvoll es zugleich dahingehend war, die eigene Person und Persönlichkeit als zentrale Ressource einzusetzen. Einmal, so Knut, hatten Akteur:innen aus der rechte Szene sich an Jugendlichen bzw. deren Jugendclub „rächen“ (305) wollen, nachdem ein Auto von ihnen aufgebrochen worden war: „Die wollen uns überfallen, die Rechten, kamen die Leute zu uns, zu mir“ (293). Knuts Darstellung zufolge zögerte er nicht lange, suchte in dem Wissen, „was im Stadtteil zu sagen“ (296) zu haben, den Treffpunkt der Rechten auf und stellte gegenüber den dort tonangebenden Personen klar: „Passt mal auf, wir machen hier Frieden“ (300) übers Wochenende und „bis neune Montag will ich hier nichts gehört haben“ (1506). Sein bestimmtes Auftreten und die Knut entgegengebrachte Achtung reichten anscheinend aus, um diese Regelung durchzusetzen, so dass sich der Ärger schließlich in Luft auflöste. Im zweiten von Knut eingebrachten Beispiel war das situative Handlungserfordernis noch einmal unmittelbarer. Als mit Unterstützung der mobilen Jugendarbeit für „die Techno-Szene ein riesengroßes Konzert“ (468f.) stattfand, war dies der neonazistischen Kernszene ein Dorn im Auge: „Für die macht ihr, für uns habt ihr nie was gemacht“ (485). Während die Veranstaltung vermutlich schon lief, war dann eine größere Gruppe „aufmarschiert mit Kampfhunden und wollten uns Angst machen. [...] wo wir dachten, buhuhuh, tickt das jetzt“ (474ff.). Ein Übergriff schien unmittelbar bevorzustehen, doch dazu kam es nicht. Die improvisierte Auflösung der Situation klingt dabei wie das Klischee aus einem Film. Knut gibt an, sich „den Rädelsführer, der richtig abstinken wollte und provozieren wollte“, geschnappt und mit ihm „was ganz Menschliches gemacht“ zu haben: „den habe ich besoffen gemacht“ (490ff.). Er deklarierte sich als „nicht mehr im Dienst“ (501) befindlich und begann, mit dem Nazikader zu trinken: „Und ich habe dann mit dem Schnaps getrunken, der war aber noch mehr besoffen, ich habe den Schnaps immer weggekippt und habe gesagt: ‚Noch einen!‘“ (502ff.). Mittels

dieser durchaus prekären Vorgehensweise gelang es, Dampf aus dem Kessel zu nehmen. Das Ende vom Film war, dass dem Nazi eine sichere Heimfahrt organisiert wurde und das Konzert ohne weitere Störung durchgeführt werden konnte.

Eine *Förderung nicht-rechter Zielgruppen und Jugendkulturen* wurde von Knut ebenfalls angestrebt. Sie wird aus dem soeben angeführten Beispiel (Unterstützung der Techno-Szene) ersichtlich, viel näher geht er auf diese Praxisdimension aber nicht ein. Es liegen aber zwei andere Fälle vor, in denen die Fachkräfte diesen Teilaspekt ihrer Arbeit stärker akzentuieren. Nachdem Stefan sich ein Stück weit von der Zentrierung auf den Jugendclub gelöst und das Streetwork wieder aufgenommen hatte, erwuchs hier simultan zur Arbeit mit den rechten Cliques ein weiterer Schwerpunkt. Erneut stand im Mittelpunkt, sich für die Jugendlichen „um Räume gekümmert“ (722) zu haben. Konkret benennt Stefan drei weitere Clubgründungen (vgl. 716ff.), für die er sich in der Folgezeit mit verantwortlich zeichnete. Ebenso war er, mutmaßlich in späteren Jahren, an dem Aufbau einer „Halle“ für „BMXer und Skater“ (143) beteiligt. Bei einer der Clubgründungen handelte es um eine zunächst stille Besetzung aus der „Kiffer-Szene“ (763), die, nachdem sie Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, legalisiert wurde. In der zweiten Hälfte der 1990er brannte dieser Club nach einem „rechte[n] Brandanschlag“ (789) teilweise nieder und konnte lange Zeit nur sehr eingeschränkt genutzt werden. Rund 10 Jahre später wurde die Einrichtung dann aber in großem Maßstab komplett neu aufgebaut (vgl. 764-826).

Ähnlich wie Stefan war auch Jessica über die Jahre darin involviert gewesen, eine „Skaterbahn“ (1161) für Jugendliche zu realisieren, und ähnlich wie er unterstützte auch sie in mindestens einem Fall die Schaffung von Clubräumen jenseits der rechten Szene. Letzteres war der Fall, als allmählich eine „Nachwüchslers“-Generation (192) zu den erstadressierten Cliques heranwuchs. Mutmaßlich auch, um sie vom ‚schlechten Einfluss‘ der (inzwischen) älteren Jugendlichen fernzuhalten, wurden „eigene Räume“ für die jungen Leuten gesucht und zu einem „zweiten Jugendtreff“ (194) ausgebaut. Hierbei verfolgte Jessica den bereits bewährten Praxisansatz, die Jugendlichen „in Strukturen zu bringen“ und ihnen „Eigenverantwortung zu übergeben“ (196f.). Der Prozess mündete darin, dass ein eigener Verein gegründet und ein Träger gefunden werden konnte, der das Haus dann in seiner Obhut betrieb (vgl. 942ff.). Vermutlich aufgrund der Altersdiskrepanzen und divergierender Interessenslagen blieben die Jugendlichen an diesem Ort von rechten Adressierungen weitgehend verschont und konnten sich ‚ungestört‘ entfalten (vgl. 961ff.). Auch im weiteren Verlauf gab es „überhaupt nie Probleme mit rechten Tendenzen“ (201) bei ihnen. Hierzu könnten die Schaffung und der eigenverantwortliche Betrieb der Räumlichkeiten einen präventiven Beitrag geleistet haben.

Zudem war Jessicas gemeinwesenorientiertes Engagement stets mit „sehr aktive[r] Netzwerkarbeit [...] im Sinne der Jugendlichen“ (1008) unterlegt gewesen. Ein besonderes Moment der Adressierung von Politik und Verwaltung bestand darin, dass diese teils offensiv und unter direkter Einbeziehung von Jugendlichen erfolgte. Jessica erzählt, wie sie „mal mit 25 Jugendlichen beim OB“ ins Büro gekommen waren und „das total belagert [hatten] wegen einer Sache. Die saßen überall: auf seinem Schreibtisch, auf seiner Sitzecke“ (1279ff.). Anscheinend mit Erfolg konnte an dieser Stelle das Anliegen, Jugendlichen Selbstwirksamkeitserfahrungen zu ermöglichen, verwirklicht werden: „Und das hätten die Jugendlichen nie erlebt, in einer Behörde. Das sind immer die da oben. [...] dass man da einfach hingehen kann und mit denen normal reden kann und so“ (1293ff.). Genauso waren die bereits erwähnten Projektrealisierungen mit Lobbyarbeit verknüpft gewesen, vor allem mit der Einbindung von Partner:innen aus der Wirtschaft. So konnte die Skaterbahn entstehen, weil ein „Unternehmer ein

großes ehemaliges Fabrikgelände überlassen“ (1162) und dessen Neugestaltung unterstützt hatte. Einerseits konnten da durchaus Nutzenkalküle dahinterstecken, denn indem sie Projekte unterstützte, ließ sich auch „als Wirtschaft profilier[n] über uns“ (761f.; vgl. 1163ff.). Andererseits gab es aber auch Fälle, in denen sich explizit politisch positioniert wurde. So etwa durch den Geschäftsführer einer Wohnungsbaugesellschaft, der sich „total bekannt [hatte] gegen rechts, öffentlich. Also, die haben sich da auch in politischer Vorbildfunktion [...] für junge Leute oder so dort eingesetzt ohne Vorurteile. Aber haben auch scharfe Kante gezeigt“ (771ff.). Genau diese Wohnungsbaugesellschaft war dann auch ein „super Partner“ (197) gewesen, als es um den neuen Jugendtreff ging: Sie hatte Handwerker zur Verfügung gestellt, die die Jugendlichen dabei anleiteten, „das alles selbständig aus[zu]bauen“ (199f.).

Eine Praxis der *Ermöglichung von Partizipation und demokratischer Aushandlung* auf Stadtteilebene wurde nur in einem Fall systematisch betrieben und zwar ebenfalls von Jessica. Auch wenn nicht ganz klar wird, wer hier alles warum zum Kreis der Adressat:innen zählte, so wird doch deutlich, dass es sich für Jessica und ihr Team um eine wichtige Handlungssäule in einer zunehmend als feindlich erlebten Umgebung handelte. Dazu gehörten jährlich wiederkehrender Großformate, die sich durch einen „unpolitischen“ (926) Charakter auszeichneten und unkommerziell gerahmt waren. In diesem Sinne fand etwa jedes Jahr im Sommer ein „Stadtteilstadtteilfest“ (342) statt, auf dem sich „jeder wiedergefunden“ (928) hat, ohne dass es jemals zu größeren Konflikten kam. Ein anderes wiederkehrendes Ereignis war „am 30. April diese Hexenfeuer“ inklusives „großes Rundrum-Programm. [...] Mit Umzug und mit Kapelle und mit Gastro“ (1201ff.). Es wurden Anlässe übergreifender Zusammenkunft geschaffen, die der Jugendarbeit zugleich als Schnittstelle in den Stadtteil dienten.

Darüber hinaus ging es vielfach darum, kleinteiligere und alltagsnähere Gelegenheitsstrukturen zu schaffen, die neben der Jugend auch die lokale Bevölkerung sowie vor Ort wirkmächtige Akteur:innen einzubinden vermochten. Angezielt war, zum ‚Problemkomplex Jugend‘ zu sensibilisieren, politische Positionierungen zu befördern und eine breite gemeinwesenbezogene Aktivierung voranzutreiben. Mitunter ging es aber auch schlicht darum, bei den Anwohnenden die Wahrnehmung der Jugendlichen als Störfaktor abzufedern, insbesondere wenn um die eigenen Einrichtungsräume herum bis in die Nacht hinein Betrieb war (vgl. 1445ff.). Zu diesen Zwecken stellten Jessica und ihr Team Räume für Begegnung, Austausch und Artikulation her und setzten Medien als Resonanzverstärker ein oder taten beides zusammen. So wurden etwa „Sprechzeiten eingerichtet speziell, wo Anwohner kommen konnten“ (693), „junge Leute und Anwohner gemeinschaftlich zu Treffen eingeladen“ (695) oder „Runden [...] im Gemeinwesen“ initiiert, bei denen Jugend und „Entscheidungsträger“ (1073) zusammen mit Anwohnenden aushandelten, was im Sozialraum „stadtteilplanerisch“ (1071) wie gestaltet werden sollte. Zur medialen Abbildung und Aufbereitung der Themen und Prozesse wurde parallel die „Presse bestückt“ oder ein „Jugendfernsehkanal [...] einbezogen“ (696f.). Als eigenständige Medienprojekte wurden auch „mit bestimmten Statements Filme“ (697f.) und über Jahre hinweg „Stadtteilzeitungen“ produziert, die so angelegt waren, dass „junge Leute und aber auch Erwachsene ihre Positionen zu bestimmten Dingen einbringen konnten, die halt vor ihrer Haustür stattgefunden haben“ (904ff.). Ein Ausdruck davon, wie es gelang, Jugendarbeit und Gemeinwesenaktivierung aufeinander zu beziehen und mit einer (jugend)politischen Perspektive zu verbinden, war es etwa, wenn bei größeren inhaltlich-kulturellen Jugendveranstaltungen ein Shuttleservice eingerichtet werden konnte, der zusammen „mit Ehrenamtlichen und mit Einbindung von Anwohnern“ (903) betrieben wurde.

## 4 Resultate, Praxisbilanzen und Transferperspektiven

### 4.1 Wahrgenommene Resultate und Wirkungseinschätzungen

Die Einschätzungen der Fachkräfte zum Ertrag ihrer Arbeit sind maßgeblich darauf bezogen, welcher Auftrag jeweils vorlag bzw. wie dieser von ihnen interpretiert und – zumindest implizit – in Ziele übersetzt worden war (vgl. 2.2). Insofern bemessen sie eine erfolgreiche Praxis in unterschiedlichen Graden daran, inwieweit es gelungen war, ‚Aggression und Gewalt‘ einzudämmen, den rechten Orientierungen der Adressat:innen entgegenzuwirken, andere Jugendliche zu stärken oder auch eine demokratische Entwicklung im Sozialraum zu fördern. Ins Auge fällt zunächst, dass die diesbezügliche Bilanz nur zweimal mit einer klaren Tendenz gezogen wird, und zwar gegenläufig: Während Thomas angibt, dass es entsprechender seiner Auftragswahrnehmung „gut funktioniert“ habe, „Körperverletzung und solche Geschichten“ (281ff.) einzudämmen, kommt Birgit zu dem Schluss, dass es insgesamt „nicht funktioniert hat, [...] richtig nah ranzukommen“ (555) an die Adressat:innen und ihre rechten Einstellungen.

Überwiegend äußern sich die Fachkräfte weniger eindeutig und verweisen auf gemischte Resultate. So spricht etwa Knut davon, dass nur „manchen Jugendlichen Orientierung gegeben“ und dazu beigetragen werden konnte, sie „so ein bisschen zu entradikalisieren“ (3307ff.). Petra meint, dass es „nur bedingt gelungen“ sei, die Jugendlichen „aus dieser unfassbaren Aggressivität rauszu[be]kommen“ (148f.), und sie lediglich „einem Teil“ hatte helfen können, „ihre Biografie zu gestalten“ (791ff.); zudem weist sie darauf hin, dass innerhalb des relativ großen Geflechts rechter Cliques „bestimmte Gruppen“ als Ganzes „einfach nicht erreicht“ (1470f.) worden sind. Jessica konnte zwar verfolgen, wie sich „viele oder sehr viele“ Jugendliche auch durch ihr Zutun von den stärker werdenden rechten Tendenzen abgrenzten und sich letztlich „ganz normal entwickelt[en]“; zugleich war etwa „ein Viertel“ der Cliques Jugendlichen nicht zu bremsen gewesen und weiter „in die strukturierte rechte Szene abgerutscht“ (211ff.) – einige haben „nachdrücklich dort auch weitergearbeitet an der Front“ (217) und Jessica hält es für „sehr wahrscheinlich“ (606), dass dies heute noch so ist. Auch die vielfach positiven Wirkungseinschätzungen von Stefan zeigen Brüche. Einerseits vermutet er, einen Anteil daran gehabt zu haben, dass aus den Cliques keine „richtige Zelle“ hervorgegangen war: „wir waren ja immer irgendwie dabei, ne? Haben das vielleicht verhindert“ (1210ff.). Die Unterstützungsleistung beim schnellen Wiederaustritt aus der ‚Deutschen Liga‘ war für ihn so ein konkreter Punkt gewesen, wo er die Cliques Jugendlichen habe „retten“ (100) können. Auch für spätere Jahre ist ihm nur ein „Einzelfall“ (691) bekannt, in dem einer der ehemaligen Jugendlichen für die NPD im Stadtrat saß. Andererseits sind Stefan aber auch nicht mehr als ein paar „Einzelfälle“ (1306) gegenwärtig, in denen es zu einer deutlichen Loslösung von einer extrem rechten Orientierung kam. Eher weiß er von solchen, die „ihre Meinung nie geändert haben“ (101), und er sieht Anzeichen dafür, dass es nicht wenige sind, die heute noch im Fahrwasser der AfD mitschwimmen (vgl. 1315ff.).

Längst nicht alles, was angezielt und versucht wurde, war also von Erfolg gekrönt. Simultan erlebten die Fachkräfte aber eben auch gelingende Interventionen und Prozessgestaltungen und registrierten Veränderungen bei einzelnen Jugendlichen, innerhalb der Gruppendynamiken oder auch weitläufiger im sozialräumlichen Gefüge. Vor diesem Hintergrund zeigen sie sich weitgehend Einigkeit, trotz insgesamt gemischter Bilanzen einen positiven Beitrag zur Gesamtentwicklung geleistet zu haben. So möchte etwa Petra den eigenen „Anteil [...] nicht zu hoch bewerten“ (797) und „auf keinen Fall überschätzen, was wir da gemacht haben“ (151). Zugleich ist sie überzeugt davon, „so ein kleines

Bausteinchen [...] schon dazu bei[ge]tragen“ zu haben, das sich bei den Jugendliche etwas veränderte: „Und ich glaube sogar, bei den ersten Generationen war das Bausteinchen gar nicht so klein“ (798ff.). Auffallend ähnlich formuliert Stefan, dass es letztlich viele „kleine Bausteinchen [waren], wo wir nochmal was wieder ins Rollen gebracht haben“ (644f.). Diese ‚Bausteine‘ sind näher zu betrachten und die Modalitäten zu klären, unter denen sie Wirksamkeit entfalteteten – oder eben auch nicht.

### *Beziehung und Kommunikation*

Weitgehende Einigkeit besteht, dass eine „verlässliche“ (Thomas, 860) bzw. „vertrauensvolle Beziehung“ (Petra, 1074) eine zentrale Voraussetzung dafür war, um mit den Jugendlichen in Prozesse zu kommen. Sofern kommunikative Offenheit und Einlassungsbereitschaft seitens der Adressat:innen geben waren, konnte etwa Petra feststellen, „da geht was vorwärts“ (ebd., 1075f.). Als besonders vielversprechend erlebte sie es dabei, sich auf diejenigen Jugendlichen zu konzentrieren, „die so drumrum waren und praktisch mitgelaufen sind“ (409), also weniger aus politischen Gründen, sondern „aus ganz tiefen Bedürfnissen von Zugehörigkeit und von Solidarität auch in solchen Cliques waren“ (553f.). Soziale Motivlagen ohne verfestigte politische Hintergründe boten Anknüpfungspunkte, so die Wahrnehmung. Demgegenüber stand die wiederkehrende Erfahrung, dass gerade diejenigen, die (bereits) „überzeugte Rechte“ (821) waren, von vornherein abblockten. Häufig blieben die Beziehungen zu ihnen „ganz an der Oberfläche“ (824f.) und sie entsprechend außerhalb der Reichweite sozialarbeiterischen Zugriffs.

Es beginnt sich nun aber allmählich auch herauszuschälen, was bereits frühzeitig bei den Cliquesbeschreibungen durch die Fachkräfte (vgl. 1.1 Zugriff...) als zweifelhaft erschienen und durch die Binnendifferenzierung im Zusammenhang mit der Akzeptanzfrage (vgl. 2.3 Akzeptierend...) bestärkt worden war: Die Abwesenheit gefestigter Überzeugungen und politischer Organisation bedeutete im Umkehrschluss nämlich nicht, dass die extrem rechten Haltungen der Jugendlichen den Fachkräften quasi automatisch zugänglich waren. Vielmehr zeigt sich nun auch, dass Gruppendynamiken und -zwänge dem ebenfalls entgegenstehen konnten, wie auch eine positiv erlebte soziale Zugehörigkeit zur Clique Schranken setzte, vor allem wenn keine Anreize vorhanden waren, die zu einer Infragestellung führten:

„Ich denke, dass die einfach sehr in ihrer Gruppe verhaftet waren. [...] diese Peer Group war einfach wichtiger als alles andere und sie hatten ja auch keinen Leidensdruck so sehr. Und wir haben sie auch machen lassen.“ (Birgit, 573ff.)

Aber selbst wenn eine Erreichbarkeit der Jugendlichen gegeben war, bedeutete dies keinesfalls, dass sich durch ein direktes ‚Dagegenhalten‘ vorankommen ließ. Nachdem bspw. Jessica und ihr Team gemeinsam dazu übergegangen waren, Position zu beziehen und (Gegen-)Argumente anzubringen, hatte sich „nicht viel geändert“ (1091). Die Maßnahmen für sich genommen verpufften. Birgit erlebte das Bemühen um inhaltliche Überzeugungsarbeit sogar als mit dem kontraproduktiven Effekt verbunden, dass die Jugendlichen sich „noch mehr abgrenz[t]en“ (565) und so die eh schon brüchige Beziehungen weiter untergraben wurden.

Dennoch nahmen es die Fachkräfte vielfach als bedeutsam wahr, sich als Reibungspunkte angeboten, andere Entwürfe verkörpert und alternative Sichtweisen transportiert zu haben. Knut etwa ist sich sicher, dass er dadurch den einen oder anderen Jugendlichen zum Nachdenken bewegen und letztlich habe „überzeugen“ können, „dass das Scheiße war“ (2582), was er da dachte und tat. Auch Stefan

vertritt etwas diffus die Einschätzung, dass „gerade so diese Gespräche nachts, ne? Und Diskussionsrunden. Das hat, glaube ich, bei vielen wieder was bewirkt“ (314f.). Am zutreffendsten ist es vielleicht, an dieser Stelle Petra zu folgen. Demnach konnten Gespräche zwar zu einem Einstellungswandel beitragen, es handelte sich aber stets um sehr kleinteilige Prozesse, deren Wirkungen sich, wenn überhaupt, nur indirekt oder erst nachgelagert abbildeten:

„Also, die haben uns jetzt nicht gesagt, oh ja, du hast recht und ab sofort, sondern man hat schon auch gemerkt, dass sich einfach Einstellungen so kleine Stückchen für Stückchen ändern konnten.“ (550ff.)

Mehr noch war für diese ‚Stückwerk‘ oftmals entscheidend, dass neben Beziehung und Kommunikation weitere ‚Bausteine‘ ins Spiel gebracht wurden, die auf anderen Ebenen zum pädagogischen Prozess beitrugen.

### *Emotionales Erleben*

Wenn die Haltungen der Jugendlichen auf der argumentativen bzw. Sachebene vielfach nur bedingt zugänglich waren, sah es mit der Erreichbarkeit auf der emotionalen Ebene mitunter anders aus. Vereinzelt beschreiben die Fachkräfte alltagsnahe Prozesse, stärker noch heben sie aber hervor, wie das Aufrufen von Emotionen in außeralltäglichen Kontexten eine Wirkung entfalten konnte.

Stefan stellt fest, dass es „gerade im Rahmen von „Erlebnispädagogik [...] funktioniert[e], da auch was zu bewegen“ (838). Diese Angebote boten demnach ein Ventil, um das Bedürfnis der Jugendlichen nach ‚Action‘ (zumindest temporärer) anderweitig als durch Alkohol und Gewalt zu befriedigen. Sie scheinen aber auch insgesamt empfänglich(er) für neue (Sinnes-)Eindrücke gewesen zu sein. Dazu führt Stefan zwei ungeplante Situationen als „Schlüsselerlebnisse“ (316) an. Einmal hatte bei einer Kletteraktion „der große Führer dieser Truppe Angst, sich abzuseilen“ (318f.). Für den Jugendlichen eine „ganz schwierig[e]“ (322) Situation, in der Stefan zur Stelle war. Im Nachhinein konnte er feststellen, dass sich das Beziehungsgefüge innerhalb der Gruppe und damit auch sein Zugriff auf sie verändert hatten: „Und dann hatte man die ganze Truppe natürlich irgendwie hinter sich“ (330). Ein anderes Mal hatte Stefan, nachdem bei einer Freizeit ein Jugendlicher aus einer anderen Stadt „verstorben“ war, auf der Rückfahrt „bitterlich geheult, ne? Und die ganzen großen rechten Jungs saßen da im Bus, es war mucksmäuschenstill. Und da ist bei denen im Kopf was passiert“ (344ff.). Nach Stefans Einschätzung war es den Jugendlichen aus ihren biographischen Verhältnissen heraus völlig fremd gewesen, dass ein Mann derart Gefühle zeigt. Durch seine unwillkürliche Reaktion bekamen sie ein völlig neues Angebot, „Männlichkeit auch anders [zu] sehen“ (1675). Bezogen auf den Tod des Jugendlichen änderte sich ihr Umgang und Stefan erkannte eine neue Nachdenklichkeit über das eigene Leben (vgl. 1684ff.). Beide Male wurde Stefan erst im Nachhinein und anhand der Reaktionen der Jugendlichen bewusst, was geschehen war: „diese Rollengeschichte und was da alles abgegangen ist/ Ich hatte ja gar keine Erfahrung. Wir wussten ja gar nicht, was da alles passiert“ (323f.). Die Emphase mit der er dennoch auf diesen ‚Baustein‘ abhebt, kann als Anregung verstanden werden, Emotionen viel öfter noch gezielt in das sozialpädagogische Handeln einzuflechten.

Einen solchen – geplanten – Erfahrungsbezug stellt das Beispiel von Petra her, anhand dessen sie beschreibt, wie emotionales Erleben im Rahmen einer Freizeit zu einer deutlich nachhaltigen Einstellungs- und Verhaltensänderung führte. Anders als bei Stefan, hat es sich offenkundig um eine bewusste Intervention mit einer zuvor erhofften Wirkung in diese Richtung gehandelt. Im Vorfeld der

Freizeit waren Diskurse, die sich gegen Geflüchtete richteten, „große Themen“ für die Jugendlichen gewesen: „dieser Neid oder, ja, was haben andere, was ich nicht habe und die Ausländer kommen und nehmen uns alles weg“ (565ff.). Nachdem sich die Reisegruppe dann „in Rumänien [...] Waisenhäuser angeschaut“ (563f.) hatte, änderte sich dies schlagartig: „da standen die größten, breitesten und glatzköpfigsten Kerle und haben Rotz und Wasser geheult“ (570f.). Die Jugendlichen hatten eine intensive Erfahrung gemacht, die ihre bisherigen Haltungen untergrub und auch nach der Rückkehr noch fortwirkte: „die haben dann ganz lange auch Spenden gesammelt und da hat sich wirklich auch was verändert“ (572f.).

### *Partizipation und Selbstwirksamkeit*

Anhand der Erfahrungen von Stefan lässt sich zunächst nachvollziehen, dass auch Partizipation für sich genommen noch längst kein Erfolgsrezept sein musste oder sogar auf Abwege führen konnte. Der intensiveren Arbeit mit den rechten Cliques war vorgeschaltet gewesen, den Jugendlichen überhaupt erstmal Aufmerksamkeit und Gehör zu schenken. Stefan nahm hier bereits früh einen ersten Effekt wahr: Nachdem der Gesprächsfaden über den Runden Tisch aufgenommen worden war, er mit den Cliques in Kontakt und die Gründung eines eigenen Clubs im Raum stand, „gab es diese Belagerung des Asylbewerberheims nicht mehr“ (1463f.). Ohne diese Schritte „hätten sie vielleicht noch mehr am Asylantenheim dort gezündelt“ (1070f.), so Stefan. Diese Einschätzung muss fachlich wie politisch irritieren. Zunächst einmal bleibt der angenommene Effekt einer relativ unmittelbaren Deeskalation rein spekulativ; dies für sich genommen wäre vielleicht noch verständlich, insofern sich die Wirksamkeit vorbeugender Maßnahmen grundsätzlich nur schwer belegen lässt. Allerdings werden hier aber auch keine Lappalien, sondern pogromartigen Ausschreitungen zur Spekulationsmasse erhoben (und außerdem, zumindest zurückblickend, sprachlich verharmlost). Zudem drängt sich der Eindruck auf, dass die Jugendlichen für ihre (angenommene) Tatbeteiligung nicht mit möglichen Konsequenzen konfrontiert, sondern mit Aufmerksamkeit und Zuwendung belohnt worden sind. Ihre Einbindung scheint hier allzu kritiklos und undifferenziert erfolgt zu sein, wozu dann auch wiederum passt, dass im späteren Betrieb des Jugendclubs Grenzen kaum durchgesetzt werden konnten und den Fachkräften eher auf der Nase herumgetanzt wurde (vgl. 3.2 Clubbetrieb...).

Als weitaus zielführender stellt es sich dar, wenn den Partizipationsangeboten inhaltlich wie praktisch eine Richtung gegeben wurde und diese darauf ausgerichtet waren, den Jugendlichen ein Erleben ihrer selbst zu ermöglichen, das die eingeübten Selbstinszenierungen der Cliques nicht reproduzierte und Alternativen dazu zumindest andeutete. Über solche Prozesse vermittelte Erfahrungen der „Selbstwirksamkeit“ (574) wurden von Petra als ein zentraler Begünstigungsfaktor für Haltungswandel fokussiert: Wenn die Jugendlichen „irgendwas gut auf die Reihe gebracht haben und an Selbstvertrauen einfach auch gewinnen“ (574f.), dann sind sie auch eher offen dafür, ihre Einstellung zu überdenken und neue Perspektiven für sich zu entwickeln, so ihre Bilanz. Ansatzpunkte für die Initiierung derartiger Prozesse boten sich den Fachkräften etwa im eigenen Einrichtungskontext oder bei Projektumsetzungen – und zwar anscheinend ohne, dass das Zepter (allzu sehr) aus der Hand gegeben wurde.

Hieran kann auch mit den Erfahrungen von Jessica angeknüpft werden. Sie geht davon aus, dass die gestalterische Einbindung der Cliques und gerade auch die Etablierung partizipativer Aushandlungsstrukturen zunächst einmal einem primärpräventiven Effekt hatten: Ohne die Jugendlichen zu beteiligen und in Verantwortung gebracht zu haben, noch bevor sich die rechten

Tendenzen unter ihnen offenbaren, „wären unter Umständen auch noch mehr in die wirklich radikalisierte rechte Szene abgewandert“ (1511f.), so ihre Annahme. Gleichzeitig musste auch sie die Erfahrung machen, dass positive Resultate kein Selbstgänger waren und zwar gerade dann, wenn Jugendlichen nur relativ unspezifisch und ohne engere Begleitung Möglichkeiten an die Hand gegeben wurden. Sie hat hier eine Gruppe von aktiv „Fußballbegeisterten“ (218) vor Augen, die von Beginn an dabei waren und denen über das Streetwork zweimal wöchentlich Trainingszeiten in einer Sporthalle zur Verfügung standen – „später“ waren diese Jugendlichen dann „immer wieder im rechten Spektrum aufgetaucht, „auch als Erwachsene noch“ und sogar „als Organisatoren“ (587f.) in Gruppen an der Schnittstelle von Neonazis und Fußballultras. Von der Pi(e)ke auf gelernt, ließe sich fragen.

Wiederum im Kontrast dazu ist Jessica ein Jugendlicher besonders gegenwärtig geblieben, der „extrem als 15-, 16-, 17-Jähriger auf der rechten Welle mitgeritten ist“ (590) – „der wollte in Aktion treten, der wollte sich selber verwirklichen und hat nach Möglichkeiten gesucht“ (599f.), so die damalige Einschätzung. Die Fachkräfte griffen das Gestaltungsstreben des Jugendlichen auf und übertrugen ihm Aufgaben innerhalb der eigenen Vereinsstrukturen:

„Und je mehr der eigene Verantwortung übernommen hat, desto mehr hat er sich darin wiedergefunden. [...] Dem seine Gedankengänge gingen in andere Richtungen dann. Er hat gemerkt im Laufe der Zeit, [...] es gibt auch in anderen Richtungen gute Möglichkeiten, sich einzubringen und was zu bewegen.“ (616ff.).

Der Jugendliche überführte die ihm angebotenen „Ersatzhandlungen“ (604) allmählich in eine eigene Perspektive und ist heute fern der rechten Szene selbst ein engagierter Sozialarbeiter. Abgesehen von diesem ‚Vorzeigebeispiel‘ kommt Jessica aber auch nicht umhin, erneut zu betonen, dass eben „die Einflussmöglichkeiten auch begrenzt“ (684) waren, insofern sie stark davon abhingen, was die Jugendlichen jeweils für sich selbst wollten:

„Also, man hat immer gewisse Leute, die kann man schon lenken in bestimmte Richtungen, kann mit ihnen über Aktionen und über Motivationsarbeit und über Möglichkeiten schaffen, wo sie sich halt selber verwirklichen können und sich selber einbringen können. Aber es werden immer welche bleiben, die drauf aus sind, die wollen Randalen machen, die wollen laut sein, die wollen auffallen, die haben keine Lust, sich an was zu beteiligen“ (684ff.).

Und genau dies, so Jessica, war seinerzeit weit verbreitet. Rückblickend bzw. mit analytischer Distanz wird daraus zudem ersichtlich, dass das auf Bedürfnisbefriedigung gerichtete ‚Wollen‘ der Jugendlichen – neben Ideologie und Organisiertheit sowie den sozialen Qualitäten der Cliquesbindungen (s.o.) – eine weitere wichtige Grenze markierte, an der sich u.U. nicht weiterkommen ließ bzw. von vornherein nur sehr bedingt die Aussicht dazu bestand. Hieran kann dann auch exemplarisch die offene Frage anschließen, ab welchem Punkt es sinnvoll(er) gewesen sein dürfte, die Aufmerksamkeit und den pädagogischen Fokus anderweitig oder sogar diametral zu setzen, also etwa gerade auch auf die von der „Randalen“ Betroffenen überzublenzen.

### *Perspektiventwicklung und gesellschaftliche Integration*

Die Bearbeitung individueller Problemlagen und die Entwicklung abgesicherter Lebensperspektiven gehörten für die Fachkräfte in unterschiedlichen Anteilen zum Alltag. Petra spricht davon, dass dies immer auch „so kleine Ansatzpunkte“ waren, um mit den Jugendlichen „in Prozesse zu kommen“

(141f.) und darüber auf einen Haltungswandel hinzuwirken. Ihrer Erfahrung nach bedurfte es stets großer Anstrengungen, um hier etwas zu erreichen. Thomas hingegen nahm gerade „sozialintegrative Sachen“ als etwas wahr, wo es vielfach gut voranging: „Leistungsbezug Sozialamt meinetwegen als Erstes, dann eine Wohnung, dann der Schritt zur Ausbildung. Das hast du dann bei allen gesehen, sobald diese Sachen da waren, gab es tatsächlich Veränderungen“ (894ff.). Durch soziale Absicherung und berufliches Vorankommen verbesserten die Jugendlichen ihren „sozialen Status“ (898), erlebten einen Zugewinn an Lebensqualität und entwickelten neue (Konsum-)Wünsche. Dies waren sie dann „nicht mehr bereit [...] ohne Weiteres aufzugeben, weil sie ja gemerkt haben: ‚Oh, es lebt sich ja doch ganz anders, wenn ich Geld in der Tasche habe, [...]\_ich will ja auch mal ein Auto [...] oder ich will mal Urlaub machen“ (898ff.). Deshalb, so Thomas, schraubten sie ihr Gewalthandeln zurück:

„Wo dann diese typischen Verhaltensmuster gegriffen haben. Und auch an der Stelle dann so Dinge nachgelassen haben, wo immer die Gefahr bestanden hat, dass das in den Bereich Straffälligkeit geht. Das hat sich so bei allen wie ein roter Faden durchgezogen.“ (904ff.)

Nach Einschätzung von Thomas handelte es sich in erster Linie um Prozesse sozialer Anpassung, die mit Kosten-Nutzen-Abwägung unterlegt waren. Ob die Jugendlichen mit der angestrebten Normalisierung ihrer (Erwerbs-)Biographien auch ihre extrem rechten Orientierungen ablegten, bleibt unklar. Für Thomas selbst war dies kein vorrangiger Beurteilungsmaßstab. Signifikant bildet sich diese Unschärfe in der zusammenfassende Aussage ab, dass die Jugendlichen ihr ‚Rechtsein‘ ab 1997 „nicht mehr *nach außen* vertreten“ (173; Hervorh. K.N.) haben. Für ihn galt es damit als gelungen, „dieses durchaus vorhandene Gewaltpotenzial in andere Bahnen zu lenken“ und so einen Beitrag zur „Befriedung, in Anführungsstrichen, im Gemeinwesen“ (1388ff.) geleistet zu haben.

Angesichts der Resultate einer solchen Aus-den-Augen-aus-dem-Sinn-Pädagogik verdichtet sich die bereits zuvor zum Ausdruck gebrachte Skepsis hinsichtlich einer Engführung des Problemhorizonts auf Gewaltakzeptanz: Der dargestellte Befund fordert (mobile) Jugendarbeit dazu heraus, sich darüber zu verständigen, wie sie im Umgang mit (extrem) rechten Adressat:innen ihre (Selbst-)Beauftragung zur demokratischen Bildung versteht und wie sie die beanspruchte Reichweite abzustecken gedenkt, oder einfacher formuliert: womit sie sich zufrieden geben kann und will und womit nicht.

### *Räume der Begegnung und Gemeinschaftsintegration*

Petra hebt hervor, dass Begegnungen ‚jenseits des Tellerrands‘ eine zentrale Qualität bei einigen der von ihrem Team initiierten Projekten gewesen seien (vgl. 3.2 Angebotsgestaltungen). Kontur und Umfang der Begegnungen bleiben jedoch genauso unklar wie deren genauere Wirksamkeit. Eventuell haben sie doch keine so große Rolle gespielt. Die Antworten von Stefan und Thomas fallen da detaillierter und entschiedener aus, wenn sie darauf Zurückblicken, wie sie die rechten Cliques mit eher linken bzw. alternativen Jugendlichen zusammengebracht.

Stefan geht davon aus, zu einer „relativ[en]“ (87) Entspannung des Rechts-Links-Verhältnisses beigetragen zu haben, indem er beide Parteien vor allem in die erlebnispädagogisch ausgerichteten Freizeiten einbezog. Der gemeinsame Aufenthalt in beeindruckender Kulisse sowie das Reden und Handeln in einem außeralltäglichen Setting hatten demnach zur Folge, dass Brücken geschlagen wurden und Perspektivverschiebungen stattfanden:

„Die Alpen hauen einen erstmal um. Das bringt ja auch schon mal was, ne? Und dann das Miteinander, ne? Also gerade so diese Methoden, die Spiele, die man machen kann, wo die miteinander agieren müssen, ne? Und auf dem Boot auch zusammen agieren müssen. [...] Und da ist schon auch abends Diskussion dann, ne? Bei einem Bierchen oder so. Und da ist schon was passiert in den Köpfen: ‚Mensch, ach. Ihr seid eigentlich total cool‘“ (629ff.).

Offen bleibt, wer wen hier warum cool fand. Für eine Entschärfung rechter Perspektiven spricht, dass Stefan zumindest vereinzelt ein direktes Feedback aus den Cliques erhielt, dass Sichtweisen sich geändert hätten: „Ja, das war schon toll. Und jetzt habe ich mich doch mal in eine andere Richtung bewegt oder andere Sachen gehört“ (647). Ab einem nicht näher genannten Zeitpunkt jedenfalls „gab [es] diese Überfälle nicht mehr“ (601) und die vormalige Konfliktorientierung wich einem zumindest punktuellen Neben- oder sogar Miteinander: „Die sitzen heute noch zusammen in der Kneipe, wie gesagt, die sozusagen aus dem linken und rechten Club“ (87ff.). Aber auch dieser Beobachtung könnte die Anmerkung hinzugefügt werden, dass Begegnungen bei einem Bier noch nichts darüber aussagen, wohin sich die jeweiligen ‚Fraktionen‘ entwickelt haben und wo sie heute stehen.

Bei Thomas führten die initiierten Begegnungen deutlich stärker noch zu einer „Durchmischung“ (292) der Jugendlichen und zwar durchgängig auf lokalem Parkett, vor allem direkt im Jugendclub. Nachdem der rechten Clique auch Punks ins Haus folgten waren, waren beide Spektren darauf angewiesen, sich miteinander zu arrangieren. Dies habe für die Gesamtentwicklung „eine große Rolle gespielt“ (291), so Thomas. Übergreifend entstanden „kumpelhaften Beziehungen“ (482), die eine weitergehende Entfaltung rechter Subkultur in Schach hielten. Die Jugendlichen trafen das „Gentlemen-Agreement“ (484), die eigenen Bezugsszenen nicht ins Haus zu holen. Die rechte Clique sagte:

„Nein, also dann brauchen wir die Leute aus Hoyerswerda hier auch gar nicht. Die passen hier nicht rein‘ [...]. Und genauso die Punks eben auch gesagt haben: ‚Na ja, gut, dann holen wir unsere Kumpels aus anderen Städten halt auch nicht her.‘“ (482ff.)

Thomas zufolge hatte die Verständigung der Jugendlichen auf Hardcore als gemeinsame Schnittmenge zudem einen Einfluss darauf, dass sich vom Rechtsrock wegbewegt wurde: Noch heute sind „einige“ oder sogar „viele von den Jungs, die 1992 so auf diesem Skinhead-Trip waren“, der „Skinhead-Subkultur verhaftet“ (1423f.) – allerdings im politisch neutral(er)en Segment, „wo die sagen: ‚Okay, lass mich mit dem rechten Scheiß in Ruhe. Das war eine Jugendphase, ist vorbei, ist nicht mehr meins‘“ (1426f.). Fraglich bleibt, ob sich nicht zumindest zwischenzeitlich auch ein musikalisch-subkulturelles Milieu herausgebildet hatte, dass sich im rechts anschlussfähigen Grauzonenbereich bewegte.

### *Förderung jugendkultureller Vielfalt*

Der überwiegende Teil der Fachkräfte bringt die Einschätzung zum Ausdruck, durch das eigene sozialarbeiterische Engagement auch positive Impulse für die Entwicklung des Sozialraums insgesamt gesetzt zu haben. Mitunter war dies mit einer expliziten Stadtteilarbeit (Knut) oder einem breiteren gemeinwesenbezogenen Engagement (Jessica) unterlegt, häufiger noch wird aber als zentraler ‚Erfolgsbaustein‘ hervorgehoben, auch nicht-rechte Jugendliche unterstützt und jugendkulturelle Vielfalt gefördert zu haben. Vielfach gingen daraus längerfristige Projekte hervor, die teils bis in die Gegenwart hinein Bestand haben. Für die Interviewten sind sie ein starkes Sinnbild dessen, woran sich

die Früchte ihrer Arbeit in der jugend-, sozio- und subkulturellen Landschaft auf kommunaler Ebene festmachen lassen.

Stefan schätzt seine Versuche, „da so eine Vielfalt reinzukriegen“ (146) in die Stadt, als weitgehend gelungen ein. Jenseits der Arbeit mit den rechten Cliques selbst bestand sein eigenes Zutun vor allem darin, auch für andere Jugendliche „ganz viele Sachen aufgemacht“ und „Treffpunkte geschaffen [zu] haben, die es ja heute auch noch teilweise gibt“ (1048f.). Zum einen haben sich dadurch, so Stefan, Jugend und rechte Szene in der Stadt nicht so stark miteinander verquickt, wie es in anderen Teilen der Region der Fall war und ist (vgl. 1050ff.). Zum anderen sei dies auch ein Beitrag dazu gewesen, dass es heute vor Ort „keine gefestigte rechte Szene“ (90) mehr gibt – oder zumindest „keine so eine richtige Truppe mehr, die hier irgendwie großartig Aktionen macht“ (702f.). Letztere Einschätzung muss zwar unter Vorbehalt betrachtet werden, insofern gegenwärtig die AfD auch in seiner Stadt viele Stimme auf sich zu vereinen mag und die letzten Jahren gezeigt haben, dass rechten Mobilisierungen mit deutlichem Zuspruch rechnen können – sei es im Rahmen offen rassistischer Kampagnen wie ‚XX wehrt sich‘ oder bei den klar rechtsoffenen Protesten des lokalen Ablegers von ‚Querdenken‘. Unbenommen bleibt aber, dass der extremen Rechten vor Ort eine – für sächsische Verhältnisse – relativ breit aufgestellte und engagierte Zivilgesellschaft gegenübersteht und es weiterhin eine ganze Bandbreite an Angeboten demokratischer Jugendkultur gibt: „eine bunte Landschaft“ (140), laut Stefan.

Zu gemischteren Ergebnissen kommt Jessica, wenn sie zur Bilanzierung ihrer Stadtteilarbeit ebenfalls auf einige Projekte verweist, die die Zeit überdauert haben. Einerseits ist von den Versuchen, eine demokratische Gemeinwesenentwicklung in die Breite zu bewirken, anscheinend nur bedingt etwas übriggeblieben. Wie die verfolgten Ansätze von der Wirklichkeit überholt worden sind, zeigt sich symptomatisch an dem von ihr mit ins Leben gerufenen und weiterhin einmal im Jahr stattfindenden Stadtteilfest. Seinerzeit war das Fest unter maßgeblicher Beteiligung von Jugendhilfestrukturen und mit breiter Einbindung der lokalen Bevölkerung gestaltet worden. Trotz eines langanhaltenden Bestrebens, seine Gemeinnützigkeit gegen Vereinnahmungsversuche zu verteidigen, ist das Fest heutzutage „sehr kommerziell“ (1151) geworden, was einen eher ausschließenden Charakter impliziert: Maßgeblich organisiert wird es durch ein Einkaufszentrum und die weiterhin erfolgende Einbindung von Jugendhilfe hat eher Alibifunktion. Es wurde „aus der Hand genommen“ oder „abgegeben“ (1149f.), so ihr Fazit. Andererseits haben auch die von Jessica mitforcierten Jugend- und Infrastrukturprojekte im Stadtteil immer noch Bestand: „wir haben ein Jugendhaus gebaut. Wir haben eine Skatehalle mit Jugendlichen gebaut. Das ist ja heute alles noch da“ (329ff.). Letztere hat sich sogar zu einem großen „Skaterpark mit BMX-Zeugs“ (1170) weiterentwickelt und die Anlage wird von damaligen Jugendlichen über einen Verein betrieben – und „das kann fast besser nicht gehen. Also, da haben auch heute die jungen Leute noch was davon“ (1173f.).

Daraus jedoch eine positive Gesamtentwicklung für den Jugendbereich abzuleiten, dem enthält Jessica sich. Aus Gründen. Denn trotz der Positivbeispiele und ungeachtet der Aktivitäten der Jugendarbeit insgesamt erhielt die rechte Szene nicht nur damals einen starken Zulauf, sondern konnte auch in der Zeit danach weiter gedeihen, so dass teils explizit neonazistische Organisationen und Aktivitäten noch

heute den Sozialraum prägen (vgl. 1513ff.) und weiterhin die Entwicklung der Jugend in nicht unerheblichen Maße beeinflussen.<sup>14</sup>

Thomas wiederum vertritt die Einschätzung, dass die Problem- und Konfliktlagen, wie sie damals den Sozialraum kennzeichneten, der Vergangenheit angehören. Weitgreifender konstatiert er zudem, dass es über die Jahre gelungen sei, „für Subkulturen im Gemeinwesen eine Akzeptanz“ (1385f.) zu schaffen, die es vorher nicht gegeben hat. Den zunächst nur für die rechte Skinhead-Clique gegründeten Jugendclub betrachtet er dabei als einen wichtigen Dreh- und Angelpunkt. Spätestens mit dessen Erweiterung und der Öffnung für andere Jugendliche sei überhaupt erstmal ein „Ort für Jugendkultur“ (1387) in der Stadt entstanden. Als dann im letzten Drittel der 1990er neue Generationen von Jugendlichen auftauchten und der eigene Tätigkeitsfokus sich stärker zum „Bereich von Gemeinwesenarbeit“ (1400) hin öffnete, wurden vermehrt auch „Aushandlungsprozesse“ (1403) begleitet, die den Sozialraum insgesamt betrafen. Im Ergebnis hieß es: „Okay, die [subkulturell orientierten Jugendlichen; Anm. K.N.] haben genauso ein Recht im öffentlichen Raum präsent zu sein“ (1402f.). Ausgehend von Thomas sonstigen Perspektivsetzungen ist allerdings anzunehmen, dass dies nur unter der Maßgabe gelungen sein dürfte und entsprechend auch unter dem Vorbehalt stand, dass die Jugendlichen sich fortan zu benehmen wüssten und die lokale Beschaulichkeit nicht erneut durch allzu unangepasstes Verhalten herausfordern würden.

Knut fällt aus dem bisherigen Reigen etwas heraus, insofern er sich nicht vergleichbar auf die Gründung und den Fortbestand von Jugendprojekten beziehen kann. Dennoch ist er überzeugt davon, auf analoge Weise einen Beitrag dazu geleistet zu haben, dass der „Stadtteil ein bisschen bunter“ (2076) bzw. „[b]ürgerlich“ (685) geworden ist. Als zentral erachtet er, sich dem ursprünglichen Auftrag, prioritär mit der extremem (und organisierten) Rechten arbeiten zu sollen, verweigert und stattdessen den Fokus darauf gelegt zu haben, präventiv tätig zu werden sowie sich anderer, durchaus auch von rechter Gewalt betroffener Jugendlicher anzunehmen:

„Also positive Erfahrungen in [Stadtteil] war, dass wir wirklich das gemacht haben, nicht auf unsere Arbeitgeber gehört, ‚Kümmre dich um Rechtsradikale‘, dass wir gesagt haben: ‚Wir kümmern uns um den Stadtteil, dass der ausgewogen ist, dass der bunt wird‘. Dass wir gut mitgeholfen haben, das sag ich immer wieder“ (2064ff.)

Wie genau dieser Ansatz zu dem benannten Resultat beigetragen hat, lässt Knut offen. Womöglich lassen sich die konkreten Übersetzungsmomente auch kaum identifizieren. Nicht zuletzt unter Verweis auf entsprechende Rückmeldungen aus der Verwaltung schätzt er jedenfalls, dass der eigene Anteil an der Gesamtentwicklung etwa „zehn Prozent“ (2076f.) betragen haben mag.

---

<sup>14</sup> In einem noch nicht lange zurückliegenden Seminar, an dem der Autor dieser Zeilen teilnahm, berichtete eine Fachkraft, die heute in der Stadt von Jessica aktiv ist, von einer ihr alltäglich anmutenden Szene: Jugendliche, die im Vorbeilaufen von der einen Straßenseite mit Hitlergruß voreinander salutieren. Ohne Konsequenzen.

## 4.2 Weitere Einfluss- und Bedingungsfaktoren

Die Teils-Teils-Einschätzungen der Fachkräfte zu den Resultaten ihres Handelns lassen nahezu durchgängig eine deutliche Fallhöhe zwischen Aufträgen und (divergierenden) Erwartungshaltungen einerseits und dem tatsächlich Erreichten andererseits erkennen. Richtig ist, dass vieles von dem, was versucht wurde, ins Leere lief, nicht alle im sozialpädagogischen Handlungsvollzug ergriffenen Maßnahmen zielführend waren und manche sich sogar als kontraproduktiv erwiesen. Es wäre jedoch verfehlt, die Diskrepanzen zwischen Anspruch und Wirklichkeit allein der damaligen Praxis anzukreiden oder aus ihnen gar ihr weitreichendes Scheitern abzuleiten. Es sollte nicht der irreführenden Anspruchshaltung gefolgt werden, die Jugendarbeit habe alle Probleme am besten noch im Alleingang aus der Welt zu schaffen. Eher wird umgekehrt ein Schuh draus: Sie ist eben nicht alleine auf der Welt. Nicht nur ist sie weitgehend auf sozialarbeiterisches Handeln festgelegt, sondern, was sie jeweils leisten kann oder eben auch nicht, wird durch die sie umgebenden Bedingungen mitbestimmt. Aus den Praxisbeschreibungen der Fachkräfte und aus ihren Einschätzungen zu den Resultaten gehen Hinweise zu den seinerzeit relevanten Koordinaten hervor, denen im Folgenden nachgegangen werden soll: *Welche Faktoren rahmten die Reichweite und Wirkmächtigkeit des sozialarbeiterischen Handelns dahingehend, dass sie die Einflussmöglichkeiten der Praktiker:innen überstiegen und zugleich Einfluss auf die Resultate ihres Wirkens hatten?* Mit Fokus auf besonders hervorstechende Aspekte können dabei sowohl Faktoren identifiziert werden, die für die Wirkungsabsichten des sozialarbeiterischen Engagements *hinderlich* waren, wie auch solche, die sie direkt oder indirekt *gefördert* haben.

### *Hinderliche Faktoren*

Ein wesentliches Hemmnis stellte eine *fehlende Einlassungsbereitschaft* seitens der Jugendlichen dar. Sie war für die Fachkräfte besonders häufig ausschlaggebend dafür, Adressat:innen nicht erreicht und sie daher auch nicht von ihren rechten Haltungen (oder zumindest von ihrer Gewaltakzeptanz) wegbewegt haben zu können. Unterschiedliche Begründungsmomente sind dafür deutlich geworden. Die Interviewten selbst heben maßgeblich darauf ab, dass entsprechende Jugendliche in ihrer rechten Weltsicht oder organisatorischen Einbindung bereits zu gefestigt waren und deshalb auf Distanz blieben. Bei näherer Betrachtung hat sich aber auch gezeigt, dass genauso die soziale Einbindung in die Cliquen sowie deren Dynamiken einer Erreichbarkeit entgegenstehen konnte oder Jugendliche dadurch, dass sie sich subkulturell und gewaltförmig in Szene setzen und sich im affektiven Überlegenheitswahn Geltung verschafften, eine derartige Qualität an Bedürfnisbefriedigung erlebten, dass sie schlicht nichts anderes konnten oder wollten. Hier eröffnet sich ein Facettenreichtum, der die von den Fachkräften oftmals zentral gestellte Einschätzung, die Adressat:innen seien aufgrund der Fluidität ihrer Haltungen im Großen und Ganzen gut für die Jugendarbeit erreichbar gewesen, korrigiert und erweitert. Erkennbar wird jedenfalls, dass ihr Eigensinn den sozialpädagogischen Bestrebungen vielfach Grenzen setzte und die Praxis sich oftmals als darauf zurückgeworfen erlebte, lediglich Angebote machen zu können, die von den Jugendlichen angenommen – oder eben zurückgewiesen werden konnten.

Wiederholt war es auch das *Gewaltpotenzial der Jugendlichen in der direkten Interaktion*, das Grenzen setzte und zwar, insofern es nicht nur Bearbeitungsgegenstand war, sondern die Fachkräfte auch direkt betraf. Sie durchlebten bedrohliche Szenarien und es kam zu tätlichen Übergriffen. Diese waren emotional belastend, schränkten die Handlungsmöglichkeiten ein und führten zu Rückzügen, individuell wie auch das sozialarbeiterische Engagement betreffend. So berichtet etwa Jessica von

einem Fall, in dem es abseits der Arbeit zu einer Gewaltanwendung im persönlichen Umfeld kam: Der als Punk erkennbare Lebensgefährte einer Kollegin war „überfallen“ worden und trug „massive Verletzungen davon“ – und dies, „obwohl die Kollegin gerade mit dieser rechten Gruppe gearbeitet hat“ (1212ff.). Die Kollegin brach daraufhin den Kontakt zur Gruppe ab. Jemand anderes aus dem Team übernahm „halbherzig“ und ließ „die Zusammenarbeit“ schließlich „im Sande verlaufen“ (1220f.). Der Rückzug von der Zielgruppen erfolgte offenkundig weniger aus einer bewussten fachliche Einschätzung heraus und mehr, weil Belastungsgrenzen an der Schnittstelle von Selbstschutz und Überforderung erreicht bzw. überschritten worden waren. Ein weiteres Beispiel kommt von Stefan. Nachdem Cliquesjugendliche seinem Kollegen, dem Clubleiter, auf eine temporäre Clubschließung hin mit einem ‚Hausbesuch‘ gedroht hatten, war es für diesen „eine ganze Weile [...] damals eine ganz beschissene Situation“ (964) gewesen, an der er heftig „zu knabbern“ (956) hatte. Den Fachkräften gelang es kaum, einen tragfähigen Umgang zu finden. Auch anderen Situationen, in denen das eskalative Verhalten der Jugendlichen eine Rolle spielte, blieben ungelöst (vgl. 3.2 Clubbetrieb...). Im Nachgang war der Clubleiter erst in eine andere Einrichtung gewechselt und hatte kurz darauf „ganz hingeschmissen“ (966). Bei Stefan trugen die Ereignisse dazu bei, dass seine „Zweifel“ insgesamt zunahm: „Weil es ja auch immer wieder dasselbe war und man/ Hast du doch nichts erreicht? [...] Und macht das alles Sinn?“ (1189ff.). Um „97, 98“ (1140) rum hatte er schließlich ebenfalls „die Faxen dicke“ (1130) und beschloss, sich fortan ausschließlich auf die Arbeit mit nicht-rechten Jugendlichen zu konzentrieren.

Die Gewaltproblematik konnte sich auch auf einer übergeordneten Ebene fortsetzen, zumal wenn sie in einen weitreichenderen Kontext eingebettet war, der die *Akteurskonstellationen und Kräfteverhältnisse im Sozialraum* betraf. Die *Stärke der rechten Szene* auf der einen Seite sowie Tendenzen zur *Entpolitisierung und Rechtschaffenheit* auf der anderen Seite konnten den sozialarbeiterischen Wirkungsabsichten entgegenstehen oder sie sogar aktiv untergraben.

Der Fall von Jessica bezeugt besonders drastische, wie die Jugendarbeit verunsichert und in die Defensive gedrängt werden konnte, wenn sie versuchte, demokratische Alternativen zu stärken. Jessica zufolge hatte sich die Situation im Stadtteil über die 1990er Jahre hinweg „stetig zugespitzt“ (805f.). Die rechte Szene trat zusehends organisiert auf und bot eigene „Freizeitaktivitäten“ wie „Wochenend-Ausflüge“ (168f.) für Jugendliche an. Es wurde zusehends „schwer, immer gegenzuhalten“ (169f.). In den Akteurskonstellationen entstand zudem offenkundig eine Grauzone, denn die Frage, mit wem sich noch Zusammenarbeiten ließ, wurde zu einer steten Begleiterin und erzeugte ein permanentes „Spannungsfeld“: „Macht das mehr Sinn, mit den Leuten sich auseinanderzusetzen oder macht es mehr Sinn, dort einen radikalen Schnitt zu setzen [...]?“ (917ff.). Darüber hinaus baute die Szene durch ihre Präsenz und durch gezielte Aktionen einen wachsenden Druck auf, der die Handlungsspielräume der Fachkräfte immer weiter einschränkte. Einmal bspw. war „ein Teil der Jugendgruppe mit Reichskriegsflagge“ (1207) zu dem von der Jugendarbeit alljährlich organisierten Hexenfeuer gekommen. Die Fahne wurde „auf dem Hügel ausgerollt“ (1207f.), woraufhin das Fachkräfteteam die Veranstaltung abbrach. Im Ergebnis torpedierte die Raumnahme nicht nur den Tag, sondern hatte nachhaltige Konsequenzen: „Und es wurde nie wieder dort ein Hexenfeuer gemacht“ (1209). Weitergehend noch errichtete die Szene regelrechte Drohkulissen, indem sie zu Veranstaltungen mobilisierte, die sich explizit gegen die Rechtsentwicklung positionierten (vgl. 3.2 Sozialräumorientiertes...). Auch wenn es nicht zu größeren Eskalationen kam, verfestigte sich bei den Fachkräften die „Angst“, dass bei wiederholten Versuchen „Schlimmeres passieren“ (843f.)

könnte. Im Ergebnis wurde der Stadtteil so zu einer „Zone, wo man dann bestimmte Dinge einfach wirklich auch nicht mehr gemacht hat, also von unserer Seite her“ (924f.).

Erschwerend kam hinzu, dass der Umgang auf politisch-administrativer Ebene vielfach durch Leugnen oder Relativieren einerseits und klammheimliche Billigung andererseits geprägt war (vgl. 1527ff.). Auch die Rolle der Sicherheitsbehörden erschien zumindest fraglich. Unter diesen Vorzeichen fehlte dem Engagement der Fachkräften nicht nur potenzieller Rückhalt (während es gleichzeitig als unzureichend kritisiert wurde), sondern zumindest faktisch trug diese Akteurskonstellationen wohl auch dazu bei, dass rechte Strukturen in der Stadt bis heute umfangreich fortbestehen konnten. Jedenfalls wäre es in Jessica Augen irreführend, dies der Jugendarbeit als ihr Scheitern anzulasten.

### *Förderliche Faktoren*

In der fallübergreifenden Gesamtschau entsteht schnell und durchaus berechtigt der Eindruck, dass die sozialräumlichen Settings von Kräfteverhältnissen und Konstellationen dominiert wurden, die die Möglichkeitsräume des sozialarbeiterischen Wirkens negativ beeinträchtigten. Mitunter gab es aber *wirkmächtige Akteur:innen* aus Verwaltung und Politik (Stefan, Knut), aus kirchlichen Kreisen (ebenfalls Stefan) oder aus der Wirtschaft (Jessica, Thomas), die die Bestrebungen der Fachkräfte, etwa die Realisierung von Jugendräumen und -projekten, unterstützten und so auch deren Wirkungsabsichten zuarbeiteten. Zugleich blieben diese Initiativen aber offenkundig an Einzelpersonen gebunden und waren weit davon entfernt, ein breiteres (zivil-)gesellschaftliches Engagement ‚gegen Rechts‘ als einen wirklichen Faktor innerhalb der Gemeinwesen abzubilden.

Was hingegen von eigenständiger Bedeutung sein konnte, war das Vorhandensein einer *linken Szene* bzw. einer *antifaschistisch engagierten Jugend*. Dort, wo sie stark war, trug sie dazu bei und war zugleich Ausdruck davon, dass es auch eine nicht-rechte Pluralität an Jugendkulturen gab oder sich entwickeln konnte. Vor allem wird ersichtlich, dass sie der rechten Gewalt und dem rechten Hegemoniestreben im öffentlich Raum – durchaus auch durch Anwendung von Gegengewalt – etwas entgegen und damit Grenzen setzte. So merkt etwa Stefan an, dass es vorschnell wäre, die Entschärfung rechter Straßenmilitanz allein auf seine Einwirkungsversuche zurückzuführen. Dass die rechte Gewalt im Laufe der 1990er Jahre zurückgedrängt wurde, war ihm zufolge auch dem links-alternativen Milieu zu verdanken gewesen, das in Sachen Auseinandersetzungsbereitschaft nicht grade zimperlich war und gegen das ‚die Rechten‘ zumindest im innerstädtischen Gebiet „nicht so richtig angekommen [sind]“ (1798).

Stefan beobachtete auch, dass der Rückgang rechter Gewalt erfolgte, als der *Repressionsdruck durch die Sicherheitsbehörden* zunahm. Während die rechten Cliques sich zu Beginn des Jahrzehnts nahezu ungehindert ausagieren konnten, ohne ernsthafte Konsequenzen befürchten zu müssen, zog allmählich der staatliche Zugriff an und schlug sich in einer konsequenteren Strafverfolgung nieder. Die Jugendlichen haben dann „doch irgendwie die Konsequenz erfahren“ (Stefan, 1194f.) und begannen, sich zurückzunehmen. Genauso berichtet auch Thomas, „dass es diese Konsequenz gab, hat die davon abgehalten, da noch mal in die Richtung irgendwelche Dinge zu tun“ (435f.). Der Unterschied zu dem von Stefan Erlebten und wohl eher eine Besonderheit bestand darin, dass in seinem „überschaubare[n] Gemeinwesen“ bereits sehr frühzeitig und „sehr schnell sanktioniert“ (452f. worden war, nachdem es die ersten Eskalationen gegeben hatte. Einen weiteres „Schlüsselerlebnis für die Jungs“ (473) war, als es nach dem Mord an einem Punk in Hoyerswerda nicht mehr nur um Bewährungsstrafen ging,

sondern einer von ihnen tatsächlich für mehrere Jahre ins Gefängnis musste. Dadurch gingen die Jugendlichen zu einer weitergehenden „Politisierung“ (475), wie sie sich parallel in der größeren Stadt vollzog, auf Abstand: „„Nein, nein, [...] ist mir meine Freiheit dann doch ein Stück wichtiger, als der große politische Kampf““ (477f.). Vor diesem Hintergrund begannen die Jugendlichen, ihre Handlungsoptionen kalkulierter auszugestalten:

„wo sie dann doch noch mal angefangen haben, auch nachzudenken, und Gewalt nicht abgeschworen haben, aber nicht mehr mit dieser brachialen Aggressivität unterwegs waren, wie es teilweise war.“ (335ff.) – „Und da haben die schon gewusst: ‚Okay, ich kann zwar mit dem T-Shirt rumrennen, ich kann die Musik hören, aber wenn ich meine Freiheit nicht einbüßen will, sollte ich tunlichst bestimmte Dinge unterlassen.‘“ (455ff.)

Die Clique von Thomas und ähnlich vermutlich die zuvor angeführten Adressat:innen von Stefan hegten sich angesichts der zunehmenden Repression also eher in ihrer politisch-subkulturellen Nische und in ihren – von der Jugendarbeit ermöglichten – Räumen ein, als dass die (drohenden) straffrechtlichen Konsequenzen auch einen Effekt auf ihre Orientierungen gehabt haben dürften.

Mit *fortschreitender Adoleszenz* waren ein Wandel von Lebensperspektiven und damit einhergehend die *Auflösung von Cliquenstrukturen* weitere Entwicklungsphänomene, die der Arbeit der Fachkräfte entgegenkamen. Exemplarisch führt Knut vor, wie eine solche Umorientierung, auch unabhängig von sozialarbeiterischer Einflussnahme, ablaufen konnte. Repressionsdruck konnte beflügelnd wirken, es entstanden aber auch Sogwirkungen, die eine Abkehr von den rechten Cliquen oder zumindest von einem gewaltsuchenden Verhalten beförderten: „Die wollten dann Familie und die Frauen haben gesagt, ‚Wir wollen keinen Stress mehr, lass die Scheiße, wir wollen Familie.‘ Und viele haben gesagt, ‚Nee‘“ (735f.) im Sinne von: dann lassen wir das. Stefan fügt hinzu, dass solche mehr oder weniger eigenständigen Umschaltprozesse eher bei denjenigen zu beobachten waren, die über ein Mindestmaß an Ressourcen verfügten, also „was auf der Tasche hatten“ bzw. „eben nicht ganz so dämlich waren“ (1309). Ungeachtet der individuellen Ausgangsvoraussetzungen war dies immer wieder etwas, das weniger von den Fachkräfte selbst induziert wurden wäre. Eher wohnten sie sie diesen Entwicklungen bei, konnten sie aufgreifen und fördern.<sup>15</sup>

---

<sup>15</sup> Insbesondere der Arbeitsansatz von Thomas knüpfte an solche Momente des Unterdruckgeratens, Zurückruderns und Neuorientierens an. Er zielte darauf ab, die Jugendlichen vor (weiteren) strafrechtlichen Konsequenzen zu schützen, ihre diesbezüglichen Verunsicherungen aufzugreifen und sie in Richtung einer Normalisierung ihrer (Erwerbs-)Biographien zu kanalisieren. Thomas erlebte dies in hohem Maße als gelingend. Zugleich wird eine doppelte Unschärfe deutlich. Zum einen bleibt unklar, ob die Umorientierungen der Adressat:innen tatsächlich aus der sozialpädagogischen Begleitung resultierten oder sie sich nicht eher weitgehend unabhängig davon in ihrer Eigensinnigkeit neu formierten. Am ehesten scheint zutreffend, von einer begünstigenden Unterstützungsleistung auszugehen, deren genauer Anteil sich nicht näher beziffern lässt. Zum anderen muss erneut gefragt werden, welches die Qualität der Umorientierungen überhaupt war. Verzicht auf Gewalt, Aufnahme von Lohnarbeit und Gründung einer Familie bedeuten schließlich keineswegs, auch extrem rechte Einstellungen hinter sich zu lassen. Eine sozialpädagogische Begleitung von Abwendungen müsste aber genau hier ansetzen und dem Verbleib von Orientierungsbeständen nachgehen – und zwar eben auch dann, wenn Adressat:innen nicht in organisierte Gruppen, sondern in diffus konturierte Cliquenstrukturen eingebunden waren. Dies war offenkundig nicht der Anspruch von Thomas, aber von außen betrachtet, sind die Resultate seines Handelns verhaltener einzuschätzen, als er selbst es tut. Davon abgesehen stießen hier auch andere Fachkräfte mit weitergehenden Wirkungsabsichten allem Anschein nach an Grenzen. Auch daraus wird ersichtlich, wie es um die Möglichkeiten und die Reichweite einer (mobilen) Jugendarbeit bestellt ist, zumal wenn sie nicht Teil vernetzter Strukturen ist und weitgehend auf sich allein gestellt handeln muss.

### *Schlussfolgerungen*

Die Betrachtung von Faktoren, die die Wirkmöglichkeiten der Fachkräfte positiv wie negativ überformten, legen mindestens drei Schlussfolgerungen nahe, denen nicht nur ein historischer Wert zukommt, sondern die auch für eine gegenwärtige Praxis bedeutsam sind.

Erstens können die *Erfolge und Misserfolge der Jugendarbeit* nicht allein daraus abgeleitet werden, ob sie mit einer ‚guten‘ oder ‚schlechten‘ Praxis unterlegt waren. Das Nichterreichen von Wirkungszielen bedeutete nicht automatisch, dass es den Maßnahmen an ‚innerer‘ pädagogischer Qualität fehlte. Genauso wenig reichte es aus, einige gut funktionierende Praxisbausteine zu identifizieren, die sich dann immer und immer wieder erfolgreich zur Anwendung bringen ließen.

Zum einen entfaltete das sozialpädagogische Handeln seine Wirksamkeit stets erst im *Wechselspiel mit den Adressat:innen*. Es war von den Einbindungen der Jugendlichen und ihren eigensinnigen Einlassungsbereitschaften abhängig – gute Beziehungen konnten die Erfolgsaussichten verbessern, deren Herstellung unterlag aber letztlich den gleichen Bedingungen. Zum anderen hatten weitere *Faktoren innerhalb der sozialräumlichen Koordinatensysteme* Einfluss darauf, ob sich Resultate im Sinne angestrebter Wirkungen einstellten oder nicht. Hier lagen Anfang der 1990er vielfach ungünstige Voraussetzungen vor und die Praxis hatte mit regelrechten Widerständen zu kämpfen. Dies betraf ganz allgemein die mit der Umbruchssituation verbundenen sozialen und ökonomischen Verwerfungen sowie ein vielfach rechtsoffenes oder ‚rechtsblindes‘ Klima, das den Fachkräften in sozialräumlicher Konkretion entgegenschlug, während zugleich kaum fachliche und (zivil-)gesellschaftliche Strukturen vorhanden waren, die ihre Bestrebungen gestützt hätten. Ebenso konnten sich die Verhältnisse aber auch dahingehend verändern, dass sich neue Chancen und Entwicklungsmöglichkeiten auftaten. Unter Strich zeigt sich, dass ‚Wirkung‘ stets auf dem Zusammenspiel einer Vielzahl von Faktoren beruhte, sich entsprechend auch ‚Erfolge‘ nicht monokausal fassen ließen, sondern gesellschaftlich und sozialräumlich kontextualisiert und multifaktoriell unterlegt waren.

Damit ist zweitens zu bestätigen und muss zugleich erweitert werden, was viele der interviewten Fachkräften bereits als eine zentrale Modalität einer akzeptierenden Arbeitsweise hervorgehoben haben: Es bedarf einer *differenzierten Betrachtung der Adressat:innen* unterlegt mit einem *hintergründigen Fallverstehen* – sowie der durchgängigen *Berücksichtigung weiterer Einfluss- und Bedingungsfaktoren*.

Die beiden ersten Aspekte – Differenzierung und Fallverstehen – werden von einem Teil der Interviewten als auch heute noch unbedingt beizubehalten hervorgehoben. Knut empfiehlt, stets genau zu prüfen, „was sind das für Leute, kann man mit denen, kann man nicht? Abwägen, sind sie zu radikal? Bringt nichts?“ (3347f.) Auch Thomas hält eine diesbezügliche Unterscheidung für grundlegend: „mit Jugendlichen, die rechte Ideologien im Alltagssprachgebrauch vertreten, wo es wirklich noch keine verfestigten Einstellungen und Haltungen sind, macht es Sinn, mit denen auch zu arbeiten“, während bei jenen, „die wirklich jetzt in diesen Kameradschaftsnetzwerken und so weiter drinne sind“ – da „hast du keine Chance mehr, [...] kannst du noch so gute Angebote machen“ (1482ff.). Petra schließt sich dieser Perspektive an und ergänzt, dass es darauf ankommt, die „Lebensläufe kennenzulernen und wie sich Einstellungen entwickelt haben“ (681), um so zu den „Gründen“ vorzudringen und einschätzen zu können, „ob man an bestimmten Lebenssituationen einfach auch was verändern kann“ (690f.).

Dem ist unter dem Vorbehalt bzw. der Erweiterung zuzustimmen, dass die Fallbetrachtung nicht allzu dichotom angesetzt wird – organisiert = gefestigt = hoffnungsloser Fall vs. unorganisiert = fluide Haltung = Angebot möglich – und die Frage der (Nicht-)Erreichbarkeit komplexer sondiert wird. Ebenso sollte ergänzt werden, dass Einschätzungen zu den Jugendlichen immer nur Momentaufnahmen sein können. Da sie in ihrer Entwicklung nicht stillstehen, ist ein prüfender Blick aufrechtzuerhalten, ob sich die Möglichkeiten und Grenzen sozialpädagogischer Einflussnahme eventuell verschoben haben.

Für die Ausgestaltung von Praxis sind aber auch diejenigen Faktoren substantiell, die das adressat:innenbezogene Handeln gesellschaftlich und vor allem sozialräumlich rahmen. Dies wird von den Interviewten weniger explizit gemacht, aber zumindest Knut nähert sich einer solchen Perspektive an, wenn er betont, dass es darauf ankommt, „ein Gefühl für einen Stadtteil“ zu entwickeln:

„Du musst wissen, was das soziale Umfeld ist, wie der Stadtteil auch so ein bisschen funktioniert. Wer sind deine Helfer, wer sind deine Kollegen, zu denen du hingehen kannst? Du bist auch Netzarbeiter, also du bist auch ein Stadtteilkordinator als Streetworker.“ (2712ff.)

Um nicht an den gegebenen Realitäten vorbeizugieren, muss Jugendarbeit die jeweils gegebenen Ausgangs- und Rahmenbedingungen systematisch in ihre Analysen und ihr Handeln integrieren. Nur so kann sie passgenauere Strategien entwickeln, die über die Reproduktion erfolversprechend erscheinender ‚Bausteine‘ hinausführen. Das heißt nicht automatisch, (noch) erfolgreicher zu sein, weitet aber den Raum für eine Praxis, die möglichst realistisch auf die sich ihr anbietenden Möglichkeiten bezogen ist.

Drittens ergeben sich daraus auch Konsequenzen für den *Umgang mit Erwartungshaltungen und Aufträgen*. Wenn die Wirkmöglichkeiten von Jugendarbeit gerade im Umgang mit Herausforderungen im Kontext der extremen Rechten begrenzt waren, es weiterhin sind oder angesichts der aktuellen Entwicklung wieder vermehrt werden, kommt es, wie Petra in Erweiterung der Baustein-Metapher formuliert, zunächst darauf an, „sich dessen bewusst [zu] sein, dass man eben nur ein kleines Bausteinchen ist“ (809f.). Nicht um sich klein zu machen, sondern um Handlungsfähigkeit (zurück) zu gewinnen und trotz aller eventuellen Widrigkeiten weitere Akteur:innen mit in die Pflicht zu nehmen. Gerade angesichts überbordender Erwartungen und alarmistischer Überbeauftragungen kann es notwendig und sinnvoll sein, „auch mal klar zu formulieren, dass eben die Grenze gibt“ (ebd., 1463f.). Denn eine „gute Soziale Arbeit“ ist demzufolge nur sinnvoll möglich, solange die Adressat:innen „noch jung genug [...] sind oder soziale Themen wirklich dahinter stehen“ (1456ff.), auf die die Praxis einen Zugriff entwickeln kann – und wenn dies nicht, nicht mehr oder nicht nur der Fall sein sollte, dann wird ein Handeln (auch) auf anderen Ebenen erforderlich. In Petras Worten kommt es darauf an, wirklich „den Schnitt zu machen“, „als Sozialarbeiter unsere Stimmen [zu] erheben“ und dafür einzutreten, dass es um „ein gesellschaftliches Thema“ (1459ff.) geht, das noch „andere zivilgesellschaftliche Prozesse“ (1501) erforderlich macht und breit(er) bearbeitet werden muss. Auch Thomas pflichtet dieser Einschätzung bei: „bestimmte Sachen kann mobile Jugendarbeit leisten“ (1567), andere nicht. Sobald dies aus dem Blick gerät, hält er die Klarstellung für erforderlich: „wir sind nicht die Alleinausfallbürgen hier für das Gemeinwesen, sondern da müssen auch andere mittun“ (1561ff.).

## 4.3 Bilanzierungen zur Praxis

### *Zentrierung und Dezentrierung als effektive Handlungslogik*

Die vorangegangene Betrachtung der Praxisresultate hat sich an der von einigen Interviewten herangezogenen Metapher der ‚Bausteine‘ orientiert, deren Einsatz als erfolgversprechend erlebt wurde (Kapitel 4.1). Diese Praxisbausteine wurden anschließend kontextualisiert (Kapitel 4.2). Zugleich sind sie bislang relativ lose und unverbunden nebeneinander stehen geblieben. Doch wie war ihr Verhältnis zueinander, wie waren sie aufeinander bezogen und welche Elemente spielten in ihre Verkettung hinein? Werden die Einschätzungen der Fachkräfte zu den Resultaten damit verknüpft, wie sie zuvor die Ansatzpunkte ihres Handelns (Kapitel 2) und die alltägliche Praxis (Kapitel 3) beschrieben haben, wird in übergreifender Perspektive das Muster einer *effektiven Handlungslogik* ersichtlich.

Unter *Handlungslogik* ist dabei eine Konstellation von Praxiselementen zu verstehen, die in ihrer Bezogenheit aufeinander dem Handeln Kohärenz und damit eine Ausrichtung verleihen, in der sich die Grundzüge einer allgemeineren strategischen Vorgehensweise zumindest andeuten. Diese Handlungslogik als *effektiv* zu bezeichnen, meint wiederum, sie ist a) *resultatbezogen*, insofern sich in ihr maßgeblich das aggregiert, was die Fachkräfte als funktionierend und erfolgreich erlebten und welche Faktoren sie dafür als ausschlaggebend erachteten; b) das *rückblickende* Destillat einer Praxis, die vor allem in den Anfangsjahren kaum konzeptionell gefasst war und sich wesentlich erst in der Nachbetrachtung zu einem Ganzen fügt; c) *fallübergreifend* angelegt, insofern sie von der Heterogenität des damaligen Handelns abstrahiert, es unter Auslassung von Unterschieden und Abweichungen unter ein Ganzes subsumiert. Die dergestalt sichtbar werdende effektive Handlungslogik setzt sich sodann aus zwei scheinbar gegenläufigen Bewegungen zusammen: zunächst eine Bewegung der *Zentrierung* auf die rechten Cliques hin und dann eine Bewegung der *Dezentrierung*, die sich von der Bezugsgröße ‚Clique‘ in unterschiedliche Richtungen wieder löst.

*Zentrierung auf die Cliques* kennzeichnet die Art und Weise, wie die Fachkräfte den Zugang zu den Adressat:innen gestalteten. Dass dieser Weg gewählt wurde, hatte mehrere Gründe. Zunächst einmal war er dadurch vorstrukturiert, dass die Cliques bereits als Zielgruppen definiert waren. Als Öffentlichkeitspräsenze Gruppen mit als problematisch wahrgenommenen Verhaltensweisen bildeten sie den wesentlichen Aufhänger für die Beauftragung der Jugendarbeit, die wiederum in mobilen, also aufsuchend arbeitenden Teams auf sie angesetzt wurde. Unter diesen Voraussetzungen stellten die Cliques tatsächlich eine Art ‚strategischen Knotenpunkt‘ für die Fachkräfte dar: als zentrale Instanz der Peerintegration der Jugendlichen formten sie eine konstante und sozialräumlich greifbare Größe, an der sich mittels Streetwork gut ansetzen und in Prozesse gehen ließ: „Also, es war ja im Prinzip der große Vorteil, dass es eben doch sehr feste Cliques waren. Dass man wirklich mit Cliquesangeboten sehr gut an sie ran gekommen ist“ (Petra, 131ff.).

Die zentrale Haltung, mit der die Fachkräfte auf eine von ihnen als Grundvoraussetzung und Gelingensbedingung betrachteten Weise an die Cliques herantraten, entsprach dem Modus einer offenen und zugleich *kritischen Zugewandtheit*. Stefan fasst dies z.B. als eine Haltung zusammen, die zentral auf Empathie und Authentizität beruht(e), wie in dem „Ärzte-Song [...] Schrei nach Liebe. [...] Dass die da irgendwie gemerkt haben, ja, dem geht es da nicht irgendwie nur um den Job oder das Geld, sondern hier geht es um den Menschen oder um uns“ (1646ff.). Die Fachkräfte folgten damit bereits bei der Kontaktaufnahme einem der zentralen Prinzipien, die sie dann auch dem – erst

sukzessive ausformulierten – Verständnis einer akzeptierenden Arbeitsweise zugrunde legten (vgl. 2.3 Akzeptierend...). Die von ihnen im Zusammenhang mit ‚Akzeptanz‘ ebenfalls als besonders wichtig hervorgehobenen Grenzkriterien, mit wem sich überhaupt vertretbar und sinnvoll arbeiten ließe, scheinen in dieser Phase noch keine oder allenfalls eine nachgeordnete Bedeutung gehabt zu haben (mit Ausnahme von Knut, der sich weigerte, wie vorgesehen, mit den Mitgliedern einer Kameradschaft zu arbeiten). Erstmal ging es um eine Verstetigung des Kontakts sowie um den Auf- und Ausbau von Beziehungen zur Gesamtgruppe.

Wenn Petra im diesem Sinne und zu diesem Zweck, wie soeben zitiert, von „Cliquenangeboten“ spricht, dann impliziert das zwar eine große Varianz an Möglichkeiten, im Kern treten aber vor allem zwei aufeinander aufbauende Varianten von ‚Angeboten‘ hervor, mittels derer die Fachkräfte die Bindungen festigten und die Beziehungen ausbauten. Zum einen, und dies zuvorderst, brachten sie *die eigene Person* – oder auch Persönlichkeit – in die Beziehungsarbeit ein. Wie das genauer aussah, variierte je nach Charakter, Befähigung und Zutrauen und damit auch in Abhängigkeit von vergeschlechtlichten und bildungsbezogenen Sozialisationsfaktoren (vgl. 3.1 Belastungspunkte...). Die Umgangsweisen der Fachkräfte waren dabei (zunächst) wenig professionell fundiert, aber, dass sie sich den Jugendlichen als interessierte Person, Zuhörende oder auch als Reibungsfläche anboten und Unterstützungsbereitschaft signalisierten, verfiel.

Indem die Praxis sich einerseits an den Bedarfen und Interessen der Jugendlichen und andererseits an dem damaligen fachlichen Gesamttrend im Fahrwasser von AgAG orientierten, setzten sie zum anderen dazu an, die Cliquenarbeit bzw. die Cliquen selbst an Räumlichkeiten zu binden – *Clubgründungen* wurden vollzogen (vgl. 3.1 Verräumlichungen). Teilweise sahen die Fachkräfte durch eine solche räumliche Bindung der Jugendlichen bereits einen gewissen Zweck erreicht: Wer sich weniger auf der Straße rumtreibt, kann auch weniger Mist bauen und wird so vor drohenden strafrechtlichen Konsequenzen und damit letztlich vor sich selbst geschützt, während umgekehrt auch der Sozialraum von dieser partiellen Befriedung profitiert (Thomas und Birgit sind es, die diese Kombination aus Fürsorge- und Ordnungsgesichtspunkten in Stellung brachten). Im Sinne der hier skizzierten Handlungslogik geht es demgegenüber aber eher darum, diese Verräumlichungen als einen weiteren Schritt zu begreifen, um die Adressat:innen zu binden, den Zugriff auf sie zu intensivieren und die Möglichkeitsbedingungen sozialpädagogischer Prozessgestaltungen zu verbessern. Einmal mehr ist es Petra, die diesen Zusammenhang prägnant auf den Punkt bringt: „die Räume [...] sind *Mittel zum Zweck*. Grundlage von einer cliquenbezogenen Arbeit“ (648f.; Hervorh. K.N.). Die Clubräume dienten den Fachkräften in diesem Sinne als Brückenkopf, um besser mit den Cliquen interagieren und Gruppenangebote machen zu können.

Wenn nun aber in Betracht gezogen wird, wie einerseits die Gruppendynamiken den Fachkräften immer wieder zur Hürde gerieten und einer Einflussnahme auf die Jugendlichen im Weg standen, und andererseits der Blick darauf gelenkt wird, wo und wie das sozialarbeiterische Handeln tatsächlich Erfolge zeitigte, dann wird deutlich, dass qualitative Resultate in der Regel dann erzielt wurden, wenn der Bezugnahme auf die Cliquen eine *Dezentrierung* von ihnen folgte. Dieser Richtungsvektor des Handelns wird bspw. kenntlich, wenn Thomas davon spricht, dass die zu den Jugendlichen aufgebauten Beziehungen „weitergehend die Basis dafür [waren], dass man mit den Jungs tatsächlich auch arbeiten konnte. Also auch dann im Bereich Einzelfallhilfen oder Einzelarbeit dann weiterzugehen“ (867ff.). Derselben Fluchtlinie folgt der Gedankengang von Petra, wenn sie die aufeinander aufbauende Reihung unterschiedlicher Verfahrensschritte rekapituliert: mittels „Cliquenangebote“ in der

„Beziehungsarbeit“ weiterkommen, um dann „so Stück für Stück auch in die Einzelfalllösung“ (133ff.) zu gehen. Auffallend daran ist, dass die Nutzung von Clubräumlichkeiten, die die Fachkräfte vielfach zentral stellten, als es um die Erschließung der Adressat:innen ging, nun gar nicht mehr als entscheidende Qualität auftaucht. Auch die Bedeutung einer aufs Kollektiv gerichteten Cliquenarbeit insgesamt wird relativiert. Diese erscheint nun weniger als fester Bezugs- oder gar Endpunkt der Praxis und gewinnt mehr den Charakter einer Durchgangsstation.

Ausgehend von den soeben angeführten Zitaten bedeutete Dezentrierung ein *Übergang von der Gruppe zu den Einzelnen*. Dies sollte jedoch nicht auf die angeführten Einzelfallhilfen verengt werden, sofern ein Überblenden auf einzelne Adressat:innen bereits weitaus früher einsetzte und vielschichtiger Wege kannte. Bereits beim Fallverstehen ging es zwar auch darum, die Jugendlichen im Kontext ihrer Peergroup zu betrachten und einzuschätzen, mindestens genauso maßgeblich war es aber auch, ihre individuellen Hintergründe und Verfasstheiten zu eruieren und anhand des Einzelfalls zu beurteilen. Auf dieser Grundlage, ließen sich dann differenzierte Entscheidungen treffen, mit wem sich eventuell wie weiterkommen ließe. Hier konnte dann etwa mittels lebenspraktischer Hilfestellungen zur Bearbeitung individueller Problemlagen und der Entwicklung von Zukunftsperspektiven angeknüpft werden. An anderer Stelle wurde aber bspw. auch darüber operiert, Jugendliche persönlich in Verantwortung zu bringen, so dass sie Selbstwirksamkeit jenseits politisch-subkultureller Selbstinszenierungen erleben lernten. Insgesamt rückte die Bewerkstelligung individueller Erfahrungsvollzüge ins Zentrum der pädagogischen Aufmerksamkeit.

Zudem wurden Bewegungen der Dezentrierung von den Cliquen nicht allein in Richtung Individuum, sondern auch auf weiteren Ebenen vollzogen. Ein solches Muster bestand darin, durch *Erweiterungen und Verschiebungen des Settings* die Cliquen bzw. die in ihnen versammelten Jugendlichen aus ihrer Selbstbezüglichkeit und etablierten Routinen herauszulösen. Das konnte durch die Einbeziehung anderer Jugendgruppierungen, durch das Verlassen der vertrauten Sozialräume, die Herstellung außeralltäglicher Erfahrungsräume oder durch eine Kombination dieser Aspekte geschehen. Die Erweiterung des Jugendclubs bei Thomas und die erlebnispädagogischen Angebote von Stefan und Petra stehen Pate für solche Vorgehensweisen. Indem neue Interaktionsflächen hergestellt und neue Erfahrungen des Miteinanders oder auch auf der emotionalen Ebene ermöglicht wurden, wurde darauf hingewirkt, die exklusive Bezugnahme der Cliquenjugendlichen aufeinander aufzubrechen, eine Abkehr von gezielt konfliktsuchenden Verhaltensweisen zu befördern oder in der Gruppe abgesicherte Gewissheiten zu irritieren und Verschiebungen herbeizuführen.

In einem weiter gefassten Sinne konnte Dezentrierung auch die *Abkehr von einem exklusiven Fokus* auf die Cliquenjugendlichen bedeuten. Dies fand statt, wenn sich die Fachkräfte – von vornherein, mitunter aber auch erst zeitlich versetzt – anderen Zielgruppen zuwandten, in einer sozialräumlichen Perspektive der Rechtsentwicklung entgegentraten oder sich generell für das Gemeinwesen und hier insbesondere für Jugendbelange einsetzten. Damit es zwar nicht (mehr) darum, direkt auf rechte Adressat:innen einzuwirken, gleichsam bestand die Qualität dieser Vorgehensweisen darin, Impulse in Richtung jugendkultureller Vielfalt und Demokratisierung zu setzen und so einer Verschiebung von Kräfteverhältnisse zuzuarbeiten, die einer fortgesetzten Rechtsentwicklung – zumindest potenziell – das Wasser abgraben konnte.

### *Mobile Jugendarbeit unter AgAG*

Diejenigen Fachkräfte, die in die AgAG-Programme involviert gewesen waren, also Jessica, Petra und Thomas sowie ohne formale Zugehörigkeit auch Stefan, sind demgegenüber weitgehend voll des Lobes. Teilweise mag dies der Nostalgie geschuldet sein, mit der insgesamt zurückgeblickt wird – „eine schöne Zeit“ (152, 674), in der man(n) sich nicht hat die Butter vom Brot nehmen lassen, so Knut; „eine geile Zeit“ (1258), insbesondere das Stürmische und Drängende, so Petra. Stefan wäre zwar „fachlich fundierter lieber eingestiegen“ (1489), aber gerade die Unbestimmtheit der Situation machte auch für ihn „eine tolle Aufbruchszeit“ aus, die er „nicht missen“ (1507f.) möchte. Auch Jessica blickt mit warmen Gefühlen auf „eine extrem erlebnisreiche Zeit“ (1365f.) zurück, in der sie sich „breit entfalten und entwickeln“ (254f.) hatte können. Der nostalgische Blick zurück lässt die Aufbruchsstimmung, das Experimentelle und das Abenteuerhafte, hervorblitzen und legt sich wie ein leichter Filter über die Erinnerungen und damit auch über die Beurteilungen.

Deutlich wird zugleich, dass die Jahre unter AgAG für die Fachkräfte tatsächlich wichtige Lern- und Entwicklungsphasen innerhalb der eigenen Biographien markierten, in persönlicher wie in fachlicher Hinsicht. Angesichts der anfänglich erlebten Haltlosigkeit, der großen Entwicklungsoffenheit und den in hohem Maße dynamischen Bedingungen, die sie vorfanden, schuf gerade die Programmrahmung ein entscheidendes Gegengewicht, das zur Stabilisierung und Etablierung beitrug (vgl. 2.1). Die Absicherung und Förderung der eigenen Fachlichkeit, von Fachlichkeit insgesamt sowie, auf struktureller Ebene, die Bereitstellung von Ressourcen und der Aufbau einer mobilen Jugendarbeit überhaupt werden als die zentralen und damit extrem umfangreichen Leistungen des Programms rekapituliert. Rückblickend wird AgAG hier als eine, wenn nicht *die* entscheidende Ermöglichs- und Entwicklungsbedingung für die eigene Praxis und das Handlungsfeld insgesamt betrachtet. Lassen wir diesbezüglich die Beteiligten noch einmal selbst zu Wort kommen.

Laut Thomas hat AgAG „einen wesentlichen Beitrag dazu geleistet, dass sich das Ganze auch professionalisiert hat“ (1352ff.). Dazu gehörte „grundlegend“ auch, zunächst die entsprechenden „Voraussetzung[en]“ (1348) hergestellt bzw. – jetzt in den Worten von Petra – „diese Struktur des Arbeitens erstmal geschaffen“ zu haben und zwar mit allen, was dazu gehört: „mit diesen Weiterbildungen, mit der Kohle, mit den rechtlichen Sachen, Verträgen und so weiter“ (1156ff.). Jessica erlebte AgAG als „wirklich so angelegt und strukturell so gelenkt, dass man wirklich dort auch gespürt hat, man kann was bewegen mit bestimmten Strategien, mit bestimmten Konzepten und [...] einer bestimmten Qualifikation“ (1346ff.) auf wissenschaftlicher Basis. Persönlich durchlief sie in der Programmzeit einen „Wissenszuwachs“, der „extremst“ gewesen war (1351f.) und der sie motivierte, auch darüber hinaus weiterzumachen. Nachdem AgAG „weggebrochen“ (792) war, wirkte bei Jessica zudem die Erfahrung nach, dass es förderlich ist, „wenn so eine Struktur noch oben drüber ist. Dass man nicht nur in seinem eigenen Saft schwimmt“ (796ff.). Um sich auf dem aktuellen Stand zu halten und die Praxis reflexiv weiterzuentwickeln, waren sie und ihre Team daher „fast die Ersten mit“, die daraufhin „dieses Mobile Beratungsteam in Sachsen mit in Anspruch genommen haben“ (788f.). Ähnlich war es offenkundig Petra ergangen: Der „Praxisberater“ von damals ist auch der von heute, „also seit dreißig Jahren sind wir bei dem“ (1110f.).

Nach Wahrnehmung der Fachkräfte setzte AgAG außerdem entscheidende Impulse für die Strukturentwicklung auf Landesebene:

„Und letztendlich für die, auch jetzt im Nachgang betrachtet, für die Gesamtentwicklung von mobiler Jugendarbeit in Sachsen, war das auch eine entscheidende Grundlage mit, dass sich das Arbeitsfeld auch in Sachsen auch so etabliert hat und so ausgestaltet ist. Also in den professionellen Bezügen, das hat schon mit AgAG zu tun. Ohne das, denke ich, wäre das nie gekommen. Hätte nie irgendwo in dem Umfang Mobile Jugendarbeit, Streetwork, stattgefunden.“ (Thomas, 1357ff.)

Dadurch dass das Programm „auf einer Metaebene [...] koordiniert“ und „bestimmte Treffen, bestimmte Konzeptionen, bestimmte Evaluierungsprozesse eingeleitet“ (Jessica, 126f.) hatte, waren Fachaustausch und Vernetzung (über-)regional gestärkt worden. Den Fachkräften boten sich „übergeordnet“ Rückkopplungsmöglichkeiten, so dass „nicht jeder in seinem Süppchen schwimmt, sondern das gemeinschaftlich halt angeht“ (ebd., 127ff.). Es erwachsen neue Strukturen „wie diese Landesarbeitsgemeinschaften“ (Jessica, 130), die durch die chaotische Situation der ‚Gründerjahre‘ führten und die fachliche Rahmung nachhaltig stabilisierten (vgl. ebd., 426-449). Mit der Etablierung des Landesarbeitskreises, so Stefan, „wurde die Jugendarbeit gegründet in Sachsen“ (501f.).

Ein Problem bei der Verstetigung von Strukturen bestand darin, dass AgAG „halt ein Projekt gewesen ist. Groß angeschoben aufgrund der Ereignisse in Rostock Hoyerswerda und Ähnlichem damals“ (Jessica, 1405ff.), aber eben befristet. Übergeordnete Lösungsansätze, etwa auf Landesebene, waren nicht zur Hand. Bereits „frühzeitig“ (Petra, 1183) sahen sich die Fachkräfte dazu gedrängt, Überlegungen zum eigenen Verbleib nach der Projektlaufzeit anzustellen: Wie kann eine zukünftige Trägerschaft und die Ausfinanzierung der Arbeit aussehen? Der ‚Lösungsansatz‘ bestand vielfach darin, wie Petra formuliert, „in die Selbstständigkeit zu gehen“, eigene Trägervereine zu gründen und darüber „Fuß zu fassen in der kommunalen Jugendhilfe“ (1183). Sie selbst ist mit der Lösung, die sie und ihr Team dergestalt und dauerhaft fanden, nachhaltig zufrieden und bewertet den „Anschubser“, den es seinerzeit über den AgAG-Rahmen in diese Richtung gegeben hatte, „ziemlich gut“ (1186).

Jessica konnte der auf AgAG folgenden Situation weniger abgewinnen. Auch ihr Team hatte einen „eigenen Träger nur für die Mobile Jugendarbeit gegründet“ (1384), das Problem blieb aber die Frage verlässlicher Finanzierung: „Dass man immer mal so alle paar Jahre in so einer Endzeitstimmung gewesen ist, wo unklar war, was passiert eigentlich hinterher“ (1376ff.). Der Träger existiert zwar heute noch, es blieb aber auf Jahre hinaus ein aufreibender Prozess, sich auf eine auf Weise abzusichern, die die Logik der Projektförderung hinter sich ließ (vgl. 1391ff.). Auch Thomas, dessen Mobiles Team bereits seit der zweiten Hälfte der 1990er beim Landkreis angesiedelt ist, kann bis heute keine wirkliche Stabilität vermelden. Er beschreibt, wie die Stellenfinanzierung bereits ab dem Ende des Jahrzehnts immer weiter zurückgeschraubt wurde: „Also, da hatten wir mal vier Stellen für unsere Arbeit hier“, dann nur noch „drei, zwei. Und jetzt momentan noch anderthalb“ (1310ff.). Das Problem waren und sind ihm zufolge die jugendpolitischen Konjunkturen, die sich von den tatsächlichen Bedarfen und den – aktuell wieder größer werdenden – Herausforderungen im Handlungsfeld seit langem entkoppelt haben, „wo dann ein Fokus auf andere Sachen gelegt wird in der Jugendhilfeplanung. Und man schon denkt, okay, wollen die es nicht sehen, können die es nicht sehen oder was ist?“ (1313ff.)

Während die programm beteiligten Fachkräfte AgAG in ausführlichen Worten als ein groß angelegtes Entwicklungsprojekt würdigen, dass ihre Arbeit wie auch die der Mobilen Jugendarbeit insgesamt umfänglich befördert hat, wird es auffallend still, wenn es um die Frage geht, welche übergeordneten

Erfahrungen und Erkenntnisse daraus hervorgegangen sind und nach Ende der Projektlaufzeit in die Praxis zurückgestrahlt haben. Es scheint so, als seien die Befunde auf dieser Ebene schlicht weggebrochen und in der Versenkung verschwunden, jedenfalls haben sie die Fachkräfte nicht erreicht. Insbesondere bei Jessica hat die Evaluierung des Gesamtprogramms offene Fragen hinterlassen. Unterschiedlichste Akteur:innen hatten ihr damals „Löcher in den Bauch gefragt“, aber im Nachgang hat sie „niemals irgendwas so gelesen, wo ich gedacht habe, das ist mal im Ergebnis daraus entstanden“ (1574ff.). Auch für Stefan war AgAG schnell von der Bildfläche verschwunden. Nicht nur, dass er zur Teilnahme am Landesarbeitskreis schon bald keine Ressourcen mehr hatte, auch die Bilanz des Programms ging völlig an ihm vorbei (vgl. 1245ff.). Ebenso wenig, lässt sich am vorliegenden Material festmachen, dass AgAG die projektexterne Praxis erreicht hätte. Knut hatte lediglich „irgendwie mitgekriegt“ (3120), dass es das gab, kann aber in keiner Weise mehr dazu sagen, und auch Birgit war der Name zwar diffus „ein Begriff“, das Programm blieb aber ohne greifbare Praxisrelevanz: „irgendwie schwebte das da herum“ (878).

Diese Wahrnehmungen legen nahe, dass den Programmen kaum ein inhaltlicher Transfer mit Strahlkraft gefolgt war. Hier könnte ein nicht unbedeutender Abbruch stattgefunden haben. Dies lässt Versäumnisse auf der Steuerungsebene vermuten. Vorliegend zeigt sich vor allem, dass es auf der lokalen Ebene so gut wie keine Kontinuität gab: Mit dem Auslaufen der Programme oder zumindest bald darauf ließen alle Interviewten das Handeln im Themenfeld hinter sich – entweder sie wandten sich im Rahmen aufsuchender Arbeit anderen Herausforderungen zu oder sie hörten ganz auf, mobil zu arbeiten.<sup>16</sup>

Insgesamt scheinen bleibende Strukturentwicklung und inhaltlicher Abbruch nahe beieinandergelegen zu haben. Dies wiederum lässt die Frage in den Raum treten, ob hier nicht trotz der gesetzten Impulse teilweise weiterhin einer Logik gefolgt worden war, die auf eine thematisch gebundene und befristete Förderung setzte, ohne eine stringente Perspektive zu entwickeln, das Aufgebaute in abgesicherte Regelstrukturen zu überführen. Sofern die Fachkräfteteams und die von ihnen selbstgeschaffenen Trägervereine nach dem Auslaufen der Programme vielfach darauf angewiesen waren, stetig neue Gelder für den Fortbestand ihrer Projekte zu akquirieren, besaßen sie sicherlich nur bedingt die Autonomie und das Eigeninteresse, thematisch am Ball zu bleiben. Eher ist davon auszugehen, dass die weitergehende Ausrichtung ihrer Arbeit sich nicht unwesentlich mit den politischen Konjunkturen arrangieren musste: Wurde irgendwo eine neue Problemlage identifiziert, waren sie es, die dafür zuständig gemacht wurden oder selbst Zuständigkeit reklamierten.<sup>17</sup>

### Einschätzungen zur Situation heute

Keine der interviewten Fachkräfte arbeitet heute noch mit rechten Jugendlichen. Einige machen weiterhin Streetwork, andere sind in Leitungsfunktionen gewechselt und auf administrativer Ebene tätig. Noch andere haben das Handlungsfeld der Mobilen Arbeit ganz verlassen. Entsprechend groß ist

---

<sup>16</sup> Nur in einem Fall wurden die in der ersten Hälfte der 1990er lokal gemachten Erfahrungen im Nachhinein schriftlich aufbereitet; in einem weiteren stand ein solches Vorhaben zwar im Raum, es wurde jedoch nie realisiert.

<sup>17</sup> Diese These kann im vorliegenden Zusammenhang nicht weiter überprüft werden. Die interviewten Fachkräfte erwähnen zwar wiederholt, dass sich in den Folgejahren die Themen und Zielgruppen der Jugendarbeit änderten, diese Entwicklungen werden aber lediglich angerissen. Sie waren weder Schwerpunkt der Interviews noch sind sie Gegenstand dieser Untersuchung.

mitunter die Distanz, aus der heraus über die Herausforderungen und Aufgaben der Gegenwart nachdenken. Während dabei die Einschätzungen zu den aktuellen Ausgangsbedingungen noch relativ stringent ausfallen, fassern die daraus zu ziehenden Schlüsse für ein zukunftsgerichtetes Handeln eher aus und besitzen lediglich Patchworkcharakter. Wertvolle Impulse für eine weitergehende Diskussion liefern sie aber allemal. Sie lassen sich zu losen Thesenkomplexen verdichten, fünf zur aktuellen Ausgangslage und vier zu möglichen Ableitungen für die Praxis.

Die Herausforderungen für eine (mobile) Jugendarbeit mit rechtsorientierten Adressat:innen bestehen heute darin, dass...

1. *... es die rechte (Skinhead-)Cliques so nicht mehr gibt.*

Die in der Öffentlichkeit präsente Großclique hat als Sozialform ausgedient: „Es gibt die Cliques nicht mehr auf der Straße“ (Stefan, 1559), diese „Gruppierungen im großen Umfang, wie man das aus den Neunzigern kennt“ (Jessica, 1655f.), haben sich aufgelöst. Ebenso ist „dieser klare, nach außen sichtbare politische Habitus“ (Thomas, 1465), der sich in greifbaren Selbstinszenierungen (propagierte Parolen, subkulturelle Stilisierungen, gewaltsuchendes Verhalten, allgemein ein männliches Dominanzgebahren...) ausgedrückt hat, weitgehend von der Bildfläche verschwunden: keine „Schmuddel-Nazis“ (Knut, 3532) mehr in Sicht, bei denen sich „das Rechtssein mit Lautsein, mit Gewalt, verbaler Gewalt“ (ebd., 3487f.) verband.

2. *... extrem rechte Jugendphänomene diffundiert sind und sich ins Alltägliche verlagert haben.*

Im Großen und Ganzen ist das extreme Rechtssein heute viel „versteckter“ geworden und hat sich zugleich „in vielen Gruppen der Jugend“ (Knut, 3488) ausgebreitet. Was nun in zahlreichen unterschiedlichen Milieus angetroffen werden kann, ist oftmals weniger (explizit) neonazistisch geprägt und nicht länger mit einer Gewaltbereitschaft „in diesen Größenordnungen [...] sofort eben draufschlagen, anzünden, umhauen“ (Petra, 888f.) verbunden. Rechte Haltungen drücken sich eher – und dies wären dann vielleicht treffendere Begriffe – in „ablehnenden Haltungen und menschenverachtenden Haltungen“ (Thomas, 1469f.) bzw. in „Alltagsrassismus und Menschenfeindlichkeit“ (Petra, 1367) aus. Vieles davon wird inzwischen „durch Elternhäuser vermittelt“ und dann „durch Jugendliche ungefiltert nach außen posaunt“ (Thomas, 1468ff.), ist also „vom Abendbrottisch zu Hause geschwappt, direkt hier in den jugendlichen Alltag“ (Petra, 1368f.).

3. *... dadurch der Jugendarbeit ein definierter Zugriff abhandengekommen ist.*

Mit der Auflösung der Cliques als Sozialform und der weitgehenden Verlagerung (extrem) rechter Haltungen sind entsprechende Adressat:innen auch für die Jugendhilfe kaum noch greifbar, zumindest nicht in Form konkreter Zielgruppen, die sich thematisch definieren lassen. Es gibt zwar „nach wie vor auch sehr extreme Gruppierungen, keine Frage“, aber die sind „in der Regel“ eh „nicht mit sozialer Arbeit oder Sozialarbeitern“ zu erreichen, denn „die lehnen uns tatsächlich auch ab. Also, die Grenze wird dann auch von der Seite gezogen“ (Petra, 1362ff.). Worauf die Jugendarbeit vielleicht noch mal „stößt“, sind herausragende „Einzelpersonen“ oder allenfalls „mal auf eine Dreier- oder Fünferkonstellation“ (Jessica, 1658f.). Überwiegend begegnen ihr aber „keine so auffällig und nachvollziehbar rechte Menschen“ (Petra, 1417) mehr bzw. kann sie diese auf den ersten Blick „nicht mehr richtig einordnen“ (Stefan, 1567). Der konkrete Kontakt wird zur Voraussetzung, um hinter die Kulissen zu blicken: „Das merkt man

wirklich erst im Gespräch oft oder eben, wie sie sich untereinander miteinander so beschäftigen. Aber das ist ja von außen nicht mehr sichtbar. Und das macht es schwer“ (Petra, 1417ff.).

4. ... die Gesellschaft sich insgesamt nach rechts verschoben und stärker polarisiert hat und...

Die gesellschaftliche Gesamtsituation und das gesellschaftliche Klima haben sich an zwei Punkten gewandelt, die auch die Arbeit mit rechten Jugendlichen nicht unberührt lassen. Erstens ist da nun auch „diese ganze AfD-Stimmung“ (1569), die „eher aus der älteren Generation“ (Stefan, 1574) kommt. Mit ihr ist der „Rechtsradikalismus teilweise schon in der Gesellschaft angekommen“ und hat sich „intellektuell verpacken können“ (Knut, 3464ff.). Vermittels offener Drohungen wie auch mit parlamentarischen Mitteln werden demokratische (Jugend-)Initiativen infrage gestellt und ein entsprechender Druck auf Infrastrukturen der Jugendhilfe aufgebaut (vgl. Stefan, 1570ff.). Zweitens hat sich parallel dazu eine „gesamtgesellschaftliche Polarisierung der Lager“ (Jessica, 1707f.) herausgebildet und zu einer Verhärtung der „Fronten“ (1695) geführt, wodurch sich insgesamt die Spannungen und damit auch die Belastungen erhöht haben. Eine Gefahr könnte darin bestehen, dass die Gesellschaft „auseinanderbricht in rechts und links“ (Knut, 3508) und das, „was Mitte ist irgendwie“ (ebd., 3527), in seiner pluralistischen Qualität und ausgleichenden Funktion gänzlich abhandenkommt.

5. ... zugleich sich die Jugendarbeit entpolitisiert hat.

Die gesellschaftliche Entwicklung hat bereits zu einer Einschränkung jugendarbeiterischer Handlungsmöglichkeiten und zu einer defensiven Haltung geführt, z.B. „wenn man sich dort zu sehr positioniert als eine Einrichtung der Kinder- und Jugendarbeit, verliert man die Hälfte von Möglichkeiten, weil die anderen halt einfach dagegen sind“ (Jessica, 1709ff.). Das Resultat ist eine „Entpolitisierung“ (ebd., 1671) auf zwei Ebenen. Zum Ersten verändert sich das fachliche Selbstverständnis: „Dinge wie Menschenwürde oder wie Demokratie“ werden zwar weiterhin oder sogar mehr noch großgeschrieben, „das Wogegen“ (ebd., 1604ff.) aber tritt in den Hintergrund – mehr „Freiräume zu gestalten“ als „rechts-links“ (ebd., 1683ff.). Dies hat zum Zweiten zur Folge, dass die Praxis desensibilisiert und ihr Handeln unspezifischer wird. Extrem rechte Haltungen werden „nicht mehr so in den Fokus genommen“ (ebd., 1644f.) und sich stattdessen (einseitig) auf lebenspraktische Problemlösungen konzentriert – mit eventuell weitreichenden Folgen: „Streetwork, so für Radikale, [...] das gibt es, glaube ich, gar nicht mehr“ (Knut, 3628f.), und die nachwachsende Fachkräftegenerationen entwickeln kein Verständnis mehr davon, warum dies wichtig ist, „warum die solche Sozialarbeit machen, dieses gesellschaftliche Wissen, das ist das Fundament, das haben viele nicht“ (ebd., 3579ff.).

Angesichts dieser Herausforderungen müsste, sollte oder könnte die (mobile) Jugendarbeit mit rechtsorientierten Adressat:innen...

6. ... neue Wege beschreiten, um an die Jugendlichen und ihre Haltungen heranzukommen.

Wenn es die rechten Cliquen so nicht mehr gibt, extrem rechte Haltungen weniger augenscheinlich geworden sind und organisierter Kreise als nicht durch Soziale Arbeit erreichbar eingeschätzt werden, dann bleibt die große Frage im Raum stehen: „Wie kommt man auch ran?“ (Stefan, 1614f.). Daher gilt, „es müssen da neue Wege gefunden werden“ (Knut, 3539f.), die dorthin führen, wo die Probleme sich verdichten und wo dann auch aussichtreich an ihnen gearbeitet werden kann. Eine Ansatz könnte darin bestehen, nicht fokussiert auf einzelne

Adressat:innengruppen, sondern (zunächst) sozialräumlich in die Breite zu agieren. Das würde bedeuten, wieder mehr Streetwork zu machen: „man muss ganz viel draußen“ (Petra, 1342) und „sehr mobil sein“ (1351) und zwar stärker noch als früher, wo noch mehr oder weniger klar war, wo genau die Adressat:innen zu finden sind. Zugleich müsste es darum gehen, nicht in eine Retro-Arbeitsweise zurückzufallen, sondern die „Jugendlichen zu erreichen mit den Mitteln, die man jetzt zur Verfügung hat, nicht mit den Mitteln aus den Neunzigerjahren“ (Knut, 3544f.). Das hieße, gerade auch online präsent und „noch viel, viel mehr in den digitalen Netzwerken unterwegs [zu] sein“ (Petra, 1343f.).

#### 7. ... sich stärker auf Prävention hin orientieren...

Die Diffusion und Veralltäglicung (extrem) rechter Haltungen legt nahe, überall dort thematisch aufmerksam und handlungsbereit zu sein, wo überhaupt auf Jugendliche getroffen wird: „Wenn man ihnen begegnet, werden wir Kontakt zu ihnen knüpfen, und dann gucken wir, was haben sie für Themen und wie kann man damit umgehen, [...] das ist eigentlich nicht anders als mit anderen Kids.“ (Petra, 1421ff.) Dies impliziert Vorgehensweisen, die im Vergleich zur Arbeit mit ausgemachten Naziskin-Jugendlichen „viel enger präventiv“ (ebd., 1499) ausgerichtet sind. So könnte es darum gehen, im Vorfeld organisierter Strukturen das „Fußvolk“ (ebd., 1497) abzufangen, „den Leuten, die mit rechtsradikalen, faschistoiden politischen [...] Meinungsbildern Jugendliche ködern wollen, denen den Zugang zu Jugendlichen zu erschweren“, oder bislang eher ‚unbefleckte‘ Adressat:innen „so fit zu machen, dass sie sagen: ‚Kommt, lasst uns mal mit eurem Scheiß in Ruhe‘“ (Thomas, 1488ff.). Prävention würde damit auch umfassen, genau dort anzusetzen, wo fernab einer ‚rechten Szenigkeit‘ eher latente Momente von z.B. Alltagsrassismus oder ‚Menschenfeindlichkeit‘ offenbar werden.

#### 8. ... und dabei auch auf politische und demokratische Bildung setzen.

Je näher Jugendliche an extrem rechten Orientierung und Strukturen dran sind, desto schneller kann der Punkt kommen, „klar [zu] sagen so, und dann ist Schluss“ (Petra, 1500f.). Je weiter entfernt sie wiederum sind, desto vielversprechender sind präventive Interventionen, die dann u.a. auch ganz grundlegend mittels politischer Bildung arbeiten können:

„Und da denke ich schon, dass es Aufgabe auch von Jugendarbeit ist, mit unterschiedlichen Formaten, die auch Jugendliche ansprechen, Dinge auch mal aufzuarbeiten und auch in medienpädagogischen Geschichten und so weiter ihnen zu vermitteln, was Demokratie eigentlich grundsätzlich heißt.“ (Thomas, 1504ff.)

Das wiederum würde eine vermehrte (Wieder-)Aneignung relevanter Inhalte durch die Fachkräfte selbst voraussetzen: „Wissen, Wissen, Wissen. Auch mich damit beschäftigen. [...] nicht nur, Ich-will-helfen-Syndrom zu haben, sondern ich kenn mich auch mit dem gesellschaftlich Hintergrund gut aus“ (Knut, 3562ff.) und bringe dies in der Interaktion mit den Jugendlichen zur Geltung (vgl. ebd., 3585ff.). Zugleich, und dies sei an dieser Stelle ergänzt, wäre eine einseitige Emphase auf Wissensvermittlung zu vermeiden. Eher käme es darauf an, das Verständnis von Demokratie und deren Vermittlung so weit zu fassen, das diese z.B. nicht nur historisch und systemisch erklärt, sondern auch als Lebensform unmittelbar erfahrbar gemacht wird. Der Schritt bestünde dann darin, politische Bildung in Richtung demokratischer Bildung zu verlängern.

## 9. ... einen sehr langen Atem mitbringen.

„Es muss ganz viel anders gemacht werden, weil die Kids sich ja auch so verändert haben.“ (Petra, 1378f.). Dass die Sozialformen der Jugendlichen sich nicht nur im dezidiert rechten Milieu, sondern insgesamt verändert haben, hat weitreichende Folgen für die Jugendarbeit. Nicht nur sind an die Stelle stabiler Cliquen „funktionale Kleingruppen“ (ebd., 1315) und „Vereinzelungen“ (ebd., 1328) getreten. Auch insgesamt bewegen die Adressat:innen sich in zusehends „labilen Strukturen“ (ebd., 1322f.) und ihre „Problemlagen [werden] immer komplexer“ (Thomas, 1548f.). Dies führt zu einer stärkeren ‚Fragmentierung‘ des eigenen Handelns: Der Aufbau von Beziehungen, das Halten von Kontakten und die Herstellung von Verbindlichkeit gestalten sich schwieriger, die Jugendlichen „haben höhere Verweildauern im Projekt und brauchen tatsächlich eine viel, viel intensivere Begleitung“ (ebd., 1475f.), so dass die Prozessgestaltung insgesamt „sehr viel kleinteiliger und langwieriger und schwieriger“ (Petra, 1399f.) sowie ihn ihren Resultaten oftmals (noch) weniger greifbar wird. Damit ist es auch erheblich erschwert, umfangreichere Angebote zu machen, die ein höheres Maß an eben Verbindlichkeit und Kontinuität voraussetzen. Der Weg könnte darin bestehen, „mit kleineren Formen“ (ebd., 1392) zu operieren. Zugleich müssen eine ausgeprägte „Frustrationstoleranz“ (ebd., 1341) sowie viel Spontaneität für Richtungswechsel mitgebracht werden. Letztlich ist aber auch dies nur ein Provisorium „und da, finde ich, treten wir eben sehr auf der Stelle“ – und kommen immer wieder

„zu dem Schluss [...], so lange es eben um Jugendliche geht, die nicht wirklich in Strukturen oder Organisationen drin sind, ist halt Jugendsozialarbeit letztlich, also Beziehung schaffen, Angebote machen, Perspektiven entwickeln. Das ist die ganz normale Arbeit, die wir tun, so.“ (ebd., 1445ff.)

Eine konzeptionelle Aktualisierung der Arbeit mit rechten Adressat:innen auf Höhe der Zeit steht also weiterhin aus.

#### 4.4 Achtungspunkte und Schlussfolgerungen

Die Untersuchung zielte darauf ab, die Erfahrungen der interviewten Fachkräfte bzw. die rückblickenden Rekonstruktionen ihrer Erfahrungen, die sie in der ersten Hälfte und Mitte der 1990er Jahre in der Arbeit mit rechten und neonazistisch orientierten Jugendlichen gemacht haben, ein Stück weit aus dem zeithistorischen Dunkel zu holen und sie für die Aktualisierung einer (mobilen) Jugendarbeit im Umgang mit (extrem) rechten Phänomenen fruchtbar zu machen.

Bereits die systematische Analyse der Erfahrungen selbst hat dazu einen wesentlichen Beitrag geleistet und die Überlegungen der Interviewten zu den Herausforderungen heute haben Impulse für weitergehende Diskussionen gesetzt. Auf dieser Grundlage sollen abschließend einige Akzente zu Punkten gesetzt werden, die sowohl historisch bedeutsam waren und an die sich zugleich weitergehende gegenwartbezogene Ableitungen anschließen lassen.

##### *Diesseits und jenseits der Clique*

Die Überlegungen der Interviewten zu einem Gegenwartstransfer ihrer Erfahrungen kreisen stark um den Umstand, dass es die (Groß-)Clique als zentrale Sozialform auch rechtsorientierter

Jugendgruppierungen so nicht mehr gibt. Dies mag auf den ersten Blick etwas antiquiert wirken, denn für viele junge Menschen erfüllt sie diese soziale Funktion schon etwas länger nicht mehr. Damals aber war der Cliquenbezug ein, wenn nicht *der* wesentliche Dreh- und Angelpunkt des Handelns. Die Clique galt als dominierendes Phänomen und die Beauftragung der Jugendarbeit machte sich an ihr fest. Auf sie bezogen entwickelten die Fachkräfte eine Lesart, die einen sozialpädagogischen Zugriff auf die Jugendlichen zu plausibilisieren und anzuleiten vermochte. Zusammengefasst stellt sich das gezeichnete Bild wie folgt dar:

Die Adressat:innen entsprangen einer Generation von „Wendejugendlichen“, die sich aus den gesellschaftliche Umbrüchen und Verwerfungen heraus in einer Situation der Orientierungs- und Perspektivlosigkeit wiederfanden. Vor diesem Hintergrund, so die weitergehende Einschätzung, kam der neonazistisch-subkulturellen Selbstinszenierung und einem gewalttätig ausagierten Rechtssein zentral die Funktion zu, Gefühle der Verlorenheit zu kompensieren und Aggressionen zu kanalisieren, und diente zugleich dazu, sich Aufmerksamkeit und Respekt zu verschaffen sowie Handlungsfähigkeit zu generieren, mithin: ein Erleben von Bedeutsamkeit und Selbstwirksamkeit zu ermöglichen. Im Gegensatz zu straff organisierten und ideologisch gefestigten Nazis, die wussten und auch meinten, was sie taten, wurden die subkulturell eingefärbten Haltungen der Jugendlichen der grundlegenden Tendenz nach als etwas *Fluides* gefasst, das ohne tiefergehende Verankerung eher einer Art Hülle oder einer *Form* entsprach, in der sich die besagte soziale Funktionalität realisierte. Die Haltung der Jugendlichen derart zu fassen, begründete auch deren Veränderbarkeit und damit die Aussicht, wirksam eingreifen zu können. Und eine Spur zur Ausrichtung der Interventionen war ebenfalls bereits gelegt: *soziale* Ursachen verweisen auf soziale Lösungen und auf die spezifischen Beitragsmöglichkeiten, die Jugendarbeit dazu leisten kann.

Diese Konturierung der Cliquenjungen und ihre Implikationen hatten bereits frühzeitig auch Zweifel aufkommen lassen. Diese haben sich im Laufe der Untersuchung verdichtet. Sie lassen sich in drei Punkten zusammenfassen und mit Schlussfolgerungen verbinden. Kurz gesprochen, geht es um Vereinseitigung – Verkürzung – Vereinfachung.

- *Vereinseitigung*: Der Fokus auf die soziale Hintergründigkeit der Haltungen beförderte ein Ausblenden von Zusammenhängen. Sofern das sich auf der Orientierungsebene manifestierende *extrem rechte Gedankengut* der Jugendlichen als nicht so gravierend eingeschätzt wurde, rückten deren Verhalten und vor allem ihre *Gewaltakzeptanz* – von der Propagierung bis zum tatsächlichen Handlungsvollzug – als die eigentlichen Probleme in den Vordergrund. Wenn darin zudem in erster Linie ein soziales Streben nach Bedürfnisbefriedigung gesehen wurde, traten die handlungsleitenden politischen Motive fast gänzlich in den Hintergrund. Bei einem Teil der Interviewten ließ sich dann auch eine entsprechende Engführung in der Auftragswahrnehmung feststellen, die mit der auf Bundes- und Landesebene bereits programmatisch vorgegebenen Ausrichtung „gegen Aggression und Gewalt“ synchron ging und die hier angelegte Tendenz zur Entpolitisierung fortschrieb. So wirkt es dann fast schon wie eine ‚Wiederkehr des Verdrängten‘, wenn die Interviewten heute einen starken Alltagsrassismus beobachten, der u.a. aus den Familien auf die junge Generation übergeht: Könnte es sich dabei um einen Wiederhall des Umstands handeln, dass nicht gerade wenige Jugendliche von damals ihre Springerstiefel vielleicht irgendwann in den Schrank gestellt, aber ihre (extrem) rechten Einstellung nur bedingt gleich mit an den Nagel gehängt haben?

So begrenzt die Möglichkeiten umfassender sozialpädagogischer Einflussnahme im Einzelnen gewesen sein mögen, für eine Praxis, die sich der thematischen Herausforderungen wirklich annehmen will, wäre es eine unhintergehbare Größe, beide Haltungsebenen – also *Aktivitäten und Orientierungen* – ernst zu nehmen und sie in ihrer Bezogenheit aufeinander zu dechiffrieren.

- *Verkürzung*: Dort wiederum, wo es auch um die Einstellungen der Jugendlichen ging, blieb weitgehend de-thematisiert, woher ihre bspw. nationalistischen und rassistischen bis hin zu neonazistischen Orientierungsbestände überhaupt kamen. So sahen die Fachkräfte etwa einen Zusammenhang zwischen DDR-Vergangenheit, (vormals) ‚stasitreuen‘ Elternhäusern und einem ‚antikommunistischen Reflex‘ der Jugendlichen mitunter zwar als gegeben. Was sich innerhalb der Familien ansonsten abgespielt hatte bzw. haben könnte und vielleicht auch weiterhin abspielte, gerade auch in konträrer Ausrichtung zum offiziell postulierten Antifaschismus, taucht in ihren Fallbetrachtungen nicht auf. Ebenso benennen die Interviewten die rechtsgerichteten Zustimmungswerte aus der Bevölkerung, Relativierungsbestrebungen von Politiker:innen und heimliche Komplizenschaften etwa bei der Polizei wiederholt als widrige Bedingungen, die das sozialräumliche Setting prägten und damit auch das eigene Handeln rahmten. Direktere Verbindungslinien zu den Haltungen der Jugendlichen stell(t)en sie jedoch nicht her. Was hier aus der Mitte der Gesellschaft (an)kam, floss offenkundig kaum in die adressat:innenbezogene Analyse und die daran anschließende Praxis ein.

Die Entwicklung ursachenbezogener Handlungsstrategien wäre demgegenüber darauf angewiesen, beide Komplexe einzubeziehen, also sowohl die *sozialen bzw. sozioökonomischen Hintergründe* von Haltungen wie auch die *gesellschaftliche Einbettung und Tradierung politisch-ideologischer Deutungsangebote* zu berücksichtigen.

- *Vereinfachung*: Die Cliquen werden von den Fachkräften – zunächst – weitgehend homogen beschrieben. Soweit dies ihr subkulturelles Erscheinungsbild, ihr Auftreten und ihre Aktivitäten betrifft, erscheint dies relativ plausibel und ist im vorliegenden Zusammenhang auch nicht weiter bedeutsam. Schwerwiegender ist hingegen, dass sie die extrem rechten Haltungen der Jugendlichen als etwas überwiegend Fluides einschätzten, das einer nach außen getragenen Performance ohne Tiefenfundament entsprach, und daraus die Möglichkeitsbedingungen und Maßstäbe sozialpädagogischer Interventionen ableiteten. Dabei galten ihnen die *Einbindung in organisierte Strukturen und der Ideologisierungsgrad* von Adressat:innen zwar als Grenzkriterien des Möglichen – doch diese für sich genommen stellten sich im Ergebnis als nicht ausreichend heraus: Letztlich waren es nicht nur die eher wenigen, wirklich ‚überzeugten Nazis‘ innerhalb der Cliquen, die sich dem Zugriff der Jugendarbeit entzogen, sondern auch viele weitere Jugendliche konnten nur sehr bedingt erreicht werden, um (umfänglichere) Haltungsänderungen bei ihnen zu bewirken.

Der Blick auf die Grenzen des Möglichen stellt sich an dieser Stelle als justierungsbedürftig heraus. So hat die weitergehende Analyse gezeigt, dass auch stark affektive Handlungsgrundierungen oder die soziale Gruppeneinbindung einer Erreichbarkeit entgegenstehen konnten. Begrifflich lässt sich das Problem etwa auch daran festmachen, dass einige der Interviewten von einem *Habitus* sprechen, um in Entgegensetzung zu Ideologie und Organisiertheit die Oberflächlichkeit der in den Cliquen präsenten Haltungen kenntlich zu machen. Demgegenüber ließe sich mit dem Soziologen Pierre Bourdieu fragen, ob es sich bei diesem Habitus nicht um deutlich mehr als nur eine *äußere*

*Form* handelte, nämlich um ein System von Wahrnehmungs-, Denk-, Urteils- und Handlungsmustern, das sich die Jugendlichen über den sozialen Kontext einverleibt hatten und ihnen zu einer „zweiten Natur“ (Bourdieu 1991: 739; Hervorh. K.N.) geworden war, die sie nun unwillkürlich reproduzierten (vgl. ders. 1976 oder kursorisch Liebsch 2016). Dies könnte in einigen Fällen sicherlich erklären, warum rechte Haltungen trotz inhaltlich eher diffuser Orientierungen und der Abwesenheit von Organisiertheit ein erhebliches Beharrungsvermögen aufwiesen. Auch insgesamt sollte Diffusität nicht mit leichter Veränderbarkeit gleichgesetzt werden.

Jugendarbeit braucht also ein *komplexeres Verständnis der subjektiven Verankerungsqualitäten und sozialen Einbettungen* extrem rechter Haltungen. Neben formaler Gruppenzugehörigkeit und ‚ideologischer Reife‘ können bspw. informelle Gemeinschaften, (sub-)kulturelle Identifikationen und affektive Bindungen genauso relevant und schwerwiegend sein wie biographisch vorgelagerte Sozialisationserfahrungen und deren Verarbeitung durch die Einzelnen.

### ***Dezentrierung, Erfahrungsbezug und Strategieentwicklung***

Die von den Fachkräften zur Einordnung der Phänomene und zum Framing des sozialpädagogischen Zugriffs vorgenommenen Cliquesbeschreibungen waren also trotz ihrer unbestrittenen Qualitäten in mancherlei Hinsicht unzureichend oder zumindest ergänzungsbedürftig. Gleichzeitig war es die Praxis der Interviewten selbst, die darüber hinauswies. Dies ist im Vorangegangenen als eine doppelte Bewegung der Zentrierung und der Dezentrierung herausgearbeitet worden. Insbesondere den Dezentrierungsmomenten kann dabei eine richtungsweisende Qualität auch für Angebots- und Prozessgestaltung in der Gegenwart zugesprochen werden:

- Dezentrierung erfolgte erstens als ein *Übergang von der Gruppe zu den Einzelnen*. Dieser setzte bereits beim Fallverstehen ein, sobald die konkrete Einbindung einzelner Adressat:innen in die Cliques sowie ihre individuellen Hintergründe, Motivlage, Ressourcen etc. näher betrachtet und auf dieser Grundlage Einschätzungen entwickelt wurden. Hier ließ sich jenseits verallgemeinerter Annahmen präzisieren, inwiefern eine nicht-gefestigte und der Bearbeitung zugängliche rechte Haltung vorlag und mit welchen Maßnahmen sinnvoll angeknüpft werden konnte. Auf dieser Ebene treten insbesondere Maßnahmen hervor, die einzelnen Jugendlichen Möglichkeiten für ein konstruktives Erleben von Selbstwirksamkeit, zur Stabilisierung der Lebenssituation oder zur Entwicklung biographischer Perspektiven eröffneten, also z.B. im Rahmen von Einzelfallhilfen, durch individuell zugeschnittene Partizipationsangebote oder die Übertragung von Verantwortung.
- Zweitens konnte Dezentrierung in Form von *Erweiterungen und Verschiebungen des Settings* erfolgen, die eine exklusive Bezugnahme der Cliquesjugendlichen aufeinander aushebelten und/oder über die Gruppe vermeintlich abgesicherte Gewissheiten irritierten. Varianten davon waren die Einbeziehung anderer, nicht-rechter Jugendgruppierungen und die Herstellung von Interaktionsflächen mit ihnen, das Verlassen der vertrauten Sozialräume mit ihren eingespielten Routinen, die Herstellung außeralltäglicher, insbesondere emotional eingefärbter Erfahrungsräume oder eine Kombination dieser Aspekte. Dezentrierung konnte hier also sowohl auf einer Nutzung von Gelegenheitsstrukturen, etwa der Clubräume, beruhen, aber auch durch einzelne Projekte wie z.B. (gemischte) Jugendfreizeiten oder erlebnispädagogische Angebote vorangetrieben werden.

- Dezentrierung vollzog sich drittens dann, wenn der *Fokus von den rechten Cliques wegverlagert* und sich (auch) anderen Zielgruppen zugewandt oder die Arbeit insgesamt sozialraumorientiert(er) ausgerichtet wurde. Das Bestreben, einem Rechtstrend vorbeugen – oder ihn zumindest eindämmen – zu wollen, synchronisierte sich hier mit der Hinwendung zu einer Förderung jugendkultureller Vielfalt und demokratischer Gemeinwesenentwicklung.

Die Fokusverschiebungen im letztgenannten Zusammenhang verweisen auf die Frage, welche Zielgruppen mit welchen Wirkungsabsichten sonst noch einbezogen werden könnten oder sollten. Es geht um die Herausforderung, Praxis im einem weiter gesteckten Handlungsrahmen zu denken, der über die direkte Arbeit mit rechtsorientierten Adressat:innenkreisen hinausführt (s.u.). Die beiden erstgenannten Dezentrierungsweisen bleiben demgegenüber eng an der ‚ureigentlichen‘ Zielgruppe. Auf unterschiedliche Weise tritt dabei die Eröffnung neuer Erfahrungsräume als zentrales pädagogisches Moment hervor. Gerade hier gelang es den Fachkräften allen Widrigkeiten zum Trotz am ehesten, Prozesse der Neuorientierung bei den Cliquesjugendlichen zu befördern. Insofern ist es naheliegend, auch gegenwartbezogen zu prüfen, wie sich die Herstellung von Erfahrungsbezügen mit haltungsbezogenen Wirkungsabsichten verbinden lassen.

Die betreffenden Vorgehensweisen der Fachkräfte eins zu eins kopieren und sie – heute wie damals – in einem Trial-and-Error-Verfahren zur Anwendung bringen zu wollen, entspräche allerdings einem verkürzten Transfergedanken. Wie im Verlauf der Untersuchung in vielzähligen Facetten deutlich geworden ist, agierte die Praxis in der ersten Hälfte der 1990er in einer spezifischen historischen Situation. Sie fand Bedingungen vor und stütze sich auf Voraussetzungen, die heute so nicht mehr gegeben sind. Und sie traf dabei auf Adressat:innen, denen die ‚Signatur der damaligen Zeit‘ eingeschrieben war. Hier sind wiederkehrende Muster kenntlich geworden, es hat sich aber auch gezeigt, dass die Ausgangslagen und Herausforderungen von Sozialraum zu Sozialraum, von Fachkräfteteam zu Fachkräfteteam und von Adressat:innenkreis zu Adressat:innenkreis noch einmal variierten. Und selbst die in einem konkreten Handlungskontext entwickelten Einschätzungen zu den jeweiligen Cliques waren letztlich weitergehend differenzierungsbedürftig, um passgenau an den Erfahrungen der Jugendlichen ansetzende Maßnahmen ergreifen zu können (ungeachtet der Tatsache, dass die Wirkungszusammenhänge von den Fachkräften teils erst im Nachhinein erkannt worden sind).

Von daher geht es bei einem Transfer eher um Transformation. Es geht um das komplexe Unterfangen, Strategien zu entwickeln, die auf die Verhältnisse und Herausforderungen der Gegenwart sowie auf die jeweils konkreten Konstellationen im Handlungsrahmen zugeschnitten sind. In diesem Zusammenhang ist u.a. erneut sehr genau hinzuschauen, wer die Adressat:innen sowohl in ihrer Gesamtkontur wie auch im Einzelnen sind, was sie mitbringen und wo sie hinwollen (könnten). Nur so lässt sich fallbezogen bestimmen, welche Erfahrungskorridore in welche Richtung beschritten werden, um so an den Ressourcen, Interessen und Bedarfen der Jugendlichen anzuknüpfen und zugleich die als problematisch eingeschätzten Haltungen neu zur Aushandlung zu bringen.<sup>18</sup> Allein schon vom Ansatz

---

<sup>18</sup> Einen an der Schnittstelle von Praxiserfahrungen und wissenschaftlicher Forschung ausgearbeiteten Vorschlag, wie solche erfahrungsorientierten Strategien in Kontexten demokratischer Bildung und damit gerade auch im jugendarbeiterischen Umgang mit (extrem) rechtsorientierten Adressat:innen auf systematische Weise entwickelt werden können, stellt z.B. die Praxishandreichung „Erfahrungsräume öffnen – Demokratie gestalten“ bereit (vgl. Nolde/Feder/Möller/Dietrich/Liedtke 2021).

her wäre dies bereits ein großer Schritt über die weitreichend konzeptionslose Praxis der (frühen) 1990er Jahre hinaus.

### *Weitere Praxiskoordinaten auf dem Prüfstand*

Ausgehend von den historischen Erfahrungen bzw. ihrer Analyse lassen sich eine Reihe weiterer Achtungszeichen setzen und Diskussionspunkte anregen, auf die es bei der Ausarbeitung eines strategischen Koordinatensystem und der Entwicklung konkreter Handlungsansätze aktuell ankommen könnte.

#### *A) Breiter aufgestellt.*

Wenn extrem rechtsorientierte Jugendliche heutzutage tatsächlich weniger in klar konturierten Gruppen zusammenkommen, ihre Milieus schwerer greifbar gewordenen sind und bestimmte Orientierungen zugleich stärker ins Alltägliche diffundiert sind, sich parzelliert und bspw. die Form von Alltagsrassismus und ‚Menschenfeindlichkeit‘ angenommen haben sowie dergestalt weiter verbreitet sind als je zuvor, dann drängt sich förmlich auf zu klären, welches die primären Zielgruppen einer (mobilen) Jugendarbeit ‚gegen Rechts‘ heute sind und wo es hier jeweils drauf ankäme. Angesichts von Diffusität und Heterogenität auf erneute Eindeutigkeit zu drängen oder daraus gar eine Entweder-oder-Frage zu machen, scheint wenig hilfreich. Dies würde an der Breite der Problemlagen vorbeigehen und könnte dazu führen, dass ein Teil der Herausforderungen rechts liegen gelassen wird.

Weiterführend ist es hingegen erneut, sich in Erinnerung zu rufen, dass vieles auch zu Beginn der 1990er nicht so eindeutig bzw. eindimensional gewesen war, wie es der damalige Cliquesfokus und die großen Erzählungen dazu auf den ersten Blick nahelegen. Wie soeben bereits besprochen, stellten sich die Cliques zum einen selbst als relativ heterogen dar bzw. ein wirklicher Zugriff ließ sich immer erst dann entwickeln, wenn hinter die allgemein Fassade geblickt wurde. Zum anderen, und hier soll im Folgenden der Fokus liegen, war Jugendarbeit u.a. immer dann relativ gut aufgestellt, wenn sie darüber hinaus stärker in die Breite agierte, also entweder gezielt Prävention betrieb, nicht-rechte Jugendgruppierungen unterstützte oder insgesamt für eine demokratische Aktivierung des Gemeinwesens eintrat.

Werden diese beiden Fluchtlinien miteinander verbunden und auf die Gegenwartssituation bezogen, scheint es durchaus plausibel und vielleicht insgesamt zielführender, sich jenseits eines gezielten Aufsuchens klar rechts einzuordnender Adressat:innengruppen auch jenen vielschichtigen Jugendmilieus zuzuwenden, in denen sich rechte Haltungsaspekte diffus eingelagert haben. Dies impliziert wiederum eine sehr große Varianz an möglichen und tatsächlichen Adressat:innen und damit eine sehr unterschiedliche Ausgestaltung der konkreten Herausforderungen sowie eine ganze Bandbreite möglicher Ansatzpunkte und Vorgehensweisen. Entsprechend müssten Auftragsverständnis und -wahrnehmung breiter gefasst und mehr auf demokratische Bildung insgesamt ausgerichtet werden, wovon der Umgang mit Pauschalablehnungen, Diskriminierung, Gewalt etc. ein Teil ist. Um nicht ins Beliebige abzudriften, könnte hier eine strategische Klammer liegen, die sich im jeweiligen Setting spezifiziert.

*B) Kritisch zugewandt.*

Jugendarbeit heute bräuchte dazu wiederum eine professionell fundierte Handlungssicherheit, die weit im Vorfeld offen neonazistischer Erscheinungsformen und Haltungen ansetzt. Dazu würde etwa eine erhöhte Sensibilität für die zur Rede stehenden Einzelphänomene und deren mitunter eher unterschwelligen oder beiläufigen Manifestationsformen gehören, also z.B. in Hinblick auf latenten Alltagsrassismus oder unterschwellig transportierte Verschwörungsmythen. Wie sich dazu jeweils ins Verhältnis gesetzt und damit umgegangen werden kann, entspannt ein komplexes Feld an Fragestellungen und Anforderungen, das im vorliegenden Rahmen kaum ausreichend durchmessen werden kann. Ausgehend vom vorliegenden Material lassen sich aber zumindest zwei Punkte hervorheben, die beim Aufbau und der Ausgestaltung der Beziehungen zu den Adressat:innen als besonders zentral hervorgetreten sind und daher auch gegenwartsbezogen geprüft werden sollten.

- Die Fachkräfte brachten *ihre Persönlichkeit* in die Beziehungsarbeit ein. Sie gingen auf die Jugendlichen zu, indem sie sich ihnen als interessierte und unterstützungsbereite Personen mit eigenen Sichtweisen präsentierten. Dergestalt waren sie Anlaufpunkt und immer wieder auch Reibungsfläche zugleich. Gerade im Beziehungsaufbau die Interaktionen dabei überwiegend als gelingend erlebt. Die Haltungen, die die Interviewten dabei einnahmen, waren jedoch kaum professionell ausgeformt, wie sollten sie auch: allesamt waren sie, wenn überhaupt, nur bedingt qualifiziert ins Feld getreten, konnten in den neu gegründeten und überwiegend jungen Teams auf keine etablierten fachlichen Standards zurückgreifen und mussten insgesamt vielfach improvisieren. Entsprechend stützten sie sich nicht unwesentlich auch auf das, was sie ‚von Haus aus‘ mitbrachten. Besonders für belastende Situationen tritt teils deutlich hervor, wie den eigenen Sozialisationserfahrungen gefolgt und eigene Kompetenzen geschlechtsspezifischen Zuschnitts mobilisiert wurden: Während von ‚weiblicher Seite‘ eher auf Zugewandtheit und empathischen Nachvollzug gesetzt wurde, dominierten auf ‚männlicher Seite‘ mitunter Coolness und Abgeklärtheit – was dann wiederum als Qualität betrachtet wurde, weil es funktionierte und als ausschlaggebender Teil der eigenen Authentizität gedeutet werden konnte.

Einlassungsbereiter Empathie oder humoristischer Schlagfertigkeit soll damit keineswegs ihr Wert abgesprochen werden, im Gegenteil. Problematisch ist eher die sich abzeichnende unwillkürliche, zunächst ad-hoc vollzogene und dann verstetigte Reproduktion geschlechterstereotyper Handlungsmuster sowie das darin aufscheinende Fehlen einer fachlich gewendeten Reflexivität. Gerade in einem Themenfeld, das von überwiegend rigiden heterosexistischen Normierungen beherrscht wird, war (und ist) das gezeigt Vorgehen von einem gendersensiblen Zugang und einer darauf aufbauenden Arbeitsweise relativ weit entfernt. Verallgemeinernd kann festgehalten werden: So unerlässlich es ist, die ‚ganze Person‘ in die Interaktion mit Adressat:innen einzubringen, so unerlässlich ist es auch, nicht bei der eigenen Persönlichkeit stehen zu bleiben. Die vorliegenden Erfahrungen verdeutlichen das Erfordernis, die persönliche Involvierung an die Entwicklung eines professionellen Habitus rückzubinden, der (selbst-)reflexiv dazu befähigt, die individuellen Ressourcen bewusst und gezielt in den pädagogischen Prozess einzubringen – oder dies ggf. auch zu unterlassen und stattdessen andere Karten respektive Rollen zu spielen.

- Das bedeutet im Umkehrschluss nicht, dass die Ausgestaltung der Beziehungen zu den rechtsorientierten Adressat:innen frei von fachlichen Kriterien verlief. Vor allem Bezugnahmen auf den *akzeptierenden Ansatz* bzw. auf Versatzstücke desselbigen dienten der Praxis als

(fragmentarische) Grundlage. Die Rekonstruktion der vorliegenden Fälle lässt dabei das Muster einer spezifischen Aneignungsbewegung erkennen: Anfangs war der Begriff ‚akzeptierend‘ für die Fachkräften vornehmlich eine Chiffre, um die auftragsgemäße Arbeit mit rechten Jugendlichen überhaupt kenntlich zu machen und ihr eine ungefähre Richtung zu geben. Die Assoziationen blieben eher lose und waren weit davon entfernt, einem ausformulierten Konzept zu folgen. Die sich entspannenden fachlichen Kontroversen und die teils massive politische Kritik drängten aber rasch dazu, es nicht bei einer solchen diffusen – und damit implizit auch affirmativen – Haltung zu belassen. Der überwiegende Teil der interviewten Fachkräfte begab sich in aufreibende und zugleich produktive Prozesse der Auseinandersetzung, die im Ergebnis darauf hinausliefen, den eigenen Arbeitsansatz zu präzisieren und ihn mit einem doppelten Modus steten Austarierens zu unterlegen. Die Herausforderung wurde einerseits darin gesehen, zwischen *Mensch und Haltung* zu unterscheiden und dabei einen permanenten Balanceakt zu betreiben, der zwischen den Polen einer zum Ausdruck gebrachten inhaltlichen Ablehnung und der gleichzeitigen Aufrechterhaltung persönlicher Zugewandtheit changierte. Dabei kam es andererseits darauf an, beständig zu prüfen, ob die *Grenzen des Vertretbaren* eventuell überschritten worden waren bzw. wo und wie sich mit bestimmten Gruppen oder gerade auch mit einzelnen Jugendlichen noch sinnvoll weiterarbeiten ließ oder eben auch nicht.

Beide Modi bringen Ambivalenz sowie ein hohes Maß an Differenzierungsnotwendigkeit und Prozessorientierung ins Spiel. Dergestalt können sie sich auch heute noch als Bezugsgrößen einer thematisch engagierten Praxis empfehlen. Dies gilt umso mehr, wenn sich vom ‚historischen Ballast der Akzeptanz‘ gelöst wird, insofern dieser auch einen mehr oder weniger exklusiven Fokus auf ‚besonders krasse‘ (und zugleich besonders krass benachteiligte) Zielgruppen implizierte. Dies ist nicht nur eine Frage der fachlich-historischen Einordnung. Denn gerade auch aufgrund des aktuellen Verbreitungsgrades (extrem) rechter Orientierungsmuster in unterschiedlichsten Jugendmilieus wäre die Aufrechterhaltung einer solchen Zielgruppenspezifika geradezu zwangsläufig kontraproduktiv. Vielmehr stellt es sich als angeraten dar, eine „kritisch zugewandte menschenrechtsorientierte“ (LAK Mobile 2016: 3) Haltung und Arbeitsweise als grundlegende Richtschnur zu veranschlagen und sie allen Adressat:innen gegenüber zur Geltung zu bringen.

#### *C) Räumlich verteilt.*

Ein Merkmal der Arbeit mit rechten Cliques war vielerorts eine Verräumlichung der Praxis. Die Jugendlichen wurden entweder an bestehende Einrichtungen gebunden oder, häufiger noch, eigene Jugendclubs gemeinsam mit ihnen begründet. Die Fachkräfte folgten hier dem fachlichen Gesamttrend, die Interessen der Jugendlichen aufzugreifen und in real existierende Bedarfslücken zu stoßen. Sie versprachen sich von dieser Vorgehensweise, die Beziehungsarbeit mit den Adressat:innen vertiefen und die neu geschaffenen Settings als Gelegenheitsstrukturen für weitergehende Maßnahmen- und Prozessgestaltungen nutzen zu können. Einige sahen bereits auch dadurch etwas erreicht, die Jugendlichen ‚von der Straße zu holen‘ und so – in einer Mischung aus Fürsorge und Übereinstimmung mit Erwartungshaltungen – zu einer Befriedung im Sozialraum beizutragen. Gerade in der kritischen Außenwahrnehmung war die Ausrichtung der Jugendarbeit auf solche Verräumlichungen besonders umstritten. Ohne hier zu einer abschließenden Beurteilung gelangen zu können, soll diese Vorgehensweise in zwei Themenkomplexen zunächst rekapituliert und dann überschritten werden.

- Ausgehend von den zu Protokoll gegebenen und gerade noch einmal zusammengefassten Motivlagen, wurde die Schaffung solcher, überwiegend exklusiv auf die rechten Cliques zugeschnittener Jugendräume – sofern mitunter nicht vielleicht auch nur eine nahegelegte Programmatik abgespult wurde – als eine bedarfsgerechte Vorgehensweise erachtet, um einen besseren Zugriff auf die Gruppen zu erhalten und in der Arbeit mit ihnen weiterzukommen. Die Fachkräfte selbst sahen in der Verräumlichung daher vor allem ein *Mittel zum Zweck*. Analytisch konnte sie in der vorangegangenen Untersuchung zudem als wesentlicher Baustein eines *Prozesses der Zentrierung* gefasst werden, der in Hinblick auf die Cliques vollzogen wurde, bevor wieder eine Dezentrierung von ihnen erfolgte. Beide Einordnungen legen Zweifel an einer Vorgehensweise nahe, die auf eine Verräumlichung der Praxis mittels Clubgründungen setzte

Wenn die rekonstruierte Handlungslogik sich tatsächlich maßgeblich dadurch entfaltete, dass auf die Zentrierung eine Dezentrierung folgte, gerinnt die Verräumlichung zu einem Zwischenschritt, der vermutlich auch in anderer Form hätte vollzogen werden können, dessen Unabdingbarkeit sich jedenfalls kaum nachweisen lässt. Wenn die Verräumlichung der Praxis wiederum auf ein Mittel zum Zweck reduziert wird, lässt das auf eine gewisse Unterschätzung der Bedeutung der Räume selbst schließen, insofern sie in ihrer konkreten zeit-räumlichen *und sozialen* Gestalt stets auch Erfahrungsräume sind, in denen es nicht nur zu Perspektivverschiebungen kommen kann, sondern sich vor allem auch Bewährtes und bereits Etabliertes zu reproduzieren vermag – die Beharrlichkeit der Struktur und die Trägheit der Masse. In dieser Hinsicht legt es jedenfalls keine gutes Zeugnis ab, wenn die Fachkräfte davon berichten, dass sie in den Clubs immer wieder gegen die Entfaltung rechter Erlebniswelten und Kollektivdynamiken ankämpfen mussten, um überhaupt bestimmte Grenzen durchsetzen zu können, was wiederum meilenweit davon entfernt war, auch Einsicht bei den Jugendlichen zu bewirken. Mehr noch waren die Clubräume teilweise auch Orte, an denen die Jugendlichen relativ ungehindert ‚sie selbst sein‘ konnten und die ihnen als Ausgangspunkt und damit als Ressource für weitergehende Cliquesaktivitäten dienten. Zumindest bezogen auf relativ klar formierte Zielgruppenfiguren wie ‚extrem rechte Clique‘ scheint es daher naheliegend, über andere, nicht exklusiv-verräumlichende Modalitäten nachzudenken, die einen Beziehungsaufbau möglich machen und es erlauben, ein tatsächlich beherrschbares Arbeitsbündnis mit den – einzelnen? – Adressat:innen einzugehen.

- Abgesehen von der Arbeit mit den rechten Cliques selbst waren die Fachkräfte wiederholt auch bestrebt, andere Jugendspektren zu unterstützen und jugendkulturelle Vielfalt zu fördern. Auch in diesen Kontexten trieben sie gerade die Schaffung von Jugendräumen mit voran und verstanden dies durchaus als einen Kontrapunkt zu den rechten Dominanzbestrebungen innerhalb der Sozialräume. Hier wurden Schritte getan und auch Erfolge erzielt. In der Bilanz blieben diese Bestrebungen jedoch brüchig, solange die Aufmerksamkeit maßgeblich auf ‚Rechts‘ gerichtet war und in diese Richtung umfangreich Ressourcen investiert wurden. Während finanzielle Mittel eher unproblematisch zur Verfügung standen, waren es vor allem die begrenzten personellen Kapazitäten, die letztlich bedingten, dass überwiegend in eine Richtung investiert wurde – und zwar mit unterm Strich überschaubaren Resultaten. Sicherlich, hier lagen die Schwerpunkte der Beauftragung. Die Prioritätensetzung hatte aber letztlich zur Folge, dass andere Jugendspektren dann (zunächst) doch wieder hintenanstehen mussten oder sogar gänzlich unter dem Radar blieben, während zugleich die ‚rechte Problemklientel‘ immer auch ein Stück weit stabilisiert wurde.

Eine besonders augenfällige Leerstelle bestand darin, dass die *Perspektiven der Betroffenen rechter Gewalt* keine systematische Berücksichtigung fanden. Alternative Jugendliche wurden mitunter zwar anderweitig unterstützt, die Situation der auch von Angriffen betroffenen ehemaligen Vertragsarbeiter:innen und Spätaussiedler:innen wurde hingegen nicht aufgegriffen, eine Bezugnahme auf migrantisierte Jugendliche aus diesen Kreisen wird an keiner Stelle in den Interviews überhaupt zur Sprache gebracht. Jugendarbeit erkannte hier offenkundig (noch) keine Zuständigkeit für sich. Dies war zur damaligen Zeit sicher nicht unüblich, markiert aber dennoch einen Umstand, der der kritischen Betrachtung der auf die rechten Cliquen bezogenen Verräumlichungspraxen eine weitere Facette hinzufügt. Vor dem Hintergrund dieser Eindrücke können die Raumgaben durch die sozialarbeiterische Praxis auch als eine strategische ‚Verteilungsfrage‘ rekapituliert werden, die schlecht gelöst worden war, weil sie die Zugänge und Möglichkeiten mindestens ungleich verteilte. Zugleich blieb sie aber gewissermaßen übersichtlich: Die einen hier, die anderen dort... wer denn wann und wie nun welcher Raum – und wer nicht? Bezogen auf die Gegenwart gestaltet sich die Herausforderung noch einmal komplexer.

Sofern der Annahme gefolgt wird, dass eine gegen rechte Haltungen gerichtete (mobile) Jugendarbeit heute viele unterschiedliche Zielgruppen als Adressat:innen kennt, zu denen neben schwerwiegenden ‚Problemfällen‘ vielfach auch diffus konturierte Kreise bis hin zu ‚ganz normalen Jugendlichen‘ sowie die von Ablehnung, Diskriminierung und Gewalt Betroffenen gehören (sollten), kontextualisiert sich auch das Moment der Raumgabe neu und verlangt bewusste Entscheidung innerhalb dieses Geflechts. Und sofern dabei zugleich der Erkenntnis gefolgt wird, dass (extrem) rechte Haltungen und Haltungsbestandteile nicht nur in relativ klar umgrenzten Gruppen und mehr oder weniger geschlossenen Erlebniswelten zirkulieren, sondern den jugendlichen Alltag eher flächendeckend prägen, ist auch davon auszugehen, dass die Probleme gerade auch dort kulminieren, wo eine Heterogenität an Jugendlichen zusammenkommt. In solchen Konstellationen wird jedes einzelne Vorhaben einer Raumgestaltung zu einem steten Grenzgang in sich. Denn gerade wenn Jugendräume von heterogenen Nutzer:innenspektren aufgesucht und genutzt werden, wäre von Einzelfall zu Einzelfall und von Situation zu Situation zu prüfen, wem und was hier jeweils Raum gegeben wird, während andere vielleicht eher fernbleiben, weil ihnen eine rechtsgerichtete Performance anderer Jugendlicher zuwider ist oder sie sich dadurch direkten bis indirekt Angriffen ausgesetzt sehen. Derartige Konstellationen fordern Jugendarbeit heraus, einer inkludierenden Neudefinition von Räumen und deren Nutzungen zuzuarbeiten. Von der Grundausrichtung her bedeutet das, die Haltung einer (kritischen) Zugewandtheit allen Adressat:innen gegenüber gerade auch in verräumlichten Praxissettings um eine klare Parteilichkeit mit demokratisch orientierten Jugendlichen und insbesondere den Betroffenen rechter Gewalt zu ergänzen.

### *Jugendarbeit als eingebettete Akteurin*

Vorangegangen ist mehrfach geschlussfolgert worden, dass das Adressat:innen- und Themenspektrum einer (mobile) Jugendarbeit ‚gegen Rechts‘ zu erweitern wäre. Dem wäre noch hinzuzufügen, dass eine mindestens gemeinwesenorientierte Handlungsperspektive zwingend erforderlich scheint. Wie die Untersuchung gezeigt bzw. bestätigt hat, existieren die Haltungen von Jugendlichen nicht losgelöst vom sozialen und gesellschaftlichen Kontext. So spielen etwa die einen Sozialraum prägenden Diskurse und Kräfteverhältnisse in die Verbreitung und Verfestigung (extrem) rechter Haltungen hinein und

können umgekehrt die Möglichkeiten sozialarbeiterischer Einflussnahme auf Adressat:innen einschränken bzw. ihnen sogar direkt entgegenwirken. Die Diskurse und Kräfteverhältnisse selbst werden damit zu einem Gegenstand, der auch von Seiten der Jugendarbeit problematisierungsbedürftig ist. Hier entsteht ein Interventionsraum, in dem es zumindest darauf ankommen könnte, über Hintergründe aufzuklären, Kontrapunkte zu rechten Hegemoniebestrebungen zu setzen und Alternativen kenntlich zu machen. Dies führt weit ins Politische und damit darüber hinaus, was Soziale Arbeit im engeren Sinne ausmacht. Doch eine solche Politisierung ergibt sich gewissermaßen von selbst, wenn Herausforderung (rechte Haltungen) und Auftrag (Demokratisierung) zusammengedacht und in eine realitätsgerechte Bearbeitungsperspektive überführt werden.

Zusammengenommen könnte das auf eine völlige Überfrachtung der (mobilen) Jugendarbeit hinwirken: was alles können und machen muss... In diesem Sinne sollte keineswegs einer Perspektive das Wort geredet werden, Jugendarbeit – erneut – zum, wie es einer der Interviewten formuliert hat, „Alleinausfallbürgen“ für fehllaufende Entwicklungen insgesamt zu machen. Im Gegenteil: Genau deswegen wäre Jugendarbeit mit ihren Einblicken, Kenntnissen und Fähigkeiten förmlich dazu herausgefordert, ihren Aufgabenbereich und ihre Möglichkeiten genau zu definieren und klar zu vertreten, dass es in einer gesamtgesellschaftlichen Perspektive auf entsprechend komplexe und vielschichtige Lösungsansätze und Ebenen des Engagements ankommt.

Die Chance könnte darin bestehen, sich als eine Akteurin innerhalb eines multidirektionalen Handlungsgeflechts zu begreifen. Hierzu sind die Voraussetzungen mitunter weiterhin prekär, aber letztlich doch deutlich besser, als sie es zu Beginn der 1990er Jahre waren. So gibt es etwa inzwischen eine breite, etablierte Fachlandschaft. Diese stellt eine Ressource dar und der Rückbezug auf sie könnte den Impuls kanalisieren, allen möglichen Zielgruppen und Aufgaben gleichzeitig gerecht werden zu müssen. Anzustreben wäre hier stattdessen ein strategisch vernetztes und aufeinander abgestimmtes Handeln gemeinsam mit anderen Akteur:innen innerhalb (und außerhalb) der Jugendhilfe. Dies würde zudem die Möglichkeiten stärken, sich gemeinsam im (fach-)politischen Kontext zu behaupten, gerade auch angesichts der aktuellen Konjunktur von Infragestellungen, mit denen sich vor allem eine demokratisch engagierte Jugend- und Sozialarbeit konfrontiert sieht.

Damit verbunden wären dann auch weitere gesellschaftliche Felder als Ressourcen eines multidirektionalen Handelns zu denken. In Abhängigkeit von den jeweils konkreten Begebenheiten lassen sich hier Bezüge in unterschiedliche Richtungen herzustellen. So sind auf der politisch-administrativen Ebene die Sensibilität und die Handlungsbereitschaft im Umgang mit der extremen Rechten und mit einzelnen Diskriminierungsphänomenen gewachsen. Auch eine plural aufgestellte oder sogar antifaschistisch engagierte Jugend ist nicht von der Bildfläche verschwunden und selbst in Sachsen gibt es eine Vielzahl zivilgesellschaftlicher Akteur:innen, die in Sachen Demokratie und Menschenrechte aktiv oder aktivierbar sind. Wie dünn das Gras hier in einzelnen, insbesondere ländlichen Regionen auch gesät sein mag, so zeigt die Erfahrung doch, dass es immer wieder überraschen kann, wer sich da alles gar nicht so weit entfernt bewegt.

## Literatur

- Bourdieu, Pierre (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1991): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. 4. Auflage. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Flick, Uwe (2005): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek: Rowohlt.
- Helfferich, Cornelia (2019): Leitfaden- und Experteninterviews. In: Baur, Nina/Blasius, Jörg (Hrsg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. 2. vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 669-686.
- Krafeld, Franz Josef (1996): Die Praxis Akzeptierender Jugendarbeit. Konzepte, Erfahrungen, Analysen aus der Arbeit mit rechten Jugendcliquen. Opladen: Leske + Budrich.
- Krafeld, Franz Josef (2009): Grenzen in der Sozialen Arbeit – speziell in der Arbeit mit rechtsorientierten Jugendlichen. In: AGJF Sachsen (Hrsg.): Grenzen der Akzeptanz. Möglichkeiten Sozialer Arbeit - Reader zur Fachtagung am 14. Mai 2009, S. 17-24. Online verfügbar: <https://www.agjf-sachsen.de/files/Downloads-Dokumente/Projekte/MUT%20Publikationen/Reader%20Fachtag%20%E2%80%9EGrenzen%20der%20Akzeptanz.%20Moeglichkeiten%20Sozialer%20Arbeit%E2%80%9C%20%282009%29.pdf> [06.10.21]
- Küsters, Ivonne (2019): Narratives Interview. In: Baur, Nina/Blasius, Jörg (Hrsg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. 2. vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 687-693.
- LAK Mobile Jugendarbeit Sachsen e.V. (2016): Arbeitsstand zur Handlungsempfehlung im Umgang mit Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit (GMF) in der Mobilen Jugendarbeit/Streetwork. Chemnitz. Online verfügbar: <https://www.mja-sachsen.de/wp-content/uploads/2016/12/Handlungsempfehlung-GMF.pdf> [06.10.21]
- Liebsch, Katharina (2016): Identität und Habitus. In: Korte, Herrmann/Schäfers, Bernhard (Hrsg.): Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie. 9. überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 79-100.
- Mayring, Philipp/Fenzl Thomas (2019): Qualitative Inhaltsanalyse. In: Baur, Nina/Blasius, Jörg (Hrsg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. 2. vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 633-648.
- Meuser, Michael (2018): Leitfadeninterview. In: Bohnsack, Ralf/Geimer, Alexander/Meuser, Michael (Hrsg.): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. 4. vollst. überarbeitete und erweiterte Auflage. Opladen/Toronto: Budrich, S. 151-153.
- Möller, Kurt/Grote, Janne/Nolde, Kai/Schuhmacher, Nils (2016): „Die kann ich nicht ab!“ Ablehnung, Diskriminierung und Gewalt bei Jugendlichen in der (Post-)Migrationsgesellschaft. Wiesbaden: Springer VS.
- Möller, Kurt/Lempp, Marion/Nolde, Kai/Schuhmacher, Nils (2017): Abschlussbericht zum Projekt ‚Rückgrat!‘ – Eine Wissenschaft-Praxis-Kooperation gegen Rechtsextremismus und gruppierungsbezogene Ablehnungen. Esslingen. Online verfügbar: [https://www2.hs-esslingen.de/~moeller/Abschlussbericht-R%FCckgrat\\_2017-1.pdf](https://www2.hs-esslingen.de/~moeller/Abschlussbericht-R%FCckgrat_2017-1.pdf) [06.10.21]

Nolde, Kai/Feder, Johanna/Möller, Kurt/Dietrich, Kai/Liedtke, Simone (2021): Erfahrungsräume öffnen – Demokratie gestalten. Die KISSeS-Strategie in der Praxis. Esslingen. Online verfügbar: [https://www.hs-esslingen.de/fileadmin/media/Fakultaeten/sp/Forschung/Land\\_in\\_Sicht\\_/Handreichung\\_KISSeS-in-der-Praxis\\_webX.PDF](https://www.hs-esslingen.de/fileadmin/media/Fakultaeten/sp/Forschung/Land_in_Sicht_/Handreichung_KISSeS-in-der-Praxis_webX.PDF) [06.10.21]

ReMoDe (2020): Kurzkonzept ReMoDe. Online verfügbar: <https://www.mja-sachsen.de/wp-content/uploads/2020/05/Kurzkonzept-ReMoDe.05-2020.pdf> [06.10.21]

Schütze, Fritz (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Bielefeld: Universität.

Schuhmacher, Nils/Zimmermann, Gillian (2021): „Großversuch“ im Schatten der Gewalt. Erfahrungen im „Aktionsprogramm gegen Aggression und Gewalt“ sowie in weiteren Ansätzen der Arbeit mit rechts(extrem) orientierten Jugendlichen in Sachsen bis Ende der 1990er Jahre.

Strauss, Anselm/Corbin, Juliet M. (1996): Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz.

Strübing, Jörg (2021): Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung eines pragmatistischen Forschungsstils. 4. vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: Springer VS.

## Anhang I: Untersuchungsanlage und methodische Vorgehensweise

### Fragestellung und Forschungsperspektive

Ein zentraler Auftrag der Begleitforschung von ReMoDe besteht darin, die Entstehung und Entwicklung der (mobilen) Jugendarbeit mit (extrem) rechtsorientierten Jugendlichen in Sachsen insbesondere für die erste Hälfte der 1990er Jahre und unter den Rahmenbedingungen der zu dieser Zeit auflegten Bundes- und Landesprogramme wissenschaftlich aufzuarbeiten und die Ergebnisse für eine gegenwartsbezogene Reflektion und Weiterentwicklung von Praxis fruchtbar zu machen. Der diesem Bericht zugrunde liegenden Teiluntersuchung kam dabei die Aufgabe zu, sich mittels einer qualitativen Erhebung und Auswertung (der Analyse von Interviews) den Erfahrungen derjenigen Fachkräfte zuzuwenden, die die Praxis unmittelbar vor Ort gestaltet hatten.

Das aus dem Projektzusammenhang an die Begleitforschung insgesamt und an die Forschungssäule ‚qualitative Fachkräfteinterviews‘ im Besonderen herangetragene Erkenntnisinteresse war dabei einerseits relativ breit gefächert und andererseits darauf fokussiert, aus dem Rückblick heraus Momente gelingender Praxis zu identifizieren, die als instruktive Anregungen in die eigene Projektgestaltung integriert werden können. Beide Punkte bedurften einer Spezifizierung.

Das Bestreben nach einer Identifikation gelingender Praxismomente wurde bei der Anlage und Ausgestaltung der Untersuchung in die begründete – und dann auch forschungsleitende und am Material nachvollziehbar gemachte – Annahme überführt, dass ein ‚gradliniger‘ Transfer, auch nur bruchstückhaft, kaum zu haben sein dürfte:

- Erstens entsteht ein wirklicher Erkenntnisgewinn nicht allein aus dem Nachvollzug von ‚Erfolgsgeschichten‘, sondern erst dann, wenn mindesten genauso sehr auch die Brüche und Unwägbarkeiten bis hin zu den erlebten Möglichkeitsgrenzen und Momenten des Scheiterns in die Betrachtung mit einbezogen werden.
- Zweitens waren die thematischen Herausforderungen sowie die die Ausgangs- und Rahmenbedingungen insgesamt, unter denen das jugendarbeiterische Handeln sich in den 1990er Jahren entfaltete und dann auch bestimmte Resultate für sich verbuchen konnte, deutlich andere, als sie es heute sind. Die damalige Praxis muss also, ob sie nun gelingend war oder nicht, im historischen Kontext betrachtet werden.
- Drittens ist Jugendarbeit gerade auch im Umgang mit Pauschalablehnungen und Phänomenen der extremen Rechten stets darauf angewiesen, die Entwicklung von Handlungsansätzen ausgehend von der aktuellen Gesamtsituation zu betreiben und deren konkrete Ausgestaltung passgenau auf die in einem jeweiligen Setting gegebenen und durch dieses mitgeformten Herausforderungen zuzuschneiden.
- Dies lässt viertens weniger einen Transfer (i.S.v. Übertragung) einzelner Praxisbausteine und mehr eine informierte und reflektierte Transformation (i.S.v. Umwandlung) früherer Erfahrungen zu, die gerade auch die Differenz zwischen heute und damals in die Entwicklung eigener Strategien einfließen lässt.
- Fünftens vermag von daher auch eine qualitative Beforschung der historischen Erfahrungen nicht viel mehr zu leisten, als Anhaltspunkte für eine solche Aneignungsbewegung zu rekonstruieren, die in der Gegenwart vollzogen werden muss.

Als konzeptioneller Bezugspunkt für diese Überlegungen diente ein Verständnis strategischen Handelns, wie es bereits in anderen Forschungszusammenhängen und Praxis-Wissenschafts-Kooperationen entwickelt worden war und sich sowohl bei der Evaluation wie auch bei der Gestaltung

von Fachpraxis im Themenfeld bewährt hatte (vgl. u.a. Möller/Lempp/Nolde/Schuhmacher 2017, Nolde/Feder/Möller/Dietrich/Liedtke 2021). Unter Strategie ist in diesem Sinne zu verstehen:

- das resultatorientierte Zusammenspiel von
- konzeptionellen Planungen und
- darauf bezogenen Aktivität(sschritt)en
- unter Berücksichtigung
  - » spezifischer Ausgangsbedingungen und
  - » verlaufsbezogener Rahmenbedingungen sowie
  - » der Einflüsse von Adressat:innen und
  - » des eigenen professionellen Handelns.

Forschungsergebnisse und Praxiserfahrungen haben zum einen gezeigt, dass eine auf die Entwicklung solcher Strategien ausgerichtete professionelle Handlungskompetenz eine zentrale Gelingensbedingung demokratiegestaltender Sozialer Arbeit ist; als begründete Vorannahme ist diese Einsicht in die Anlage und Ausgestaltung der Untersuchung eingeflossen ist. Zum anderen kann das angeführte Strategieverständnis bzw. die Betrachtung seiner einzelnen Elemente dazu verhelfen, überhaupt erstmal die in Praxiskontexten verfolgten Handlungslogiken analytisch zu erschließen. Dazu sind weitergehende Ausdifferenzierungen notwendig, die sich mithilfe Logischer Modelle abbilden und systematisieren lassen. Dergestalt lässt sich bspw. weitergehend auffächern, welche Ausgangsbedingungen in einzelnen Dimensionen überhaupt vorliegen (im sozialräumlichen *Kontext*, als *Incomes* von Adressat:innen, durch den *Input* der Fachkräfte und vermittelt der *Strukturen*, auf denen das fachliche Handeln aufbaut), wie diese Ausdimensionierungen jeweils ineinandergreifen (können) und Fachkräfte auf sie bezugnehmen, um bestimmte Herausforderungen zu identifizieren und darauf abgestimmte konzeptionelle Planungen zu entwickeln... (eine ausführlichere und vollständige Darstellung findet sich z.B. bei Nolde/Feder/Möller/Dietrich/Liedtke 2021: 75ff.). Entscheidend ist im vorliegenden Zusammenhang, dass Strategieverständnis und Logisches Modell ein heuristisches Raster für die weitergehende Untersuchung abgaben, das sowohl in die Gestaltung des Interviewleitfadens wie auch in die (Vor)Strukturierung der Analysekategorien einfluss (s.u.).

Diese Heuristik passte zudem zu dem breit angelegten Erkenntnisinteresse im Projekt. Letzteres machte es zugleich aber auch erforderlich, den Fokus zu schärfen und inhaltliche Schwerpunktsetzungen festzulegen. Hierzu mussten forschungsstrategische und -pragmatische Entscheidungen getroffen werden, was in einem dialogischen Prozess zwischen Projektgruppe und Begleitforschung realisiert wurde. Im Grundsatz wurde sich darauf verständigt, die Erfahrungen der Fachkräfte zunächst möglichst breit gefächert einzuholen, um dann ausgehend von den ersten Fallanalysen inhaltliche Fokussierungen vorzunehmen. In die Entscheidung für eine zunächst breite Abfrage spielte zum einen die Überlegung hinein, eine derart umfangreiche Materialsicherung auch deswegen zu betreiben, weil viele der damaligen Akteur:innen aktuell noch gut greifbar sein dürften, dies sich in einigen Jahren aber bereits geändert haben könnte. Zum anderen schien eine solche Vorgehensweise vor allem auch geboten, um sich nicht durch eigenen Vorannahmen einengen und stattdessen von der Empirie belehren zu lassen.

Entsprechend waren die ersten beiden Fallanalysen, die durchgeführt explorativ angelegt und bezogen die gesamte Bandbreite der gemachten – bzw. eingeholten – Erfahrungen ein. Dergestalt dienten sie als Grundlage zur Präzisierung der Forschungsperspektive. Ihre ausführliche Verschriftlichung wurde in die Projektgruppe eingespeist und dort gemeinsam besprochen. Praxisinteresse und sich

abzeichnende mögliche Erkenntnisgewinne wurden so aufeinander zubewegt und es fand ein Ausloten von Relevanzen und Fokussierungsmöglichkeiten statt. Im Ergebnis wurden daraus vier Schwerpunkte für die weiteren Fallanalysen und für die Gesamtauswertung abgeleitet:

- die Ausgangslagen in Hinblick auf rechtsorientierte Adressat:innen und Sozialräume,
- die Praxiszugänge und Handlungsansätze der Fachkräfte,
- die sich davon ausgehend entfaltende Praxis der Jugendarbeit sowie
- die Wirkungseinschätzungen und Praxisbilanzen der Interviewten.

Diese Festlegung bedeutete im Umkehrschluss, andere Aspekte, die ebenfalls den Interessenskreis des Projekts berührten, nicht systematisch und lediglich als an die Kernthemen angelagert zu berücksichtigen. Nicht (durchgängig) entfaltet wurden etwa eine Analyse der Arbeit mit weiteren Zielgruppen, der Bedeutung einer handlungsleitenden Professionalität, der lokalen Trägerkontexte und Kooperationen oder der Ausstiege der Fachkräfte aus dem Themen- und ggf. Handlungsfeld.

## Methodisches Vorgehen

### *Auswahl und Rekrutierung der Proband:innen*

Als (potenzielle) Proband:innen galten dem Forschungsinteresse all jene Fachkräfte der (mobilen) Jugendarbeit in Sachsen, die in den 1990er Jahren – vornehmlich in der ersten Hälfte des Jahrzehnts und im Rahmen des Bundes- bzw. Landesprogramms – Praxiserfahrungen in der Arbeit mit (extrem) rechtsorientierten Adressat:innen gemacht hatten.

Diese zu aufzutun, oblag zunächst dem Projektteam des LAK Mobile Jugendarbeit e.V. (Danke!). Unter Nutzung der Ressourcen des Landesverbands wurde sich zunächst ein Überblick über diejenigen Projekte, Träger und Standorte verschafft, die seinerzeit an AgAG beteiligt und/oder im Themenfeld aktiv waren. Darüber sowie im Schneeballsystem über weitere Feldkontakte und Netzwerkpartner:innen erfolgte eine Identifikation konkreter Personen, die mutmaßlich in Frage kämen und ansprechbar sein dürften. In einem nächsten Schritt erfolgte die Kontaktaufnahme. Es fand eine Vorabklärung statt, ob im anvisierten Zeitraum tatsächlich mit rechtsorientierten Jugendlichen gearbeitet worden war und ob die Bereitschaft besteht, im Projektrahmen von diesen Erfahrungen zu berichten. Eine Zusammenstellung der positiven Rückmeldungen wurde an die Forschungsgruppe weitergeleitet. Aus der gemeinsamen Sichtung heraus wurde dann festgelegt, an welche Fachkräfte direkt für ein Interview herangetreten und wo ggf. noch mal weiter nachgeforscht werden sollte.

Bei der konkreten Auswahl der Proband:innen spielten teils praktische Gründe eine Rolle. So galt einigen Personen eine persönliche Begegnung als Voraussetzung für ein Interview; aufgrund der aktuellen Pandemiebedingungen musste letztlich aber von face-to-face-Gesprächen abgesehen und stattdessen auf telefonische bzw. online-Kommunikation gesetzt werden. Auf einige weitere mögliche Interviews musste letztlich verzichtet werden, schlicht weil es die vorhandenen Ressourcen überstrapaziert hätte. In systematischer Hinsicht wurde bei der Auswahl vor allem eine „konzeptuelle Repräsentativität“ (Strübing 2021: 32) angestrebt. Die Gewichtung war darauf angelegt, die Abdeckung verschiedener Regionen Sachsens, unterschiedlicher Urbanisierungsgrade der Sozialräume und eine paritätische Geschlechterrepräsentanz zu gewährleisten sowie neben AgAG-Beteiligten gezielt auch Nicht-Programmbeteiligte Fachkräfte als Vergleichsgruppe in die Untersuchung

einzu beziehen. Unter diesen Maßgaben wurde der von vornherein geplante Umfang von acht Interviews realisiert, von denen dann sechs in die Auswertung einbezogen wurden. (Eines der Interviews erwies sich aufgrund der relativ kurzzeitigen Praktikantenrolle des Interviewten als letztlich wenig gehaltvoll und ein weiteres musste vorerst zurückgehalten werden, um den Analyseaufwand in einem realistischen Rahmen zu halten.)

### *Durchführung der Erhebung*

Als qualitatives Erhebungsinstrument kamen leitfadengestützte Interviews mit narrativen Sequenzen zum Einsatz, die thematisch auf besagten Erfahrungsraum – Praxis mit (extrem) rechten Jugendlichen vor allem in der ersten Hälfte der 1990er – zentrierten.

Für leitfadengestützte Interviews wurde sich entschieden, um alle Aspekte erfassen zu können, die gemäß des Zuschnitts der Forschungsperspektive auf Strategieentwicklungen bzw. auf die impliziten Handlungslogiken der Akteur:innen (s.o.) als relevant gelten durften. Um das im Hintergrund verlaufende heuristische Raster einzuholen und fallübergreifende Vergleichbarkeit herzustellen, war es erforderlich, die Befragung mit einer entsprechenden Systematisierung zu unterlegen. Das bedeutet zugleich, grundsätzlich anzustrebende „maximale Offenheit“ der Interviewsituation durch das „Prinzip ‚So offen wie möglich, so strukturierend wie nötig‘“ (Hellferich 2019: 670) einzuschränken. In diesem Sinne wurde der Interviewleitfaden, auch wenn er relativ detailliert ausgearbeitet worden war, nicht ‚sklavisch‘ abgearbeitet, sondern als eine den Erzählfortgang stützende „Liste von Themen“ eingesetzt, um so „den Ansprüchen an eine qualitative, insbesondere eine rekonstruktive Forschungslogik deutlich besser gerecht“ (Meuser 2018: 152) werden zu können.

Der Leitfaden wurde zudem um Fragestellungen ergänzt, die narrative Sequenzen generierten. Dadurch sollte der subjektiven Erfahrungsdimension der Interviewten mehr Raum gegeben bzw. die in der zur Plausibilisierung verleitenden Rekonstruktion dieser Erfahrungen zur Geltung kommenden Relevanzwahrnehmungen und zugeschriebene Sinnzusammenhänge greifbar gemacht werden. Zudem wurde auf diese Weise abgesichert, dass Aspekte, die im Vorfeld nicht als bedeutsam eingeschätzt worden waren, dennoch angemessen erfasst werden konnten. Insbesondere diente dazu die umfangreiche Einstiegspassage der Interviews, die nach den Maßgaben eines narrativen Interviews aufgebaut war: Erzählstimulus, Haupterzählung, immanentes Nachfragen (vgl. Schütze 1977, Küsters 2019). Der eigentliche Leitfaden setzte dann erst im exmanenten Nachfrageteil ein und diente dort zur Vertiefung und Ergänzung bislang noch nicht (ausreichend) ausgeleuchteter Aspekte.

### *Auswertungsverfahren*

Die interpretative Aufbereitung der erhobenen Daten wurde, wie bereits zuvor die Erhebung, ebenfalls in einer Art methodischen ‚Doppelstruktur‘ vollzogen: Die Auswertung des Materials erfolgte zum einen nach inhaltsanalytischen Maßgaben (vgl. Mayring/Fenzl 2019), zum anderen griff sie auf Anleihen aus der Grounded Theory zurück (vgl. Strauss/Corbin 1996). Inhaltsanalytisch wurde verfahren, insofern sich die Auswertung auf diejenigen bereits im Raum stehende Kategorien stütze, die mit den Aspekten und Ebenen des veranschlagten heuristischen Rasters korrespondierten, dergestalt auch strukturierend in den Interviewleitfaden eingeflossen waren und entsprechend das Interviewmaterial selbst zumindest vorstrukturiert hatten.

Dies wurde gleichzeitig mit der von der Grounded Theory veranschlagten ‚generativen‘ Logik bei Kodierung und Kategorienentwicklung verzahnt, ohne dabei dem Anspruch zu folgen, deren komplexe Verfahren gänzlich zu adaptieren. Die Operation zielte eher darauf ab, auf Grundlage eines zusätzlichen „thematischen Kodierens“ (271) oder vielleicht besser: eines thematisch angelagerten Kodierens, die bisherigen kategorialen Festlegungen aufbauend überschreiten zu können. Dies erschien nicht nur attraktiv, um eine erstrebenswerte Entwicklungsoffenheit der Forschungsergebnisse zu gewährleisten, sondern war auch aus methodologischen Überlegungen geboten: Eine Analyse der Strategien bzw. Handlungslogiken von Akteur:innen auf der Grundlage Logischer Modelle ist eher das Werkzeug relativ unmittelbar ansetzender Praxisevaluationen und nicht das Instrument einer Vorgehensweise, die auf die Rekonstruktion subjektiver (und vorliegend deutlich rückdatierender) Erfahrungszusammenhänge abhebt. Im letztgenannten Verfahrensrahmen können bestimmte Aspekte kaum erfasst werden, die einer begleitenden Evaluation (eher) zugänglich sind, bspw. inwiefern geäußerte Wirkungseinschätzungen mit tatsächlich erzielten Resultaten zusammenfallen oder ob konzeptionelle Begründungen einer Praxisumsetzung erst nachträglich ‚hinzugefügt‘ werden. Vor diesem Hintergrund war damit zu rechnen, dass vorab festgelegte Analysekatoren im Anwendungszusammenhang dysfunktional werden könnten. Dies implizierte nicht nur das Erfordernis einer erhöhten interpretativen Sensibilität, sondern auch eine Überprüfung und evtl. Neuvermessung der analyseleitenden Kategorien selbst.

Entsprechend zeigten die ersten Schritte in der Materialerschließung dann auch relativ schnell, dass die Vorfeld-Kategorien teilweise ‚von der Empirie unterlaufen‘ wurden und sich nicht durchgängig sinnvoll aufrechterhalten ließen. Hier konnte dann mit aus dem Material emergierenden Anpassungen, Weiterentwicklungen und Ausdifferenzierungen angeschlossen werden. Auf diese Weise entstand eine Grundlage für vertiefende Einzelfallanalysen, die schließlich in eine Querauswertung entlang des – modifizierten – Kategoriensystems überführt und auf die leitenden Fragestellungen zurückbezogen wurden.

## Anhang II: Kurzübersicht zu den Interviewten

### Steckbrief „Petra“

- Arbeitsfelder:
- 1991-92 : Praktikantin sozio-kulturelles Zentrum
  - 1992-95 : MJA bei AGJF Sachsen (Programmeinbettung)
  - 1996-heute : MJA vor Ort (freie Trägerschaft)
- Programmeinbettung: Landesprogramm „Jugend und Gewalt“
- Sozialraum: Plattenbausiedlung einer Großstadt
- zentrale Adressat:innen und Auftrag:
- mehrere „aggressive, gewaltbereite und rechtsorientierte“ Cliques
  - „Auftrag, gegen Aggression und Gewalt zu arbeiten“
  - Praxisausrichtung, die auch auf Veränderungen auf der Orientierungsebene abzielte
- weitere Adressat:innen: –
- Qualifizierung und biograf. Hintergrund:
- DDR-Fachschulstudium „Clubleiter“, mit Anfang 20 in die Praxis
  - humanistisch geprägtes Elternhaus
- Stichpunkte zur Praxis:
- Räume als „Mittel zum Zweck“, um die Cliques zu erreichen
  - Beziehungsaufbau als ‚Aggressionsbremse‘ und Voraussetzung für aussichtsreiche(re) Einzelarbeit, vor allem mit ‚Mitläufern‘
  - Einschätzung: Jugendliche sind insb. über Veränderungen der Lebenssituation, durch das Erleben von Selbstwirksamkeit und über Emotionen für Haltungsänderungen erreichbar
  - „Zorn der Antifa“ als Begleiterscheinung und Triebfeder für Weiterentwicklung

### Steckbrief „Thomas“

- Arbeitsfelder:
- 1988-92 : Erzieher Kinderheim
  - 1992-95 : MJA bei AGJF Sachsen (Programmeinbettung)
  - 1996-heute : weiterhin MJA vor Ort (über Landkreis finanziert)
- Programmeinbettung: Landesprogramm „Jugend und Gewalt“
- Sozialraum: kleiner Mittelstadt industrieller Prägung
- zentrale Adressat:innen und Auftrag:
- gewaltauffällige Skinhead-Clique (20-25 Personen)
  - „Handlungsmaxime“: „die Jungs von der Straße zu holen und das Gewaltpotenzial einzudämmen“
  - Selbstverständnis: „Befrieder für das Gemeinwesen“ und „Beschützer von den Jungs vor selbstzerstörerischen Aktionen“

- weitere Adressat:innen: Punks
- Qualifizierung und biograf. Hintergrund:
- DDR-Ausbildung zum Heimerzieher
  - Prägung durch „so eine wertekonservative Haltung zu Ostzeiten, gepaart mit einem starken Nationalismus“
- Stichpunkte zur Praxis:
- 1991: Molotow-Angriff auf Wohnblock für Migrant:innen, Adressat:innen sind involviert
  - Hilfe für Jugendliche bei Strafverfahren als Ansatzpunkt
  - 1992: Gründung eines Cliques-Treffs
  - 1993: Öffnung des Treffs auch für Punks, Ausbau zum Jugendclub
  - relativ weitläufiges Verständnis von Akzeptanz
  - Fokus auf Gewaltdistanzierung durch „Sozialintegration“ und „Durchmischung“, extrem rechte Orientierung kaum Thema

### *Steckbrief „Jessica“*

- Arbeitsfelder:
- 1993-96 : MJA Stadtjugendring (Programmeinbettung)
  - 1997-2010 : weiterhin MJA vor Ort
  - 2011-heute : Leitungsfunktion freier Jugendhilfeträger
- Programmeinbettung: „Aktionsprogramm gegen Aggression und Gewalt“ (AgAG)
- Sozialraum: „Neubauviertel wie Heckert in Chemnitz“ in größerer Mittelstadt
- zentrale Adressat:innen und Auftrag:
- drei Cliques, zunächst keine rechten Haltungen wahrgenommen
  - Auftrag „gegen Aggression und Gewalt“ nicht relevant, „mehr eine Art Freizeitgestaltung für die jungen Leute“
  - Mitte der 1990er: Manifestation rechter Tendenzen insb. bei einer der drei Cliques
  - Neuausrichtung der Arbeit, Engagement ‚gegen Rechts‘ bei Cliques und auf Stadtteilebene
- weitere Adressat:innen: Jugend im Stadtteil (Gemeinwesenorientierung)
- Qualifizierung und biograf. Hintergrund:
- pädagogische Ausbildung zu DDR-Zeiten, Ende der 1980er in einem Kinderheim tätig
  - humanistisch geprägte und zur Neutralität tendierende Haltung (Teamkolleg:innen eher alternativ bis explizit links)
- Stichpunkte zur Praxis:
- ca. 1994: Mob versammelt sich vor Unterkunft für Spätaussiedler, Steine fliegen...
  - Angriff auf Unterkunft wirkt wie Initialzündung, rechte Haltungen greifen unter Jugendlichen sichtbar um sich
  - Verfestigung extrem rechte Strukturen in der Stadt (bis heute)
  - Jugendarbeit sieht sich doppelt unter Druck gesetzt: Erwartungshaltungen der Politik, Bedrohung durch rechte Szene

### Steckbrief „Stefan“

Arbeitsfelder:	<ul style="list-style-type: none"><li>▪ ab 1991 : MJA im Stadtgebiet (über Landkreis angestellt)</li><li>▪ Ende 90er : MJA regional im Landkreis</li><li>▪ seit 2009 : Sachgebietsleiter Jugend bei der Stadt</li></ul>
Programmeinbettung:	keine formale Programmbeteiligung, aber Zugang zu Weiterbildungen und Fachaustausch
Sozialraum:	Mittelstadt mit weitläufiger Altstadt, Hochschulstandort
zentrale Adressat:innen und Auftrag:	<ul style="list-style-type: none"><li>▪ zwei rechte Skinhead-Cliquen</li><li>▪ Zielgruppe des Streetworks war anfangs nicht genauer definiert, Beauftragung zur Cliquenarbeit nach Ausschreitungen vor einer Unterkunft für Asylsuchende</li></ul>
weitere Adressat:innen:	links-alternative Jugendliche mit im Blick, vor allem in späteren Jahren Arbeit mit verschiedenen Spektren: „linke Szene, „Kiffer“, „Skater“...
Qualifizierung und biograf. Hintergrund:	<ul style="list-style-type: none"><li>▪ zuvor „Techniker, Hausmeister“, möchte ans Theater</li><li>▪ Wechsel zum Streetwork mit ca. 23 Jahren aus Gelegenheit heraus</li><li>▪ Selbstbeschreibung als langhaarige „linke Socke“</li></ul>
Stichpunkte zur Praxis:	<ul style="list-style-type: none"><li>▪ Jugendclub als Dreh- und Angelpunkt (zusammen mit den Cliquen aufgebaut und von diesen teilweise selbstverwaltet)</li><li>▪ Club bindet in den ersten Jahren nahezu sämtliche Ressourcen</li><li>▪ Gestaltung spektrenübergreifender Angebote, Erlebnispädagogik</li><li>▪ Gewaltdynamiken der rechte Cliquen lassen immer wieder an Grenzen stoßen und Zweifel an Sinnhaftigkeit aufkommen</li><li>▪ Ende der 1990er Schlussstrich unter Cliquenarbeit, danach um explizit nicht-rechten Zielgruppen gekümmert</li></ul>

### Steckbrief „Knut“

Arbeitsfelder:	<ul style="list-style-type: none"><li>▪ 1994-2002 : Streetworker (städtische Trägerschaft)</li><li>▪ 2002-heute : Drogenhilfe</li></ul>
Programmeinbettung:	–
Sozialraum:	semi-zentraler Stadtteil einer Großstadt, Plattenbauten dominieren
zentrale Adressat:innen und Auftrag:	<ul style="list-style-type: none"><li>▪ Zurückweisung des Auftrags, mit „Hardcore-Szene“ (Kameradschaft) zu arbeiten</li><li>▪ stattdessen „stadtteilorientierte Arbeit“ und andere Jugendliche unterstützen als selbstgewählter Fokus</li></ul>
weitere Adressat:innen:	„szenenorientierte Arbeit“ rund um Hauptbahnhof
Qualifizierung und biograf. Hintergrund:	<ul style="list-style-type: none"><li>▪ erst Schweißer in der DDR, dann Abitur und Studium FH „für Kultureinrichtungen“</li></ul>

- 1992: Abschluss des Studiums, anschließen prekäre Beschäftigungssituation
  - Streetwork als neue Gelegenheit, Einstieg mit 30 Jahren
  - Selbstbeschreibung: ein historisch bewanderter und politisch „denkender Mensch“, ausgestattet mit Humor und Schlagfertigkeit
- Stichpunkte zur Praxis:
- keine Angebote für rechte Gruppen, nur Einzelfallhilfen
  - starke Stadtteilpräsenz, Präventionsarbeit und Interventionen gegen Verfestigung extrem rechter Strukturen
  - Arrangement mit bereits existierenden Szenestrukturen
  - Lebenserfahrung und „Authentizität“ als zentrale Ressourcen einer persönlichkeitszentrierten Handlungsweise

### *Steckbrief „Birgit“*

- Arbeitsfelder:
- 1996-99 : Einrichtung der OKJA (kirchlicher Träger)
  - 1999-heute : erst Jugendwohngruppe, dann Kita-Bereich
- Programmeinbettung: –
- Sozialraum: Altbau-Wohnquartier einer Großstadt, mittlere Distanz zum Zentrum
- zentrale Adressat:innen und Auftrag:
- kleinere Clique mit „rechtsgerichteten Gedankengut“
  - den Jugendlichen „einen Raum bieten“, sie von „Unheil oder Quatsch“ auf der Straße abhalten und an sie rankommen
- weitere Adressat:innen: Kontakt zu eher links-alternativen Nutzer:innen des Bandkellers
- Qualifizierung und biograf. Hintergrund:
- Berufsanfängerin mit Mitte 20, ausgebildete Sozialpädagogin
  - frisch aus dem Westen nach Sachsen gekommen
- Stichpunkte zur Praxis:
- Cliquenarbeit im Einrichtungskontext reduziert sich weitgehend auf Regulatorisches (Rolle der Aufpasser:in)
  - darüber hinaus fehlt es für eine gelingende Haltungsarbeit an Ansätzen und Kompetenzen
  - kein Rückhalt im Team, um hier weiterzukommen; insb. Handeln des Einrichtungsleiters als unprofessionell wahrgenommen